# Skizzen

aus den

# Hanse-Städten.

---

Von

**Eduard Beurmann.**

---

Hanau,

Verlag von Friedrich König.

1836.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Gedruckt bei J. C. Janda in Gelnhausen.

# Einleitung.

Lübeck, Bremen, Hamburg, das Kleeblatt der alten Hansa, die drei Denksteine jenes weit ausgedehnten Bundes, dessen Macht Könige und Völker empfanden, und vor dessen Schiffsflaggen sich die Meere beugten, sie stehen noch rustig und kräftig auf dem alten Grund und Boden, welchen Bürgersinn und die Festigkeit ihrer republikanischen Regierungen, der deutsche Bundestag und das europäische Gleichgewicht ihnen gesichert haben. Die Hansa ist zerstäubt: der Stahlhof in London und das Hanseatische Haus in Antwerpen sind die einzigen Fragmente des weltgebietenden Vereins, die von der alten Herrlichkeit übrig geblieben. Sie bilden das lockere Band, welches die jetzigen Hansestädte schwach an einander reihet. Indeß die drei Schwestern, mit dem Adler auf einfachem Schilde, dem Schlüssel und den drei Thürmen, sie haben ihre Jungfräulichkeit, durch die Stürme der Zeit getragen, und ihre mächtigen, in die Ebene weit hineinschauenden Thürme, den Wandel und Handel in ihren Mauern, das reiche, üppige Kaufleben in ihren Häfen, Alles deutet an, daß hier eine feste, sichere Hand, während der großen politischen Erdstöße, gewaltet habe, die wenn auch nicht das Ansehen des erloschenen Bundes, doch die innere Kraft auf das Geschwister-Kleeblatt

übertrug. Zeit- und Ortverhältnisse waren der einen Schwester günstiger, als der anderen, und Lübeck, einst das Haupt der Hansa, unter dessen Beistand Gustav Wasa die geraubte Krone sich in Stockholm wieder aufs Haupt setzte, und Christiern, den dänischen Usurpator, von dem blutgetränkten schwedischen Throne stieß, hat durch eben diese Verhältnisse am meisten gelitten. Der Marschall Bernadotte, Soult und Murat donnerten ihm am 6. November des Jahres 1806 mit den Kanonen der großen Armee das Schwanenlied entgegen, und die letzten preußischen Ueberreste des blutigen Diners bei Jena verstelen hier, als Desert, den verfolgenden Siegern. Blucher sah sich genöthigt, nachdem er Lubeck preisgegeben, ohnweit desselben, im Dorfe Ratekau zu kapituliren, und die Franzosen plunderten die alte ehrwurdige Hansestadt drei Tage hindurch. Späterhin wurde sie zu einer bonne ville des Kaiserreichs gemacht, um, nach dem Falle Napoleons, die Freiheit aus den Händen Karl Johann's, des damaligen schwedischen Kronprinzen, wieder zu erhalten, desselben, der ihren Namen im Jahre 1806 so blutig in die Weltgeschichte eingetragen. Indeß Lubeck hat sich von allen den Unfällen, die es erduldet, nicht wieder erholt. Es scheint dem ruhigen Betrachter eine gefallene Krone, ein zerbrochener Scepter, der einst über Länder und Meere ausgestreckt war, und jetzt zersplittert an den Ufern der Ostsee liegt, von der Treue seiner Burger, den Zeitverhältnissen und der heiligen Allianz, die sich auf Nikolaus I. und Ferdinand I. vererbt hat, bewacht.

Ich habe sechs Jahre an dem ehrwürdigen Versammlungsplatze des alten Hansabundes verbracht; ich habe Lubeck von der Höhe des Marienthurmes betrachtet, und es ist mir Gelegenheit gegeben worden, in die Tiefe seines Herzens zu schauen. Lubecks Bewohner habe ich

erkannt, Lübecks Straßen, die engen, winkeligen, schlecht gepflasterten Straßen habe ich an meinen Füßen und Hühneraugen sechs Jahre hindurch gefühlt; mit Lübecks Bürgermeistern und Senatoren habe ich dann und wann dinirt und seufzirt; — Lübecks Kunst und Literatur, welche man in einem Tage bequem überschauen kann, habe ich sechs volle Jahre hindurch, einen Tag, wie alle, vor Augen gehabt und erproben können; Lübecks gastfreundlicher Sinn hat sich sechs Jahre hindurch gegen mich bekundet. Erst kurz vor dem Ausbruch der Cholera daselbst verließ ich die wohnliche, vertrauliche Stadt, die in ihrer jetzt bürgerlichen Bescheidenheit vielleicht mehr mein Herz angesprochen hat, als wenn ich in die Fülle ihres Glanzes und ihrer Hoheit eingeführt worden wäre. Ein des Thrones und der Krone sich begebener Herrscher wird leutseliger und gemüthlicher. Ich denke bei Lübeck stets an den Obristen Gustavsehn. Daß ich nun wenigstens in einem Zeitraume von sechs Jahren Gelegenheit gehabt habe, einen geistigen Standpunkt zur Entwerfung meiner Skizzen der alten Hansestadt aufzufinden, das wird mir wohl nicht bestritten werden können. Die Lübecker mögen entscheiden, ob dieselben naturgetreu sind. Sie werden die einfachsten und dürftigsten seyn; denn Lübeck muß mehr in der Vergangenheit leben. Seine Gegenwart ist an Interessen geknüpft die Haus und Hof beachten, sich nicht über das Weichbild erstrecken und Deutschland theilnahmlos lassen müssen.

In Bremen grüße ich meine Vaterstadt, und von dort tönt das Ammenlied meiner Jugend zu mir herüber, das süßschmeichelnde, und alle Tonsonanzen, die hier vielleicht dazwischen schallen, verklungen vor dem mächtigen, markigen, herzerschütternden Gesange vom Vaterlande. Ich habe süße und traurige Stunden in Bremen verlebt, denn Bremen ist eine treue, biedere Stadt, aber

gewaltig intolerant und pietistisch und mystisch. Mallet ist Prediger an der St. Stephanskirche daselbst, und der „Kirchenbote", der Schiller für einen erbarmlichen Dichter erklärt, wird in Bremen wenigstens so häufig gelesen, daß er noch verlegt werden kann. Ach! dieser mystische Pietismus, dieses ungeheuere seelenfressende Gift, aus einem Gran von Gott und einem Centner Dummheit gebraut, ist das große tragische Leid, welches über Bremen schwebt. Es hält hier schwer, einen Standpunkt aufzufinden, einen genauen, unpartheiischen unvorurtheilsvollen Standpunkt für eine wahrheitgetreue Skizzirung; Bremen ist ein Juste-Milieu zwischen philisteröser Aufklärung und Mystik, und wenn Mallet gegen Schiller predigt, so weiß es die Gegenpartei schnell zu veranstalten, daß im Theater Tartuffe gegeben wird. Also pufft und stößt man sich von beiden Seiten; die Polizei und Humanität werden dabei in die Enge getrieben und der Sieg bleibt unentschieden, obwohl Herr Lemke, welcher den Tartuffe darstellt, und sich dabei à la Mallet schminkt und gebehrdet, jedesmal nach der Vorstellung von der liberalen Parthei herausgerufen wird. Allein ich habe neunzehn Jahre in Bremen verlebt, bevor ich die Universität besuchte, und ein Jahr als Advokat, nachdem ich von derselben zurückgekehrt war. Ich habe Schulen, Kirchen, Häuser, Straßen, Menschen, Tabacks-Fabriken und Bibliotheken kennen lernen; ich weiß es, wo den Bremern der Schuh drückt; ich habe ihre gute Seite erprobt; ich habe das Fest der Aufklärung mit ihnen gefeiert, als man den Doctoren ihren Herrn in Amtssachen entzog, und Dr. S....., wegen dieser fürchterlichen Kränkung, niederschlagende Pillen einnehmen mußte; Theegesellschaften und Kranzbinden habe ich beigewohnt; Senatoren, Funkel-, nagelneue Senatoren habe ich von der ganzen Burgerschaft nach dem Rath-

hause begleiten sehen; ich habe die Liberalität jener Neuerwählten erkannt, wenn sie ganze Körbe mit „Kringeln" aus den Fenstern den Bürgern infimæ plebis zuwerfen ließen, und dieselben sich im Kothe ob der Süßigkeiten aus den Händen ihrer Obern herumbalgten, und die Neuerwählten, mit ihren Amtsbrudern und ihrer Familie, dem Schauspiele zusahen und sich halb todt, über die Kurzweil im Gassenschmutz lachen wollten. Ich kenne Bremen von Innen und Außen, mit seinem Mysticismus und Liberalismus, mit seinem „Bürgerfreund" und seinem „Wochenblatt", mit seinen Winkeln, seinem Braunkohl, seinen Ciceronen auf den Bürger-Konventen, seinem Wein- und seinem Bleikeller, seinen frommen Stiftungen und seinen angesehenen Familien. Die alte gute Stadt ist mir, wegen mancher ehrenwerthen Eigenschaften ihrer Bewohner, zu lieb, als daß ich ihr zu nahe treten könnte; aber ihre Schattenseite ist mir auch wieder viel zu grauenhaft, als daß ich es über das Herz bringen könnte, derselben auf irgend eine Weise Lichtpunkte abzugewinnen, die gar nicht vorhanden sind. Also ich habe Zeit genug gehabt, mich in einem Bremischen Rundgemälde zurecht zu finden; ich will es versuchen, dasselbe vom rechten Standpunkte aus zu skizziren.

Hamburg habe ich fragmentarisch besucht; acht Tage, vier Wochen habe ich zu verschiedenen Zeiten, in der ersten der Hansestädte zugebracht. Allein diese Streifzuge sind von mir mit Oekonomie benutzt worden; ich habe mir nichts entgehen lassen, was Hamburg bietet, und da ich sechs Jahre in einer Stadt verlebte, die kaum acht Meilen von dem letzteren entfernt ist die, so zu sagen, bei der reicheren Schwester stets antichambrirt und mit beiden Augen wohlgefällig auf die üppige Hamonia blickt, indem sie über Alles, was Luxus, Kunst, Literatur,

Journalistik, Politik betrifft, sich dort Raths erholt, so habe ich selbst die Zwischenzeit zu Hamburger Studien benutzen können. Ich war mit den nöthigen Vorkenntnissen versehen, wenn ich Hamburg besuchte, und fand mich mit leichter Mühe in dem großen labyrinthischen Knäuel des dortigen öffentlichen Lebens zurecht. Tivoli und das Theater in der Steinstraße, der Hamburger Berg und der Jungfernstieg, die Alster- und Elb-Pavillons, Peter Ahrens und Dorgerloh, Marr, der poetische Gastwirth, und Georg Lotz, der „unheilbar erblindete" Herausgeber und Redakteur der „Originalien", Dr. Reinhold, der seine Frau nach ihrem Tode so lieb gewonnen hat, daß er bei jeder Theater-Recension, die er schreibt, auf ihr Grab Blumen der Liebe streut und die Todte gar nicht vergessen kann. Rath Ludewig, der die „literarischen Blätter der Börsenhalle" mit Uebersetzungen versorgt, die schöne Marianne, die zu Eimsbuttel Haus und Hof hielt, das Baumhaus und der mastbewaldete Hafen, das prächtige Krankenhaus und die „kritischen Blatter der Börsenhalle", unter Wurm's früherer Redaction, der „Freischutz", der „Neuigkeitsträger", der „Beobachter" und die Hamburger Censur, die Unpartheilichkeit des „unpartheiischen Correspondenten", die Börsenhalle mit ihrer „Abendzeitung", Wandsbeck, Ottensen, mit Klopstocks und seiner Meta Grab, das begehrende, freudesuchtige Herz Hamburgs, die wohlgeordnete Regierung des Freistaats, die um- und vorsichtige Polizei, die Magnificenzen, Hoch- und Wohlweisheiten des Senats, in ihrer Amtstracht, die Landhäuser und das Hamburger Familienleben bei den Theemaschinen, Schmidt und Lebrun mit der dramatischen Kunst im alten und neuen Stadt-Theater, Dr. Pape und die Nachdruck vollgepfropften Lesefrüchte, ich habe es Alles aus der Ferne und Nähe betrachtet, und wie ich

von dem Michaelisthurme aus das leibhaftige Hamburg erblickte, so mein' ich auch, tief genug in das Innere Hamburgs eingedrungen zu seyn, um es wenigstens skizziren zu können.

Ich sitze in Frankfurt am Main in einem Hinterstübchen der Hochstraße, weltabgeschieden, und lasse die Hansestädte, wie ein wandelndes Bild, an mir vorüberziehen. Mein eigentlicher Standpunkt ist die Erinnerung. Ich will es versuchen, ihr Leben zu geben, treues, wahrhaftiges Leben, daß nichts Träumerisches in dem Bilde erscheint, sondern die reinste Objektivität, und ich gedenke, auch Hamburg das frivole, uppig blühende, geldstolze, egoistische, kaufmännische, aber zugleich bürgerliche, verständige, hier und da mit Literatur und Poesie, ja mit Weisheit und Humanität geschmückte Hamburg mit Wahrheit abzubilden.

Die Hansestädte haben keine positive politische Bedeutsamkeit mehr; allein man hat den Republikanismus in ihnen, wie in Spiritus-Gläsern, aufbewahrt. Er ist todt, aber er sieht frisch und lebendig aus, wie eine vom Torfmoor beschützte Leiche, und in sofern haben die freien Hansestädte wenigstens eine negative politische Bedeutung. Man wußte wirklich nicht, was man mit ihnen beginnen sollte und mit der in ihnen eingeschachtelten Freiheit, und man ließ ihnen das Leben. Der Republikanismus der freien Städte ist so harmloser Art, daß man von ihm nichts zu fürchten hat. Die Burger der Hansestädte leben in ihrer materiellen Freiheit einen Tag, wie alle, dahin, und betrachten den Senat mit einer heiligen, ehrwurdigen Scheu, wie vielleicht kein Unterthan eines monarchischen Staats seinen Fürsten betrachtet. Der Handel ist in den Hansestädten der Nerv des Lebens, und dieser Handel wird nicht durch Zoll und Accise bedrangt; keiner hat dort uber Hindernisse des materiellen

Verkehrs zu klagen, und das bedeutsame: „Ick bin Bremer (Lubecker, Hamborger) Borger“ beweiset zur Genüge, daß der Hanseſtädter ſich wenig um das übrige Deutſchland kümmert. Die öffentliche Ruhe in den Hanſeſtädten würde ſchwerlich durch irgend einen revolutionären Geiſt zu ſtören ſeyn; denn kein „Borger“ in ihnen möchte geneigt ſeyn, ſeine Intereſſen einer Revolution zum Opfer zu bringen. Bremen hat ſeinen Tabacks-handel und vermittelt die Auswanderungen nach Amerika; Lübeck hat ſeine Dampfſchiffe und ſeinen Oſtſee-Verkehr; Hamburg endlich hat die treffliche Bank, England, Amerika u. ſ. w. Was ſollen ſich die Hanſeſtädte viel um Deutſchland bekummern, welches ſie höchſtens, zum Abſatz ihrer Waaren, bedurfen? Sie machen einen ſo ökonomiſchen, haushälteriſchen Gebrauch von ihrer Freiheit wie ſie ihn nur eben machen können, und der Geiſt ihrer Bürger verſenkt ſich in den Materialismus des Lebens, der ſeine Schulden zahlt und ſeine Güter vermehrt. Die freien Hanſeſtädte haben eine negative politiſche Bedeutſamkeit, ſie unterhalten den Welthandel Deutſchlands mit der transatlantiſchen Welt, und beweiſen, daß das Geſetz und die Ordnung der Dinge in unſerem guten Vaterlande da äußerſt wenig zu befurchten haben, wo man Sorge trägt, daß den materiellen Bedurfniſſen des Menſchen auf eine ſolide Weiſe abgeholfen werde.

# Lübeckische Skizzen.

Lübecks Lage ist die bescheidenste von der Welt. Die alte, einst so mächtige Hansestadt, die ehemalige Beherrscherin der Ostsee liegt an der Trave und Wakenitz. Der letztere Fluß ist ein Nebenfluß, welcher der Trave zuströmt. Nur diese wirft sich zwei Meilen unterhalb Lübeck, bei Travemünde, an das Mutterherz der Ostsee, nachdem sie tief in Holstein, zwischen Gieselrade und Sarau, ihre Quelle gefunden hat. Sie ist gerade bei Lubeck so breit, daß man bequem mit einem Stein hinüber werfen kann, aber tief genug, um großen Schiffen einen Ankerplatz im Angesichte der Stadt zu bieten. Ein kleiner, untersetzter, kräftiger Fluß schreitet sie ruhigen Sinnes einher; doch war sie vor Zeiten ein David, dem riesigen Flusse Elbe gegenüber. Die Trave sah Lübeck in der Wiege, im Jünglings-, im Mannes-Alter; mächtige Flotten sandte sie aus gen Dänemark und Schweden. An ihren stillen Ufern erblühte die Hansa; sie legte den Grundstein zu der Herrschaft der Letzteren über die Meere. Jetzt schmiegt sie sich sanft und traulich an den entthronten Greis und will mit ihm ausharren bis an das Ende seiner Tage. Die Trave ist, ein treuer Fluß; sie wird, wie jener treue Hund, einst das Grab ihres Herrn bewachen. Ihre Ufer sind von freundlichem Grün, von Forst und Wald umkränzt, und nachdem sie sich lange einfach und demüthig durch sie hingewunden, öffnet sie nun mit einem Male, bei'm Anblick des weiten Oceans mächtig und ausgebreitet ihre Arme und sinkt an

das Mutterherz der alten Ostsee, der sie die Liebste ist, von allen Töchtern und Söhnen.

Eduard Duller schrieb eine Ballade: „die Krone des Elends“ und Wyttenbach, ein Maler aus Trier, der jetzt in München ist, zeigte mir, nachdem wir im Gasthofe zum „Schwan“ in Frankfurt, durch ein Paar Flaschen Nierensteiner in eine lyrische Stimmung versetzt worden waren, eine Skizze zu dem Gedichte. Ein König, die Krone auf dem Haupte, zu seiner Seite zwei weinende Töchter, sitzt in lear'scher Verzweiflung in einer Felsengrotte, ein greiser König, ein gram- und schmerzvoller. So sieht **Lübeck** für denjenigen von Außen aus, der Poesie hat. Die mächtige Hansa, der alte Bröms, Gustav Wasa, der Lübeck'sche Schöffenstuhl, das Lübeck'sche Stadtrecht, die Lübeck'sche Flotte, das gewaltige weltumfassende Lübeck; und jetzt das Lübeck mit aller seiner steinernen Herrlichkeit, mit seiner prachtvollen Marienkirche, mit dem Rathhause und dem Hansasaal, dem beschnittenen Handel, den russischen Dampfböten, die Petersburg und Lübeck verbinden, dem weitberühmten Schweinsbraten, der Dorschsauce, dem Travemünder Seebade und dem Ober-Appellations-Gerichte der vier freien Städte Deutschlands. Und doch ist Lübeck eine königliche Stadt. Die Thürme der Marienkirche, die weit in das Land hineinlugenden, sie scheinen mir das weiße, gespenstige Lockenhaar des alten trauernden Lear, der seine Kinder, sein Hamburg, sein Bremen mächtig gemacht, den seine Kinder verstoßen. Was wäre jetzt Lübeck, ohne die „Alexandra“ und den „Nicolai“, die beiden mächtigen Dampfböte, die so viel Leben bringen in die freie Hansestadt, so viel russisches Blut zu den Herzen ihrer Kaufleute, so viele Excellenzen, Grafen und Barone, so viel Gold! — Das „Hotel du Nord“, der schönste Gasthof in Lübeck, verdankt der Dampfschiff-

fahrt sein Daseyn, und ohne Petersburg würde Lübeck nur Lübeck seyn. Einsamtrauernd steht es freilich noch immer auf dem alten Fleck, von welchem aus es Ländern Gesetze vorschrieb und Könige zittern machte; indeß der Heiligenschein ist von seinem Haupte gewichen, es ist alt geworden und schwächer, so schwach, daß es Gott dankt, sein Leben zu fristen. Mit dem einen Auge blickt es vertrauungsvoll auf Rußland, mit dem andern eben so vertrauungsvoll auf Schweden, und der stolze Adler in Lübecks Wappen, der von einem deutschen Kaiser herrührt, er kann sich nie und nimmermehr zu kaiserlichem Fluge erheben. Bei dem Allen ist es über seinem Schmerze von Neuem Frühling geworden, und ein freundliches, geselliges, einfach-herzliches Blumenleben ist über das Grabmonument der Hansa emporgeblüht. Die Denksteine der alten Herrlichkeit sind verwittert, mit Moos bekleidet, aber das Epheu der Erinnerung hält sie umschlungen. Lübeck, das alte prächtige Stammschloß des Hansabundes, ist eine sommerliche Villa geworden. Die Bewohner dieser Villa halten sie lieb, als wohnliche Wohnung, mit einem herrlichen Antikensaal erhebender Erinnerungen.

Lübeck liegt reizend, nicht romantisch, nicht klassisch, aber Holsteinisch. Und das will viel sagen. Holstein mit seinen grün bewachsenen Hügeln und seinen süßen, wollüstigen See'n, mit seinen uppigen, reichen Landgütern, mit seinem heiteren blauen Himmel, seiner Ost- und Nordsee-gereinigten Luft, ist ein Stück nordischer Schweiz, ein Frühlings-Sonett in der großen, öden Prosa des Haide und Moor umhüllten Nordens. Lübeck ist die Schwelle zu den schönsten Parthien Holsteins, und seine Umgebung trägt bereits die Holsteinischen Farben; das freundliche Grün der Buchen-, Tannen- und Eichengehölze ringsum lächelt Einem hier von allen Seiten entgegen, und die Natur um Lübeck bietet gewissermaßen

das Vorspiel der pittoresken Einfachheit Holsteins, in welcher sich Hügel und Thal, Forst und See die Hand bieten, und die in derselben sanften Harmonie dem physischen Auge entgegentritt, in welcher eine Göthe'sche Dichtung sich dem geistigen Auge zeigt. Nirgends ist hier Erhabenheit, aber allenthalben Poesie.

Aus weiter Ferne erblickt man bereits die hohen Thurmspitzen Lübecks. Die Domkirche, die Marienkirche, die Jacobikirche winken Einem den Bewillkommnungsgruß zu, bald dicht an einander gedrängt, bald in weiter Reihe sich den Blicken darbietend, je nachdem man einen verschiedenen Standpunkt einnimmt. Lübeck hat keine Vorstädte; es liegt in Garten-Anlagen versteckt, und ob man das Mühlenthor, das Burgthor, das Holsteinthor betritt, es ist nur ein Schritt aus dem Grün der Umgebungen in die alten unregelmäßigen Straßen, die halb gothisch-düster, halb modern-freundlich dastehen. Lübeck liegt auf einem Hügel, der sich östlich zur Wakenitz, westlich zur Trave hinabsenkt, und seine Umgebung ist eben, ohne flach zu seyn. Hügel, mit Wiesengrün bekleidet, mit Forst und Wald gekrönt, bieten das bunte Mancherlei der Natur, dessen Charakter ich oben angedeutet habe.

Das Herz- und Rippen-Zermalmendste in der Welt ist unstreitig der Weg von Hamburg nach Lübeck. Die beiden Schwestern möchten sich gerne die Hand bieten, aber die dänische Regierung, die für Kiel fürchtet, hat einen entsetzlichen Steindamm zwischen beide Städte gelegt, der, wie ein kleines, künstlich zusammen getragenes Felsen-Meer, sich dem Auge darbietet und nur von Reisenden, die sich eines festen Körperbaues erfreuen, befahren werden kann. Diese Straße macht sich wie ein neckischer Kobold, über die deutsche Einheit lustig, die sich hier in Holstein, Lübeck und Hamburg spaltet und es

nicht einmal bis zu einer fahrbaren Straße bringen kann. Die dänische Regierung läßt sich überdieß noch Weggeld für die Felsenmasse zahlen, für diesen steinigten Hohn, mit welchem sie Lübeck anlacht.

Den schönsten Anblick der alten Hansestadt gewährt der Standpunkt in Marly, einem der Stadt zugehörigen Gute, jenseits der Wakenitz. Die Stadt liegt in ihrer ganzen Ausdehnung vor Einem ausgebreitet, und ihr gothisches Antlitz mit den Thürmen der Marienkirche, die schlank und stolz zum Himmel streben, mit dem alten Rathhause, mit der Petri-, der Jacobi-, der Katharinenkirche und den Steinmassen der Königsstraße, tritt deutlich hervor und bildet jene düstere, stolze Abgeschlossenheit, die so malerisch mit der freundlichen, lächelnden Natur ringsum kontrastirt. Lübeck spiegelt sich von dieser Seite in der ruhigen, bedächtigen Wakenitz, die harmlos und friedlich der Trave zufließt, sich mit ihr am westlichen Ufer vereinend, nachdem man ihr am Burgthore den Zutritt zu der Schwester versperrt hat, und sie sich das neue Bett, dicht an der Stadt, hat gründen müssen.

Im Süden der Stadt liegt das Mühlenthor. Es wurde erbauet, nachdem Carl IV, im Jahre 1375, die Stadt besucht hatte. Bis dahin befand sich nämlich der Eingang in dieselbe weiter links. Angeblich ihm zu Ehren daß kein menschlicher Fuß die Stadt an der Stelle betreten solle, wo der Schöpfer der goldenen Bulle seinen Einzug gehalten, vermauerte man das frühere Thor. Unweit desselben, im Osten, liegt das Hurterthor. Diesem gegenüber, an der Westseite der Stadt, liegt das Holsteinthor, jenseits der Trave, über welche eine schmale steinerne Brücke zu dem Letzteren führt. Es erprangt in seiner ursprünglichen, alten Festigkeit mit hohen Giebeln, dicken Thürmen und starken Mauern. An der westlichen Seite des Thors, das, wie ein mächtiger Koloß, seltsam gegen

die friedfertigen Mienen Lübecks absticht, gewahrt man die Inschrift: Concordia domi et foris pax sane res est omnium pulcherrima. Das Holsteinthor ist aus der Frühzeit Lübecks in die jetzige moderne freie Hansestadt mit hinübergeschritten. Es sieht wie eine Charakter-Skizze des alten Hauptes der Hansa aus, welches fest und kräftig, wie das Thor gen Holstein, umherblickte. Die lateinische Inschrift hat an Werth verloren, seitdem Lübeck keine Wahl mehr zwischen Krieg und Frieden hat. „Concordia domi." — Die Lübecker sind einträchtige, fromme Leute geworden, die sich unter einander Nichts zu Leide thun und auf ihren Dorsch- und Schweinebraten stolz sind. Eine Revolution ist hier nicht zu fürchten. „Foris pax." Lübeck lebt mit der ganzen Welt im Frieden, es muß mit der ganzen Welt im Frieden leben; denn seine Zeit ist vorüber: seine Flotte ist vernichtet, sein Ostsee-Ansehen ist dahin, seine Brömse schlafen, und nur der alte Koller von Gustav Wasa, in der Katharinen-Bibliothek, erinnert Einem daran, daß Lübeck einst eine entscheidende Stimme in der europäischen Politik hatte. Großer Gott! wie sich die Zeiten ändern. Borchers redigirt jetzt die „Lübeckischen Anzeigen." Ueber ihnen schwebt der kaiserliche Adler, in ihnen wird über Käse und Sardellen, über Kaviar und Bratwürste verhandelt. Das ist das einzige Blatt, welches in Lübeck erscheint. Statt Lübeckischer Annalen hat man Lübeckische Anzeigen. Nicht einmal eine kriegerische, gefährliche Journalistik treibt hier ihr Wesen. Borchers macht der Censur Nichts zu schaffen.

Im Norden der Stadt liegt das Burgthor, welches von der Burg seinen Namen hat, die die Dänen, am Ende des zwölften Jahrhunderts, dort erbauten, die aber bereits im Jahre 1226 von den freien Lübeckern, denselben, die Waldemar dem Sieger auf der Ebene von

Bornhövd, am Marien-Magdalenentage, mit blutiger Schrift die Achtung für ihre reichsstädtische Freiheit vorschrieben, zerstört wurde. Es führt nach Mecklenburg und der Ostsee, nach Pommern, nach Rügen.

Was mir am meisten an Lübeck gefällt, ist das, daß es ohne Vorstädte ist. Frei und stattlich hat es sich in die Ebene gestellt, unbeengt, ohne Antichambres und Neben-Appartements, steht es da, eine gedrängte Häusermasse, die da, wo der Rücken des Hügels, auf welchem es gebaut ist, sich befindet, um so stattlicher hervorragt. Die pyramidenförmigen Thürme von Marien- und die der Petri- und Jacobikirche, wie des alten bischöflichen Doms, geben der Stadt ein großartiges Ansehen, ein ehrwürdiges. Nun ich sagte ja schon, sie ist eine gefallene Krone aber noch immer eine Krone, die sich bei Peter dem Großen bedanken kann, daß er die Stadt an der Newa gegründet hat, die der alten Hansestadt so nützlich ist und ihr das Thor erschließt nach Rußland. — An die westliche Stadt zieht sich vom Burg- bis zum Mühlenthor der Wall, ein anmuthiger Spaziergang in den verschiedenartigsten Baumanlagen. An der einen Seite desselben, der hochgelegen, eine Fernaussicht gestattet, erblickt man die Stadt, mit ihrer bunten Häusermasse und ihren Thürmen, und vom Holstein- bis zum Burgthore insonderheit den Theil der Trave der zum Hafen eingerichtet ist, und der in jener bunten Geschäftigkeit, die das Gepräge einer mittelmäßigen Handelsstadt abgiebt, sich dem Auge enthüllt; an die andere Seite des Walls, die hier durch den sogenannten Stadtgraben begränzt wird, reiht sich die Umgebung in ihrem einfachen, gemüthlichen Holsteinischen Tone.

Lübecks Inneres ist eine Zusammensetzung der Modernität mit der Bauart früherer Jahrhunderte, ein Mancherlei aus der Zeit gothischer Kunst, aus der Zeit der

gemischten Bauart, der Unregelmäßigkeit und Bequemlichkeit und endlich aus unserer modigen, eleganten, fashionablen Periode. Die Bauten früherer Jahrhunderte, mit ihren der Straße zugewendeten Giebeln, solid und einfach, gleichen auf ein Haar den alten reichsstädtischen Patriciern in ihrer steifen Amtstracht, wie sie so häufig in den Kirchengemälden Lübecks vorkommen, im Vordergrunde derselben knieend, mit gefalteten Händen, von ihrer ganzen männlichen Nachkommenschaft umgeben, die in derselben Stellung verharrt und mit dem Vater die Blicke entweder ängstlich nach der Schädelstätte im Hintergrunde, oder nach der heiligen Jungfrau, oder nach irgend sonst etwas Heiligem wendet. Jene Bauten treten Einem in allen Stadttheilen entgegen und zeugen für die Einfachheit der alten Reichs- und Hansestadt, die am wenigsten unter allen ihren Schwestern von der Neuerungssucht gelitten hat. Zwischen ihnen erheben sich Häuser, die nach der Mode gerungen haben, ohne die alte Amtstracht aufzugeben. Es ist in ihnen eine Mischung von Altem und Neuem, und man sieht es ihnen an, der Erbauer hat die innere Bequemlichkeit, den großen Hausflur und den freundlichen Erker nicht der schlanken Taille der Modernität opfern wollen. Sie gleichen den Schönen, in der reifröckigen steifen Kleidung früherer Zeit mit modernen Schwals, mit Hauben von Paris und Federhuten, aber ihr Fuß trägt den Schuh mit hohen Absätzen. Andere Häuser, und deren giebt es wenige, treten in der eleganten Kleidung unseres Jahrhunderts, en chapeau bas und escarpins auf und sehen recht vornehm auf die alte ehrenfeste Zeit, rings um sie herum, hernieder. Lübeck liegt so ziemlich am Ende der Mode; sie hat sich nur hin und wieder hieher verloren, und einige Angesehene, welche über Hamburg, das Eldorado der Lübecker hinausgekommen sind und die Taunus-Bäder

und Italien besucht haben, haben ihr in ihren Gebäuden Altäre errichtet. So liegt z. B. am Paradeplatz sogar eine portugiesische Villa, die ohne stolzen Baues zu seyn, durch ihre einfache Anmuth grellend kontrastirt, mit der steinernen steifen Bequemlichkeit ihrer Umgebung.

Es giebt keine Stadt in Deutschland, in welcher der alte reichsstädtische Charakter, der, nächst Gott, Haus und Hof verehrte und auf die Familie hielt, so scharf in den Gebäuden ausgeprägt ist, wie in Lübeck. Die Ehrfurcht vor der Kirche spricht sich in der ehrwürdigen, reichen Pracht aus, mit welcher man dieselbe umhangen hat, und die von den Altären und Wänden der Tempel herniederglänzt, von den schlanken, stolzen Thurmen herab weit in das Land hineinschaut; der Sinn für Häuslichkeit und Familienleben aber, wie die bürgerliche Tugend, die Lübeck einst so mächtig machte, wird durch die schmucklosen, bequemlichen Gebäude angedeutet, aus welchen die Stadt zusammengesetzt ist. Schwerlich wird sich dieselbe jemals zur Eleganz erheben. Wer ein altes Gebäude niederreißt, darf, nach dem Gesetz, ein neues in derselben unregelmäßigen Weise des frühern wieder errichten, und somit werden die Erker und alle jene alterthümlichen Behaglichkeiten der Häuser wahrscheinlich ein hohes Alter erreichen.

Bis zum Jahre 1834 wurden sogar noch alle Leichen innerhalb der Stadt beerdigt, in den Kirchen, auf den Kirchhöfen. Man konnte es nicht über's Herz bringen, die Todten zu verstoßen. Erst mit dem Ausbruch der Cholera, die mit furchtbarer Wuth in der alten freien Hansestadt hauste, besann man sich eines Bessern und emancipirte die Leichen nach dem neuerrichteten Begräbnißplatz vor dem Burgthore.

Früherhin war Lübeck in seinem ganzen Umfange mit einer Mauer umgeben, die, in ihren Ruinen noch an

der, der Wakenitz zugewendeten Stadtseite steht, und an der Trave hie und da Fragmente sehen läßt. Selbst wo es öffentliche Bauten betrifft, geht man schrittweise zu Werke, und so tritt denn von allen Seiten das Mittelalterliche neben der Modernität vor unsere Blicke. Ein Beweis, daß Lübeck am Alten hängt; wo es aber Reformen vornehmen will, mag ihm der Geldmangel hinderlich seyn; denn es wird sich wahrscheinlich nie von den 1806 erlittenen Unfällen erholen.

Die Straßen Lübecks sind krumm und winkelich, man sieht es ihnen an, sie sind, nach dem Bedürfniß der Einwohner, nach und nach entstanden und in den Tag hinein angelegt werden, ohne Berücksichtigung eines Bauplans. Die Länge der Stadt vom Mühlen- bis zum Burgthor, beträgt ungefähr eine halbe Stunde; ihre Breite, von der Trave bis zur Wakenitz, erstreckt sich nicht über eine kleine Viertelstunde. In diesem Raume sind die Straßen zusammengeschachtelt, unter denen die vorzüglicheren die Königs-, Breite- Mühlen- und Burgstraße sind, und die da, wo sie sich von dem Rücken des Hügels, auf welchem Lübeck liegt, zur Trave abwärts senken, den seltsamen Namen „Gruben" erhalten. Oeffentliche Plätze von Bedeutung hat Lübeck nicht aufzuweisen, haushälterisch hat man den ganzen Raum mit Gebäuden bepflanzt, unter welchen sich sogar hie und da unterirdische Wohnungen befinden, sogenannte „Keller", die von der ärmeren Volksklasse benutzt werden. Man sollte es nicht für möglich halten, daß hier Menschen ausdauern könnten — fünf bis sechs Fuß unter der Erde, von Feuchtigkeit und Moder umgeben. Und doch hört man nicht über große Sterblichkeit und Krankheiten klagen. Die menschliche Natur kann sich an Vieles gewöhnen; die Keller-Bewohner leben glücklich und in sich zufrieden, sie haben wenig Bedürfnisse und ihr

Körper wird durch Brandtwein der im Norden ein Präservativmittel des niedern Volkes gegen Alles ist, gegen die Einflüsse der Feuchtigkeit gesichert. Ueber ihren Häuptern ist Alles vornehm und salonartig; ihre Miethsherren geben Diners und Soupers, und sie kriechen ärmlich durch's Leben hin, während desselben schon mit einem Fuß im Grabe stehend. In der That die Leute infimæ plebis in den freien Hansestädten (denn Lübeck hat in dieser Hinsicht vor den beiden Schwestern Nichts voraus) haben wirklich die wahre Packeselnatur; sie wissen daß es Herren und Knechte geben muß und sehnen sich selten nach einem höheren Standpunkt, den ihnen das Schicksal einmal versagt hat. Der Materialismus ist der Wendepunkt ihres Lebens, und sie glauben an die Kümmelflasche so fest, wie an den Senat, an die Kirche, an den Staat. So lange man ihnen nicht jene geistige Quelle entzieht, die ihnen Trost und Stärkung in allem ihren irrdischen Trubsal gewährt, so lange wird man nichts von ihnen zu fürchten haben und kann sich auf ihre Treue verlassen. Sie werden noch lange Zeit in den „Kellern" aushalten —, in den kleinen engen „Gängen", (geschlossene Häuserreihen mit Eingängen) wenn auch im übrigen Teutschland das Gleichheitsprincip, in Betreff der äußeren Lebensverhältnisse, schon Wurzel gefaßt hat. Es wohnt dem niederen Volke in den freien Hansestädten eine geistige Indolenz und eine Ehrfurcht vor der Standes Verschiedenheit in, die man schwerlich sonst irgendwo antreffen wird, die aber eben die äußere Ordnung in diesen kleinen Republiken feststellt und sie ungefährlich macht, für die große europäische Todtenstille, die man auf alle Weise zu erhalten sucht, und die man so fälschlich „Frieden" benennt. O! es ist in den Lübecker, Bremer und Hamburger „Kellern" ein Friede, wie im Grabe, und wenn diese Menschengestalten Mor-

gens aus ihrem Dachsbau hervorkriechen und an die Arbeit gehen, es ist ihnen mit Fraktur-schrift an die Stirn geschrieben: „du sollst dein Brod im Schweiße deines Angesichts verdienen", und man glaubt es ihnen auf ihr ehrliches Angesicht, daß sie nicht über diese göttliche Bestimmung hinaus können. Brod! Brod! ihr ganzes Streben geht dahin, sich durch das Leben zu arbeiten und den Hunger abzuwehren.

Der „Kaufberg", der „Paradeplatz" und der „Markt" sind jene Stadttheile, die man mit dem Namen: öffentliche Plätze belegt hat. Von dem Markt laß ich es gelten, er ist ansehnlich und ein ziemlich regelmäßiges Viereck, nur von kleinen unbedeutenden Gebäuden umgeben, die nicht mit seiner imposanten Größe harmoniren, und von den Hauptstraßen durch kleine, enge Gäßchen getrennt, die nicht vermuthen lassen, daß sie zu dem ersten Platze der Stadt führen. Ein Theil der Rückseite des Rathhauses, zu welchem der Haupt-Eingang in der breiten Straße ist, die Börse und der Weinkeller, welcher mit seinen ausgedehnten Gewölben unter dem Rathhause liegt, sind hier bemerkenswerth. Der Markt selbst wird benutzt zum Gemüse-, zum Fisch- und Fleisch-Verkauf, welche Lebensmittel denn auch mit ihren ambrosischen Düften die Lüfte schwängern und diesen Platz eben nicht als den anziehendsten hinstellen. Der Paradeplatz ist nicht viel mehr als eine breite Straße, und der Kaufberg ist ein ziemlich regelmäßiges, aber sehr schlecht gepflastertes Viereck in der Nähe der Jacobikirche, im nördlichen Stadttheile, welches als Getraide- und Obstmarkt benutzt wird.

Das Straßenpflaster Lübecks sucht wirklich seines Gleichen in Deutschland; es ist eine etwas zartere Fortsetzung der Straße zwischen Hamburg und Lübeck und an einzelnen Stellen so holprig, daß man Abends, wenn Mond-

schein im Kalender angegeben, keine Laternen brennen und der Himmel mit Wolken umzogen ist, nur mit Gefahr des Beins, wenn auch nicht des Halsbrechens einzelne Stadttheile durchwandern kann. Die Fischergrube und mehre andere Gruben mit unzähligen Gruben und Grubchen in ihrem massiven Straßenpflaster bieten in dieser Hinsicht ein Bild der Vollendung. Hühneräugige können hier zur Raserei gebracht werden. Man scheint die Gebrechlichkeit der Straßen als eine Antiquität in Ehren zu halten, der man bei Leibe nicht abhelfen dürfe. Es liegt etwas Ehrwürdiges, Alterthümliches in diesen spitzen, felsigen Steinen, in diesen Löchern, welche einzelnen Straßen den Anschein eines Siebes geben. Wann dieselben zum Letztenmale gepflastert sind? ich weiß es nicht, aber ein halbes Menschenalter mögen sie leichtlich auf dem Rücken tragen. Man traut in Lübeck den Steinen eine größere Kraft zu, als sie von Natur besitzen, und die Humanität, die man sonst den Lübeckern nicht absprechen kann, weicht, in Betreff des Straßenpflasters, einer Hartherzigkeit, an welcher keine Stadt Lübeck gleich kömmt, fragt man mich, wodurch sich das alte Lübeck auszeichne? Ich werde antworten: durch das lübeckische Stadtrecht, durch Alexander von Soltwedel, durch Nikolaus Brömse, durch seine Kirchen, durch den Hansatag u. s. w. Aber wodurch zeichnet sich das neue Lübeck aus? Großer Gott! ich muß hier wahrhaftig vor allen anderen Dingen jene Umsicht anführen mit welcher man, Seitens der Regierung, für das Schuster-Handwerk sorgt. Nur die Königsstraße hat ein aufgeklärteres, toleranteres, Steinpflaster aufzuweisen, das auf die Grundsätze der Nächstenliebe basirt ist.

Die Stadt ist in vier Theile (Quartiere) getheilt, von welchen zwei der nördlichen, zwei der südlichen Hälfte der Stadt angehören. Die erstere besteht aus dem Jacobi-

Quartier im Osten, und aus dem Marien-Magdalenen-Quartier im Westen; die letztere aus dem Johannis-Quartier im Osten und aus dem Marien-Quartier im Westen. Die Mitte der Stadt, wo die Meng- und Johannisstraße durch die Breitestraße gekreuzt werden, ist der Concentrationspunkt aller vier Quartiere. Diese Eintheilung ist rein-städtisch. Rücksichtlich der kirchlichen Eintheilung hat man fünf Kirchspiele, nach den Haupt- und Pfarrkirchen: Jacobi-Kirchspiel im Norden, Marien-Kirchspiel im Centrum der Stadt, Petri-, Aegidien, und Dom-Kirchspiel im Norden.

Die Atmosphäre im Innern der Stadt hat Nichts von jenen stickartigen Bestandtheilen aufzuweisen, mit welchen so häufig die Luft größerer Städte geschwängert ist. Frei und unbeengt, wie Lübeck liegt, ist es allenthalben dem Luftzuge Preis gegeben, der hier nicht durch Vorstädte abgewehrt wird und ungehinderten Einlaß erhält. In Lübeck athmet man holsteinische Reinheit, jene ländliche Luft, die so erquicklich, wie kräftigend auf den Körper einwirkt und viel dazu beitragen mochte, die Ausdünstungen der Begräbnißplätze im Innern der Stadt unschädlich zu machen. Vor vielen Häusern erheben sich Lindenbäume, sich zu freundlichen Bekränzungen um die alten einfachen Steingemäuer bildend und dem Ganzen das heitere, gemüthliche Ansehen verleihend, welches dem düsteren, gothischen Ausdruck der Stadt das nöthige Licht für unsere protestantischen Augen giebt. Lübeck hat in seinem Aeußeren ächt-lutherisches Gepräge, jenen herzlichen Farbenton der Aufklärung, welche die Bilder nicht aus den Kirchen verbannte. Bremen dagegen hat ein ächt-kalvinistisches Ansehen, das weniger zum Herzen spricht, sondern kaltverständige Worte redet und die inneren Kirchenwände nackt und kahl hingestellt hat. Lübeck sieht gemuthlich aus; Bremen steif, beinahe

herrenhutisch, oder gar quäkerartig, denn der Kalvinismus spielt hier in alle Abarten über. Lübeck hat, wie gesagt, einen holsteinischen Charakter; Bremen hat durchaus holländische Reinlichkeit, neben holländischem Phlegma und holländischer List in seinem äußeren Wesen. Natürlich trägt sich der Charakter der Bewohner einer Stadt auf die Stadt selbst über. Man führe einen Fremden, der Nichts von der herrschenden Kirche in Lübeck weiß, dort umher, er wird zweifelsohne die Stadt für Luthern ergeben erklären, wenn er nur das Innere der Kirchen in Augenschein nimmt, und die Gemüthlichkeit der Häuser betrachtet; aber Bremen sieht so starr und geschneuert, so nebelig und bigott da, daß man es ihm zur Genüge ansieht: hier walte der Rigorismus der kalvinistischen Lehre, welcher aller Poesie den Tod geschworen hat. Hamburg ist eine Weltstadt und trägt das Gepräge derselben. Man sieht es, der Handel von Amerika und Europa, der im Angesichte der Stadt seine Flaggen entfaltet, hat hier das Eigenthümliche des reichsstädtischen Wesens sowohl, wie das der herrschenden Kirche verwischt. Hamburg hat durch ihn jenes buntfarbene Antlitz erhalten, in welchem sich London und Amsterdam, Spanien und die vereinigten Staaten, Mexiko und sogar der Orient vereinen. Der Materialismus spiegelt sich hier in Allem.

Die Kirchen — in sie hat sich der Reichthum der alten Hansestadt geflüchtet, sie stehen als Denkmäler der ehemaligen Pracht jener da, als stattliche Greisgestalten, die sich wunderbar zwischen der Dürftigkeit, ringsum sie, ausnehmen. Aus der Blüthe der Hansa sind sie in die jetzige Krämerzeit herübergeschritten, in die kleinliche Zeit, die das tägliche Brod vor Augen hat, und Lübeck als ein verkümmertes Rom hinstellt, das sich ängstlich an das baltische Meer anklammert und demüthige Blicke wirft auf den Beherrscher aller Reußen.

Die Zeit des fromm-religiösen Eifers ist theilweise durch die Reformation hinweggeschwemmt worden, theilweise durch den kleinlichen Egoismus, der durch die Umgestaltung der Dinge hervorgerufen worden ist. Lübecks Einwohner konnten in früherer Zeit mehr an den lieben Gott denken; denn sie hatten vollauf zu leben, sie gaben von ihrem Ueberflusse an die Kirchen, und ließen sich dafür auf den Kirchen-Gemälden, im Vorgrunde derselben, im Portrait anbringen, knieend, mit gefalteten Händen, mit frommen, inbrünstigen, ablaßvertrauenden Mienen. Ihre Religiosität wurde nicht durch Nahrungssorgen beeinträchtigt; ihr Egoismus hatte großartige Interessen zum Gegenstande, sie konnten an der Weltgeschichte mit zimmern helfen. Jetzt sind sie auf das Haus beschränkt, auf die Familie; auf das Auskommen sind ihre Blicke gerichtet, und es dankt ihnen Keiner, wenn sie der Kirche eine größere Aufmerksamkeit widmen, als die Gesetze für dieselbe in Anspruch nehmen. Die reichen Handelsherren der alten Hansestadt lassen Dampfschiffe auf Aktien erbauen, aber an die Kirche geben sie höchstens den Schilling der Wohlanständigkeit; großartige Denkmäler der Oeffentlichkeit kann Lübeck nicht stiften. Und doch hat man nicht sowohl aus patriotischer als vielmehr aus socialer Begeisterung einem Fleischer, der von den Franzosen fusilirt wurde, ein Monument am Mühlenthore errichtet, das wenigstens den guten Willen der Lübecker bekundet, ihre in der letzteren Zeit so inhaltlos gewordene Geschichte um ein Blatt zu vermehren. Der Arme hatte voreilige Urtheile gegen den Usurpator ausgesprochen, oder vielleicht nur auf der Straße geplaudert — was damals verboten war — und man verfuhr mit ihm, nach Standrecht. Von Aufopferung war hier keine Rede, aber Lübeck, statt ihn zu bedauern, nahm die Poesie zu Hülfe und gab dem Manne,

durch Errichtung eines Denkmals, einen Anstrich von Patriotismus nicht nur, sondern sogar von Heroismus. Es ist das nur ein Beweis der gemüthlichen Denkungsart der Lübecker, die sich für Alles, was Haus und Hof und Familie angeht, interessirt. Daß der Mann gezwungen in den Tod ging, das eben machte ihn ihnen interessant und sie stellten ihn so hoch, wie Alexander von Soltwedel, der das Lübeck'sche Banner in der Schlacht bei Bornhövd trug und von dem man sagt, daß er in der Mühlenstraße gewohnt habe. Die Lübecker sind an die kleinlichen Lebens-Interessen gekettet, und was diese berührt muß sie mehr ansprechen, als alle Großartigkeit der Welt. Bei dem Allen, inmitten des ärmlichen Treibens, in welches sie die Verhältnisse geschleudert haben, haben sie sich mehr zur Humanität emporgerungen, als die Bremer. Dieselbe kann sich, der Lage der Sache nach, freilich nicht über das Haus und den Nachbar erstrecken, aber sie tritt hier kräftig auf, wie ein Isländischer Familienvater, einfach und herzlich, im philisteröfen Gewande. Sie schafft wirklich viel Gutes.

Die Marienkirche. Dieselbe liegt in der Mitte der Stadt, auf dem Rücken des Hügels, der Lübeck als Basis dient, und ist eines der schönsten Denkmäler gothischer Baukunst. In dem einfachsten Style dieser kann man sie, was die äußere Ausschmückung betrifft, weder mit dem Kölner Dom, noch mit dem zu Straßburg, noch endlich mit der Stephanskirche in Wien vergleichen, die insgesammt eine kunstlerisch-glänzendere, wenn auch schwerlich poetischere Außenseite bieten; indeß was die Grandiosität, die kirchliche Majestät angeht, da möchte sie nicht leicht einer deutschen Kirche weichen. Ihr Gewand ist ächt-klösterlich, aus Backsteinen bestehend; ihre Form, ist die des Kreuzes, mit kurzen Armen, ihre Taille ist schlank gewölbt, ihr Wuchs groß und hehr, und ihre

beiden riesigen Thürme steigen so zart und behend in die Wolken empor, wie die christliche Religion zum Himmel, obschon mehr protestantisch gerade, als katholisch-geschlängelt sich zum Lichte erhebend. Unnennbare Anmuth ist über das mächtige, schlanke in allen seinen Verhältnissen symmetrisch geordnete Gebäude ergossen. Die Jungfräulichkeit des Katholicismus, die Keuschheit und Reinheit seines Wesens, die die Klöster hervorrief und Mariens Niederkunft so dichterisch hinstellte, spiegelt sich in dieser Kirche, die wie die heilige Jungfrau, der sie gewidmet, in einfacher religiöser Glorie vor unsere Blicke tritt und mit eindringlichen Worten an die Zeit jener fromm-poetischen Schwärmerei mahnt, die die Menschheit im himmlischen Abendrothschein dahin leben ließ, auf dem Ocean der Gefuhle, welche bald, orkangepeitscht, sich zum Fanatismus erhoben, bald mild und sanft einherfluthelen, wie die Sphärengesänge der sixtinischen Kapelle, welche Rom von Neuem zur Beherrscherin der Welt erhoben, Petrus von Amiens so mächtig machten, und Gottfried von Bouillon über Blut und Leichen zum Thron von Jerusalem trugen; welche Poesie und Kunst auf den Zenith der Romantik fuhrten, und Tetzeln zum Stellvertreter Gottes machten.

Schon von Außen läßt sich das hohe Mittelgewölbe der Kirche unterscheiden. Es ragt mit seinen Fenstern hehr und stolz uber die Seitengänge hervor, und wird, selbst aus weiter Ferne, den Augen bemerkbar. Am besten übersieht man das Gebäude von Marly aus; in der Nähe wird es von mancherlei Anhängseln beengt. Das Dach ist mit Kupfer belegt und wird durch freistehende Bogen gestutzt, die, besonders am östlichen Ende angebracht sind. Den westlichen Theil der Kirche begränzen die beiden oben erwähnten Thürme, davon einer das herrliche Geläute der mächtigen großen Glocken enthält.

In der Mitte des Dachs befindet sich ein kleinerer Thurm, mit den Stundenglocken. Er umschließt zugleich ein harmonisches Glockenspiel, welches allstündlich über die ganze Stadt ertönt, die Melodie eines Chorals anstimmend.

Die Kirche gehört der Frühzeit des von Graf Adolph II, von Holstein, 1140 oder 1143 neu gegründeten Lübeck an. Bereits im Jahre 1164 geschiehet ihrer Erwähnung. Der Bau, wie er jetzt dasteht, wurde freilich erst nach und nach vollendet, aber die Harmonie des Ganzen zeugt dafür, daß er in einer und derselben Periode zur Reife gedieh.

Das Innere der Kirche steht dem Aeußeren nicht nach. Die drei schlanken Gewölbe der Mitte und der beiden Seiten wirken imposant auf den Eintretenden; reicher kirchlicher Schmuck glänzt einem von allen Seiten entgegen, er erhöhet in seiner einfachen Pracht die stille Majestät des Heiligthums, welches durchaus Nichts durch den Protestantismus gelitten hat, sondern alle Kunstschätze, mit welchen der Katholicismus es versah, mit hinüber nahm in die lichte lutherische Zeit.

Die Kirche erhielt ihre innere Zierde aus der frommen Hand einzelner angesehener Familien, die Religiosität war in den Hansestädten zu Hause. Waren nicht Lübecker und Bremer Kaufleute die Stifter des deutschen Ordens? Beide Hansestädte steuerten bei, zu Bouillons Kreuzzug, und Garbert von der Weihe, Luder von Bucken, Alard von Wunstorp, die den Reigen der bremischen Rathmänner — deren Namen auf die Nachwelt gekommen sind — eröffnen, zogen mit einer großen Anzahl bremenscher Bürger in den heiligen Krieg. Aber Bremen war der Zeit nicht reich, wie Lübeck, und seine Kirchen stehen schmucklos und dürftig da, obwohl der Sitz des Erzbisthums daselbst war. Was ihnen vielleicht hie und

da verehrt wurde, das entzog ihnen später der strenge Kalvinismus. Lübeck aber verewigte seinen alten Reichthum in den Kirchen und man ließ ihnen die Pracht. Wie hat sich das Alles, im Laufe der Zeit, geändert! Lübeck lebt jetzt in der Erinnerung an eine alte, glorreiche Vergangenheit; Bremen lebt in der taback- und cigarrenblühenden Gegenwart. Es hat keine Monumente, als den alten mumieneingepökelten Bleikeller und den langen Roland, es ist arm an Ruhm, aber reich an Geld. Lübeck ist reich an verwitterter Majestät und Hoheit, ein herrliches Mausoleum der Hansa, aber es schleicht demuthig durch die Gegenwart, und der Küster der Marienkirche lebt von der Pracht Gottes, die er den Fremden für ein mäßiges Trinkgeld zeigt.

Die Marienkirche enthält Gemälde von Holbein, Altdorfer, Perugino, van Dyk, Williges und Overbeck. Sie sind zur Genüge besprochen worden, und ich begnüge mich auf jenes merkwürdige Bild hinzuweisen, das man den „Todtentanz" benannt hat. Der Tod eröffnet hier den Reigen mit dem Pabst und schließt ihn mit dem Bauern. Der Maler hat die Rangordnung nicht außer Acht gelassen; wie die Menschheit im Leben geordnet war, so führt er sie zum Grabe. Eine sinnreiche Ironie auf den Unterschied der Stände, deren keiner ihm entrinnen kann. Der Ausdruck in den Mienen der Tanzenden ist wahrhaft charakteristisch. Hier spiegelt sich die Furcht im Antlitz, dort die Ruhe. Was das freie Wort nicht auszusprechen wagte, das erkühnte sich in der Zeit der Hierarchie die bildende Kunst in Gemälden und Bildhauer-Arbeiten anzudeuten, und das Pfaffenthum kam bei dem Allen am schlimmsten weg. Die Reformation wurde durch die Kunst vorbereitet, die besonders was die deutsche Schule betrifft, nach dem Lichte strebte.

Der Hochaltar, ein Geschenk des Rathsherrn Thomas

Friedenhagen, ist in Marmor von Quellinus, aus Antwerpen errichtet. Der Grund desselben besteht aus schwarzem Marmor, die Verzierungen aus weißem. Mannigfaltige Grabmonumente patriotischer Familien erheben sich aller Orten, ausgezeichnet durch einfache Pracht und künstlerische Ausführung.

Ich gedenke hier nicht der kostbaren Metall-Arbeiten und der berühmten astronomischen Uhr, hinter dem Altare, der großen Orgel, die den ersten Deutschlands beizuzählen ist, der mancherlei Trophäen aus Lübecks Vorzeit, sie sind insgesammt weitläuftig besprochen in Ziet's „Ansichten von Lübeck", (Frankfurt am Main im Verlag bei Friedrich Wilmans). Ich will mehr das jetzige Lübeck schildern, als jenes alte, welches längst im Grabe liegt und der Nachwelt nur das Andenken seines Ruhms vermacht hat, eines Ruhms, an welchem sie sich kräftigen und erheben kann, der aber in seinen todten Werken mehr der Kunst-Geschichte, als einer Skizze des neuesten Lübecks angehört.

Die drei anderen Hauptkirchen, die Jacobi-, die Petri- und Domkirche, stehen der Marienkirche freilich an Majestät und Pracht, wie im Aeußeren, so im Innern nach; aber auch sie enthalten manches Werthvolle und Gediegene der Skulptur und Malerei, und funkeln als Rosetten neben dem Diamant von Marien in dem silbergelockten Haar der alten Lubeca, die mir immer wie ein in Stein gehauener Abschnitt der Weltgeschichte vorkömmt, oder wie ein mächtiger Mammuth, der in allen seinen Theilen erhalten wurde, obwohl der Weltgeist durch jene große, nie rastende Umwälzung der Geschichte, die Karthago stürzte und Rom zum Kinderspott machte, das Leben des Gewaltigen untergrub. Der Wiener Kongreß ließ das mächtige Steingerippe in der neuesten Zeit ausgraben aus den Schichten der Welthistorie, und gab ihm

den Namen freie Hansestadt, aber das alte kräftige Leben zog nicht wieder ein in die festen Knochen. Vier Magnificenzen und sechszehn Hoch- und Wohlweisheiten, in Verein mit zwölf bürgerlichen Kollegien, blasen dem alten Koloß nothdürftiges künstliches Leben ein, und er verdreht die Augen, wie ein abgeschlagenes Haupt, und seine Glieder zucken ängstlich, hier und dorthin; Herr von Schlözer aber, der russische Konsul mit dem Wladimir-Orden vierter Klasse, hält den Kompaß in Händen, dessen Nadel gen Norden zeigt, auf den Thron des Hauses Romanow. Man durfte sich in der „Vereinigung" nur im Stillen über die Schlachten bei Grochow und Ostrolenka freuen, und der russische Konsul durfte es bei Leibe nicht erfahren, daß Börne's Briefe, daselbst aufgelegt waren und gelesen wurden. Es hätte der Dampfschifffahrt Nachtheil bringen können, wenn Herr von Schlözer darüber nach Petersburg berichtet hätte.

Der Dom verdankt der Prachtliebe der Bischöfe seine Entstehung. Bischof Gerold von Lübeck und Heinrich der Löwe erbauten ihn im Jahre 1170 und widmeten die Kirche Johannes dem Täufer und dem heiligen Nikolaus. Seine beiden Thurme kommen denen der Marienkirche nahe, aber das Gewölbe ist nicht so hehr und majestätisch, wie das der Letzteren, der Dom entbehrt jener jungfräulichen Anmuth, welche die Marienkirche kränzt, er erhebt sich stolz-bischöflich, ein Repräsentant der Hierarchie, die in den alten Reichsstädten dem Bürgerthum das Gegengewicht zu halten suchte und sich wie Blei, an die Schwingen desselben hing. Die Kirche umschließt eine große Todtenpracht in den vielen Begräbniß-Kapellen, und sieht in ihrem Innern bei weitem nicht so freundlich und licht aus, wie die Marienkirche, durch deren geräumige Fenster ringsum der Tag von allen Seiten

hereinschaut und ihr jene unzweideutige Helle verleiht, die man sonst so häufig in den Kirchen vermißt, wo meistentheils nur ein Dämmerlicht herrscht. Das Gemälde eines Altarschranks in der Graveraden-Kapelle, die Leidensgeschichte vorstellend, gehört zu den vorzüglichsten Bildern altdeutscher Schule. Der Maler ist unbekannt, denn Lukas von Leyden und Holbein, welchen man es zuschreiben will, wurden erst nach der Verfertigung dieses Bildes, welches die Jahreszahl 1471 auf dem Rahmen trägt, geboren. Die Sarkophage der Kirche, so prächtig und künstlich die meisten derselben sind, erinnern, wenigstens theilweise, an die alte finstere Zeit des Bisthums, welches die fromme Einfalt der Menge zu seinen Zwecken benutzte und selbst im Tode dem Glanze nicht entsagen mochte, womit es sich im Leben, auf Kosten der Wahrheit und Humanität, ausstattete. Bischof Albert von Grumedyk verschmähete es sogar nicht, die Hauptkirche seines Sprengels mit dem Bildniß einer Magdalene zu zieren, die im Leben seine Beischläferin gewesen war. Diese frivole Heiligkeit widert Einem an. In der That, der Dom hat nicht das religiöse Antlitz der Marienkirche, in welcher so viele fromme, gläubige Patricier-Augen von den Wandgemälden hernieder schauen. Die metallgegossenen und steingemeißelten Bischöfe sehen so herrisch und hochmüthig in die Gegenwart hinein, daß man sich unmöglich mit ihnen befreunden kann. Allenthalben blickt Einem die Bischofsmütze und der Krummstab entgegen, und die frommen Hirten haben so viel listigen Ausdruck in ihren Mienen, daß der verklärte, gen Himmel gerichtete Blick einen parodistischen Anstrich erhält, der die heilige Ehrfurcht vor der christlichen Kirche vernichtet. Der Dom hat — wie gesagt — in seinem Innern ein ächt-bischöfliches Ansehen, jenes kalte, herzlose, sarkophagene Gepräge, welches die Hierarchie auszeichnete.

Das Rathhaus. Wenn Lübeck ein in Stein gehauener Abschnitt der Weltgeschichte genannt werden kann, so ist das Rathhaus als das Hauptkapitel dieses Abschnitts, als das Kapitel zu betrachten, welches die Hansa behandelt, welches uns erzählt von jenem mächtigen Bunde, der, von den wendischen und norddeutschen Städten ausgehend, alle anderen, von der Mündung der Schelde bis Estland in seine Allianz zog, der sich aus einem Handelsvereine zu einem politischen Gemeinwesen gestaltete, und über Rußland nach Asien, über Flandern nach dem südlichen Europa seinen Scepter erstreckte, der den Herrschern der Welt Gesetze vorschrieb und Skandinavien seiner Politik unterwarf. Und Lübeck war der Concentrationspunkt dieser Hansa, sein Rathhaus umschloß den alten Hansasaal, in welchem sich die Deputirten der verbündeten Städte zu gemeinschaftlichen Berathungen vereinten; es ist dasselbe Rathhaus, in welchem der schlaue Nicolaus Bröms, dessen Portrait in der alten Stadtbibliothek so kaltjesuitisch umherschaut, dem versammelten Senat die Frage vorlegte: ob man Dänemark den Krieg erklären und Schweden einem König wieder geben wolle, oder nicht? Das Rathhaus in Lübeck ist bei weitem nicht so poetisch, wie der Römer in Frankfurt am Main. Es sieht stattlich aus, stattlicher als der schmucklose Bau, in welchem die Kaiser gewählt wurden; aber auf die Hansa läßt sich kein Epos dichten, wie auf das deutsche Kaiserreich, dessen eherne Füße in Aachen und Frankfurt Boden faßten, dessen Haupt bis nach Rom ragte, dessen Leben und Ende eine große Tragödie war. Die Hansa verdankt dem Materialismus ihren Ursprung, und das reiche üppige Handelsleben, welches sie hervorrief, so weltbedeutend es wurde, es ist zu nüchtern, zu kalt; so großartig es war, es hat doch nur Krämerseelen gebildet. Aber wenn

das Lubecker Rathhaus auch ohne poetische Erinnerungen ist, es erzählt uns von der Hansa. Eine alte ehrenfeste in deutlicher Prosa geschriebene Chronik derselben, mit silbernen Spangen, in schönem gothischen Einbande, steht es in der Breitenstraße von Lübeck, ein solides Denkmal des Bundes, der an der Auszehrung gestorben und keineswegs den Tod eines Helden, wie das deutsche Kaiserreich.

Das Rathhaus hat, als Gebäude betrachtet, allerdings ein buntscheckiges Ansehen, verschiedene Zeiten spiegeln sich in dieser großen Steinmasse, welche längs des Marien-Kirchhofes hinlaufend und eine Strecke der Breitenstraße berührend, sich von der Meng- bis zur Hürterstraße ausdehnt. Das Hauptgebäude, das eigentliche ursprüngliche Rathhaus, liegt in der Mitte, und ist durchaus gothischer Bauart, schwarz und duster, mit vielen Thürmchen verziert. Seine Verlängerungen, die der Meng- und Hurterstraße zulaufen sind zwei ausgedehnte Flügel des alten finsteren Riesen, von denen der nördliche, die Kanzelei genannt, der späteren Zeit seinen Ursprung verdankt. Er verhält sich zu dem Ernste und der stolzen Miene des ursprünglichen Rathhauses, wie eine bürgermeisterliche Magnificenz der jetzigen Zeit zu jenen alten Consuln Lübecks, die dann und wann ihre Stimme über das baltische Meer hinaus ertönen ließen, an Thronen rüttelten und Gustav Wasa eine Stütze verliehen, als er um Reich und Krone mit dem fanatischen Christiern kämpfte. Ein Bogengewölbe, von vielen Granitsäulen gestutzt, trägt den inneren Theil dieser Kanzelei, die fest und ruhig, wie ein solides Handlungshaus dasteht, aber seltsam kontrastirt mit der weltgebietenden Miene ihres Ahnherrn, der die Blüthe der Hansa sah und aus dessen schwarzen Auge eine thatkräftige Vorzeit spricht, der nur der cynische Charakter aus dem Grunde fehlt, weil sie

ihren Ruhm lediglich auf dem Handel baute, auf dem Materialismus, der sich nie und nimmer zur Poesie verklären konnte, wenn er auch hie und da an derselben streifte und hehre Thaten erzeugte, die wie Sterne in der Weltgeschichte funkeln würden, wenn sie nicht stets von dem Blei des Alltagslebens in die gewöhnliche irdische Sphäre wären zurückgezogen worden.

Das innere Rathhaus ist schlicht und ehrenfest gehalten, ohne Majestät, aber in reichsstädtischer Würde, im weitläuftigen Kanzelei-Style. Geräumige Hallen treten Einem hier entgegen, breite Treppen und Gänge. Kein ausländischer Schmuck, kein Marmor, keine Kunst, keine Poesie funkeln an den Wänden und den Bogenthüren; es sieht hier nach einem sauberen riesigen Holzschnitt aus, nicht einmal nach einem Steindruck. Alles ist steif und altfränkisch, aber licht und verständig gehalten, alles zeugt von der Freiheit und Gleichheit die an das lübeckische Stadtrecht glaubt und Nichts von dem St. Simonismus wissen will, der dem Handel den Weg versperren würde. Und wenn ich sie sah, diese sechszehn Hoch- und Wohlweisheiten eines hochedlen Raths und diese vier Magnificenzen, diesen Protonotarius, diese Syndici, wenn ich sie sah in diesem stattlichen reichsstädtischen Gebäude in ihrer sauberen, modernen Kleidung, mit ihrem bescheidenen Lübecker Gemüthe, das so ganz und gar mit der Hoch- und Wohlweisheit und der Magnificenz zufrieden ist, und sich im Leben nicht nach höheren Dingen sehnt, als im Senat zu sitzen, wie sonderbar wurde mir das Herz bewegt. Ach! dieser kleine, sechszehntheilige hochedle Rath nimmt sich gar possierlich in dem alten gothischen Gebäude aus, an welches sich vor Zeiten die Hansa lehnte und in welchem ein alter staatskluger Bürgermeister sich von einem vertriebenen Fürsten den Hof machen ließ. In einem oberen Gange des alten Rath-

hauses stehen vier ausgestopfte Löwen, welche die Stadt Campen ihrem Oberhaupte Lübeck 1483 zum Geschenk machte. Sie haben ein harmloses, lammmäßiges Aussehen; aber der hochedle Rath in seinem Audienzzimmer sieht bei weitem leutseliger aus, als die vier ausgestopften Löwen, vor welchen sich kein Kind fürchtet. Die Welt blickte einst auf lebendige Löwen im Rathhause zu Lübeck, aber diese Löwen sind an Altersschwäche gestorben, das europäische Gleichgewicht hat sie ausstopfen lassen, und sie kümmern sich jetzt um Nichts mehr, was außerhalb des Weichbildes von Lübeck vorgeht, sondern thuen, was ihnen der deutsche Bundestag befiehlt, richten nach dem lubeckischen Stadtrecht, sorgen für ihre Nachkommen und suchen ihren Angehörigen das Senats-Monopol zu erhalten. Die Wachen präsentiren vor ihnen, die Bürgerschaft glaubt an sie, und sie sorgen für das Gemeinwesen, d. h. für die Stadt und deren Gebiet, für ihr Haus und ihren Hof und insonderheit für ihre Söhne, die unter Berucksichtigung der Verdienste ihrer Väter bei Besetzung öffentlicher Aemter, die wenigstens 6000 Mrk. Banko einbringen, den Vorzug vor Anderen erhalten, eine eben so verzeihliche, wie ächt-hanseatische Schwäche; denn auch Bremen und Hamburg bewahren diese charakteristische Eigenthümlichkeit des reichsstädtischen Nepotismus, der gewisse Aemter vom Vater auf den Sohn vererben läßt und eben jenes Senats-Monopol in den freien Hansestädten hervorgerufen hat, welches freilich nicht Vater und Sohn neben einander in der Kirche der patres patriæ duldet, aber doch dahin sorgt, daß der Sohn in einer guten Aktuarius-Pfründe Entschädigung, für jenen gesetzlichen Nachtheil finde und dem Senate wenigstens so nahe — gebracht werde, daß er, nach des Vaters Tode, mit einem Schritt in die ehrwürdige, bemooste Versammlung eintreten könne.

Trotz dieser und so mancher anderen Schattenseiten des Lübecker Senats kann man doch nicht umhin, demselben einen humanen, populären Charakter zuzugestehen. Es fehlt hier jene starre Abgeschlossenheit, jener Beamten-Rigorismus, der so viel auf die äußere Würde hält und es die Bürgerschaft stets fühlen läßt, daß hier ein Hoheitsverhältniß statt finde. Es waltet wirklich in diesem Kollegium ein väterlicher Ton, der es selten zu Spaltungen kommen läßt. Die Bürgerschaft leiht den Vorschlägen des Senats deshalb meistentheils geneigtes Gehör, und es findet aus dem Grunde, weil diese Vorschläge stets die Interessen des Gemeinwesens bezwecken — eine innige Harmonie zwischen dem Rathe und den bürgerlichen Kollegien Statt. Spashaft ist die Eintheilung des Senats in hoch- und wohlweise Mitglieder, je nachdem die Letzteren Gelehrte oder Kaufleute sind; die Hochweisheit klebt hier an der Jurisprudenz, der Handel muß sich mit der Wohlweisheit begnügen: ein Bocksbeutel, der daran erinnert, daß Lübeck fest an alter verschimmelter Sitte hält. Hochedel, hochweise, wohlweise, aus den drei Worten sprechen eine Unterthänigkeit und ein Servilismus, welche die Freiheit und Gleichheit auf das Ergötzlichste parodiren. Diese knechtischen Formen, welche man dem Senate gegenüber beobachten muß, eignen sich nicht für die republikanische Einfachheit. Und dann sollte man auch mit der Weisheit keinen Scherz treiben; das „Hoch" und „Wohl", welches man derselben auf den Kopf gestülpt, giebt ihr ein philisteröses Ansehen, das der Göttlichen schlecht steht. Die Weisheit ist eine ächte Republikanerin, sie läßt sich durchaus nicht von einer Kaste oder einem Kollegium zu einer Leibeigenen machen, und ob man sie mit Titeln, mit „Hoch" und „Wohl" ausstattet, sie läßt sich nicht bestechen, sie kömmt zu Keinem, der es nicht ehrlich mit ihr meint, wäre er auch ein Se-

nator der freien Hanseſtadt Lübeck. Es muß furchterlich mit dem Lübecker Senat ausgeſehen haben, als er den Beſchluß gefaßt hat, die Hochweisheit in den Staatskalender aufzunehmen. Wahrſcheinlich zweifelte man hie und da an dieſem Privilegium des Senats, und ſiehe da! der Senat faßte, als regierende Behörde, den einmuthigen Beſchluß, ſich ein für alle Mal die Weisheit beizulegen und dieſelbe von dem verſtorbenen Senator auf den neuerwählten vererben zu laſſen. Die Weisheit wurde ſomit zu einem Fidei-Kommißgute des hochedlen Raths gemacht. Die Gläubiger können auf keine Weiſe an das Eigenthum kommen, mag der Fideikommiſſarius auch noch ſo viele Schulden auf daſſelbe gemacht haben, ſie müſſen ſich lediglich mit den Intereſſen begnügen. Nun aber können allerdings Jahre des Mißwachſes eintreten und dieſe Intereſſen kaum zur Suſtentation des Eigenthümers der Weisheit genügen. Da geht dann der Gläubiger ganz leer aus; der Erbe des Fidei-Kommißgutes aber erhält daſſelbe, nach dem Tode ſeines Vorfahren, ſtets ſchuldenfrei, und ſchreibt ſich „Seine Hochweisheit, Herr Senator N. N.“ — Ja man muß den alten Sauerteig des reichsſtädtiſchen Unweſens perſifliren; unſere Zeit glaubt einmal an die Intereſſen der Menſchheit, und die werden durch Alles gefährdet, was an die alte Zeit der Devotion, des Hutabnehmens und des Kniebeugens erinnert. Daß dieſe alte Zeit einſt ſo einfältig war, die Weisheit zu einem Alltagsorden vierter Klaſſe zu machen und denſelben ſechszehn reichsſtädtiſchen Senatoren an die Bruſt zu heften, die Nichts dafur gethan, als daß ſie ihre juriſtiſchen Studien abſolvirt haben, oder Chefs eines bedeutenden Handlungshauſes ſind, ſolches mag man ihr verzeihen; denn die Menſchheit war damals eben ſo einfältig, wie der Zeitgeiſt, ſie glaubte an jene Weisheit. Daß aber die jetzige Zeit dieſe Hoch- und Wohl-

weisheit duldet, diesen unverschämten Hochmuth, der jedes Jahr von Neuem in dem Staatskalender abgedruckt wird, diese eines Vicekirchen-Vorstehers und Bürgermeisters Staars, würdige Titulatur, darüber muß man sie zurechtweisen; denn die Menschen glauben heut zu Tage nicht mehr an den Staatskalender, wie an ein Evangelium, sie wollen nicht Worte, sie wollen Thaten.

Der Lübecker Senat ist Verwaltungs- und Justiz-Behörde; er dient zweien Herren. Es ist das ein Umstand, der wohl einer Abänderung werth wäre. Aber die freien Hanseſtädte glauben leider an das Vermächtniß ihrer Vorfahren. Sie sind einmal an diesen Zustand gewöhnt, und Gemeinsinn in dem Grade, daß er ernstlich auf Verbesserung der Verfassung dringen sollte, findet man nirgends vor. Es giebt in allen drei Städten einmal „Recesse", „Tafel und Buch", „neue Eintracht" und dergleichen Vereinbarungen, zwischen Rath und Bürgerschaft, die das ehrwürdige, pergamentene, schweinslederne Ansehen haben, und die Bürger haben zu viel in ihren Geschäftsstuben zu thun, als daß sie es untersuchen können, ob sich dergleichen Dokumente für unsere aufgeklärte, humane Denkweise passen, die man doch heut zu Tage entweder allenthalben an den Tag legt, oder wenigstens an den Tag affektirt. Somit bleibt es denn gewöhnlich beim Alten, und die Senate der drei freien Hanseſtädte sitzen recht weich und behaglich auf den alten, verschimmelten Verträgen, die sie mit Gottes und des deutschen Kaisers Hülfe den freien Bürgern ihrer respectiven Städte abgetrotzt haben und die häufig von einem Absolutismus strotzen, den man in einer Republik für gar nicht möglich halten sollte. Wer sollte es glauben, weil die Bremer einmal vor einigen hundert Jahren gegen einen hochedlen und hochweisen Magistrat rebellirt haben, so hat man schnell ein Gesetz entworfen, nach welchem in Bremen

nur der Rath das Recht hat, Versammlungen der Bürgerschaft anzuordnen, damit keine „Practiken“ oder „heimliche Zusammenkünfte“ in Zukunft, zum Nachtheil des Raths, vielleicht um Aufruhr zu stiften, oder dergleichen, von den Bürgern veranstaltet werden können. Das Gesetz mochte der Zeit an seinem Orte seyn; denn ich glaube wohl, daß die damaligen Bremer nicht so ehrfürchtige Leute waren, wie die heutigen, die schon aus weiter Ferne ihren Hut vor einem Senator ziehen und sich demüthig zu seiner Linken halten, wenn sie mit ihm eine Strecke Weges zu gehen, die Ehre haben. Aber in unserer heutigen frommen Zeit, wozu soll da dieser absolutistische Terrorismus dienen? Ja, das Gesetz gilt noch heut zu Tage in Bremen, jeder Bürger muß es vor dem versammelten Senat beschwören, er muß beschwören, daß er dem „Rottenmeister“ gehorsam seyn und „die neue Eintracht“ halten wolle. Wenn es einem hochedlen Rath in Bremen beliebt, die ehrliebende Bürgerschaft zu sehen, so läßt er sie zu sich laden, und wenn ein hochedler Rath kein Gelüst nach der ehrliebenden Bürgerschaft hat, so muß die ehrliebende Bürgerschaft zu Hause bleiben. Ist das christlich? Ist das menschlich? Nein, fürwahr! nicht, aber es ist ächt Bremisch. Auf diese Weise hat also der Bremer Senat die Regierung so ziemlich ganz in Händen. Will er keine Vorschläge machen, so kann er es bleiben lassen; denn die Bürgerschaft kann nur durch ihn zu den Regierungs-Geschäften, zu den wichtigsten Berathungen über das Gemeinwohl gezogen werden, ohne ihn würde sie keine Zusammenkünfte halten dürfen. Fürchtet man wirklich von den guten, ehrlichen Bremern eine Revolution? fürchtet man, daß sie sich gegen den „Rottenmeister“ empören werden? fürchtet man Barrikadenkämpfe in der „Langen- und Obernstraße.“ O nein! man fürchtet Nichts, die Bremer haben

Schwerdt und Büchse längst bei Seite gelegt, und wenn Herr Johannes Rösing, wie ich vernommen habe auch dann und wann in der Union die Interessen der Humanität versicht, seine Zuhörer werden sich das Alles ruhig beschlafen, was er sie gelehrt hat, und der „Rottenmeister" wird so wenig durch sie Gefahr laufen, wie der Senat in Bremen, der übrigens bereits auf die Hochweisheit und das „Hochedle" verzichtet hat, und sich schlechtweg, in einer Stunde der Aufklärung, den Titel „hoher Senat" beigelegt hat, ein Umstand, der allerdings zu loben ist; denn der Bremer Senat ist sonst so ziemlich der Hartköpfigste unter allen und am wenigsten geneigt, seinen Prärogativen, sie mögen nun in Macht, Geld oder Weisheit bestehen, zu entsagen.

Weil man sich vor beinahe drei Jahrhunderten wegen der Bürgervieh-Weide herumgebalgt hat, weil damals, und zwar nicht in der schlechtesten Absicht, die Hundert und vier Männer das Regiment des Senats gefährdeten, so kann Bremen bis auf diesen Tag keinen Bürgerkonvent sehen, wenn solches dem Senat nicht gefällt. Es ist um des Teufels zu werden.

Wie gesagt — der Lübecker Senat administrirt und judicirt, so gut, wie die Senate der beiden Schwesterstädte, aber die Prokuratoren am Lübecker Stadtgerichte, dem Forum erster Instanz, bilden denn doch eine Art richterlicher Behörde, in deren Hände die Parthei die Sache, zur „Urtheils-Findung" legen kann. Diese Prokuratoren entscheiden also eigentlich in den bedeutenderen Streitsachen, und das Gericht erklärt dann in seinem Dekrete, daß es nach vorhergegangener „Findung" des Urtheils also erkenne, und theilt nun den Bescheid der Prokuratoren mit, die keine Senats-Mitglieder sind. Somit tritt denn doch hier in erster Instanz, eine unabhängige richterliche Behörde auf. Das Obergericht besteht nun frei-

lich lediglich aus Senatoren, und was demnach auf dem Appellationswege weiter betrieben wird, das ist lediglich in die Hände des Senats gegeben, wofern man nicht bis zum Ober-Appellationsgericht der vier freien Städte gelangen kann, das nur für gewisse Sachen kompetent ist und eine bestimmte Appellationssumme in Civilsachen erfordert.

Uebrigens stehen dem Lübecker Senat zwölf bürgerliche Kollegien zur Seite, die die Bürgerschaft repräsentiren, und die sich allerdings ohne Einladung eines hochedlen, hochweisen Raths, versammeln und ohne für revolutionär gehalten zu werden, dahin sorgen können, ne quid respublica detrimenti capiat. Jedes Kolleg hat eine Stimme, und die Mehrheit derselben bekundet den Willen der Bürgerschaft. Bei gleichen Stimmen hat der Senat den Ausschlag zu geben. Machen die Kollegien Vorschläge, welche der Senat verwirft, so können sie dieselben erneuern. Dasselbe findet umgekehrt rücksichtlich des Senats, den Kollegien gegenüber, Statt. Die Verfassung Lübecks ist demnach bei weitem demokratischer, als die Bremens, denn wenn auch der Senat Nichts, ohne Genehmigung der Bürgerschaft, in Regierungssachen verfügen darf, der Letzteren sind dennoch die Mittel benommen, aus eigenem Antriebe und direkt auf die Regierungsgeschäfte einzuwirken; sie muß in dieser Hinsicht die Aufforderung des Senats erwarten.

Im Lübecker Rathhause befinden sich sämmtliche Geschäftsstuben der Regierungs-Verwaltungs-, Justiz- und Polizei-Behörden. Die Polizei in Lübeck ist manierlich und umsichtig und, wenn man anders eine Polizei also nennen kann human. Fremde sind hier keinen unnützen Weitläuftigkeiten ausgesetzt; man vertraut auf den Bürgersinn der Einwohner und hat höchstens ein wachsames Auge auf unbekannte Reisende, ohne sie mit Fremden-

und Aufenthaltskarten zu belästigen, die ehrlichen Leuten das Reisen verleiden, und die sich jene, welche die Sicherheit gefährden, doch am Ende mit leichter Mühe zu verschaffen wissen. In der That, die Lübecker Polizei glaubt einigermaßen an die Menschheit und gewahrt nicht allenthalben Gespenster, die denn auch Lübeck auf keine Weise heimsuchen. Freilich will man von ihr behaupten, sie hänge keine Diebe, bevor sie dieselben gefangen habe, aber ich lobe mir das ehrliche, treuherzige Gesicht, mit welchem sie in die Pässe unverdächtiger Reisender sieht, und die Harmlosigkeit, mit welcher sie den Aufenthalt gestattet, ohne die Fremden einer strengeren Controlle zu unterwerfen, als solches der Staat erfordert, und ihnen in Haus und Zimmer, ja sogar in's Bett zu folgen. Ich lobe mir diese Zuversicht, dieses Vertrauen, diese Offenheit, auch wenn sie dann und wann die Polizei auf eine spaßhafte Weise kompromittiren. Ein Fall der Art schwebt mir vor. Zur Zeit der Julius-Revolution sprach man auch in Lübeck viel von der Freiheit und den Helden des Tages. Die Sache hatte sich so Hals über Kopf gemacht, daß selbst Lübeck, welches sonst am Ende aller Politik steht und sich höchstens nur aus Neugierde um die neuere Weltgeschichte bekümmert, oder weil dieselbe vielleicht auf Rußland und die Dampfschifffahrt einwirken kann, daß selbst dieses Lübeck die letzten Schwingungen der Pariser Sturmglocke vernahm und von Lafayette, von den Schweizergarden und den Ouvriers, von Ludwig Philipp, Charles X. und den Ex-Ministern bei Schweinebraten und Graveswein in seinen Weinschenken sprach. Ein Spaßvogel machte sich den Enthusiasmus zu Nutze und erzählte einem Polizeidiener, Alexander, einem getauften Juden, Polignac sey in Lübeck angekommen, er wohne im Hotel du Nord und werde mit dem Dampfschiffe nach Petersburg reisen. Alexander hatte natürlich

nichts Eiligeres zu thun als diese Nachricht brühwarm dem Polizeiherrn mitzutheilen. Dieser aber befand sich in dem versammelten Senat, und, da Gefahr im Verzuge war, ließ ihn der Untergebene herausrufen: „Polignac ist da, Herr Senator!“ „„Was, Polignac! wo wohnt er?““ „Im Hotel du Nord.“ Eilig kehrte der Polizeiherr zu seinen Kollegen zurück, diesen die Geschichte zu erzählen, und Alexander eilte mit seiner Neuigkeit weiter. Was geschah nun? der Senat staunte, eilte auseinander und jede Hoch- und Wohlweisheit verkundete es in ihrer Familie: „Polignac ist da, er logirt im Hotel du Nord.“ Polignac ist da! ertönte es in der ganzen Stadt, und Alles strömte zum Hotel du Nord, um wenigstens Etwas von der Spitze des langnasigen Ex-Ministers zu sehen. Allein es zeigte sich kein Polignac und Alexander war so frei, deshalb bei dem Inhaber des Gasthofs nachzufragen. „Ich weiß Nichts von Polignac“ — antwortete dieser. Der arme Polizeidiener stand wie vom Donner gerührt, er hatte die ganze Stadt in Allarm gesetzt, sich und den Senat compromittirt, und nun war kein Polignac da, keine Idee von Polignac. Was war anzufangen? Alexander schlich demüthigen Schritts zum Polizeiherrn. „Herr Senator, man hat mir was vorgelogen, Polignac ist doch nicht da.“ „„Esel! da mußt du auf der Stelle bei dem ganzen Senat die Runde machen und die Nachricht widerrufen.““ Ja, das ist so ein Stückchen von dem guten Glauben der Lübecker Polizei, die sich lieber in den April schicken läßt, als daß sie dem Worte eines Menschen mißtrauet.

Wenn ich oben von den bürgerlichen Kollegien sprach, so muß ich noch bemerken, daß sich ein jeder Bürger, der Handel und Gewerbe treibt, in Eines derselben aufnehmen lassen muß. Es ist das schön; denn die Gesetze nöthigen somit Jeden, der Verfassung und dem Staate

ſchützend an die Seite zu treten. Jedes Kollegium hat ſeinen „Aeltermann“, der die Geſchäfte leitet, jedes hat einen verſchiedenen Namen, der auf die Zeit des Urſprungs und die Beſtandtheile des Kollegiums hindeutet. Man hat hier „Schonen-Nowogorod-, Berger-, Stockholm-, Rigaer-Fahrer“, „eine Kaufleute-Kompagnie“ einen „Gewandſchneider-Verein“, eine „Brauerzunft“, eine „Schiffer-Geſellſchaft“, einen „Aemter-Verein“ und endlich eine „Zirkel-Kompagnie“, die die patriotiſchen Geſchlechter umſchließt. Alle dieſe Vereine haben beſtimmte Lokale zu ihren Verſammlungen.

Lübeck iſt der Sitz des Ober-Appellationsgerichts der vier freien Städte Deutſchlands. Ein Präſident und ſechs Räthe bilden das Perſonal dieſes höchſten Tribunals, welches in Sachen der Bremer Giftmiſcherin ſich dahin erklärte, daß es, wenn ihm eine Aenderung des Urtheils früherer Inſtanz, in pejus, geſetzlich zugeſtanden wäre, offenbar auf eine Schärfung der Todesſtrafe erkannt haben würde. Ein Beweis, daß hier tüchtige Juriſten zu Gericht ſitzen, Juriſten mit Leib und Seele, die an die alte Theorie der Strafe glauben, die da glauben, daß man die Sicherheit des Staats zur Noth auch mit dem Rade, oder mit ſonſt einem blutigen Gräuel erkaufen dürfe. Heiſe präſidirt dieſem Rechts-Kollegium. Er iſt als Civiliſt berühmt; ein kleiner dürrer Mann mit ſtechenden juriſtiſchen Augen, aus welchen das ganze corpus juris hervorblickt, trippelt er einen Tag, wie alle, in blauem Frack, und Sommers in Nankinghoſen und weißen Strümpfen, mit Schuhen, zu den Gerichtsſitzungen. Man ſieht es ihm an, der Mann glaubt an das Juſtinianeiſche Recht, wie an das Evangelium. Er iſt ein lebendiges Fiat justitia et pereat mundus. Ich habe ſelten bei einem Juriſten ſo viel Jurisprudenz in der ganzen Perſönlichkeit wahrgenommen, wie bei Heiſe; denn

den alten Böhmer, welcher bei einer Opern-Vorstellung in Hannover den ganzen Abend hindurch über eine Controverse der Pandekten nachdachte, habe ich nicht gekannt. Alles an dem Präsidenten ist trocken scharf, bestimmt, ja unbarmherzig. Er ist allerdings unterhaltender als Böhmer; er weiß in Gesellschaften den eigentlichen Juristen zu verbergen, und würde auch vielleicht in einer Oper die Pandekten vergessen, aber der rechtsgelehrte Stolz, der da stets bedenkt, daß er unter vielen tausend Menschen allein, oder doch am genauesten wisse, was recht sey, verläugnet sich keinen Augenblick in ihm. Der blaue Rock, mit den gelben blanken Knöpfen, die weißen Strümpfe und die gewichsten Schuhe geben ihm das ächte geschniegelte hannöversche Professor-Ansehen; es fehlt hier nur noch das hellblaue Band des Guelphen-Ordens, um einem ganz und gar Eines jener gelehrten Portraits vor die Augen zu führen, die in den Hörsälen der Georgia Augusta ihr Wissen feil bieten. Heise ist ein Muster von Gerechtigkeit, aber zu starr, zu herrisch, zu gebietend. Er versteht es nicht auf den populären Ton einzugehen, der einem republikanischen Beamten so wohl steht; es ist alles steif-professorlich an ihm und die hannöversche Grandezza hat ihn nicht verlassen. Rasch und thätig in seinen Geschäften, mit seltenem Scharfsinn begabt, die ganze Rechts-Theorie in Kopf und Herzen habend, inwendig und auswendig Jurist, ist er allerdings ein trefflicher Vorstand eines ersten Gerichtshofes. Indeß er glaubt an den Buchstaben des Gesetzes und an die Interpretation. Unsere Zeit aber verlangt Richter, die nach dem Gesetze richten, aber an die Menschheit glauben, das „quisque præsumitur bonus donec probetur contrarium" scheint mehr die juristische, als moralische Ueberzeugung Heises zu seyn — sintemal ein Gerichtshof, dem er vorsitzt, noch von einer Schärfung der

Todesstrafe sprechen kann. Ich weiß es wohl, Gesina Gottfried war eine Erscheinung die auch Juristen beben machen konnte, aber daß diese Juristen im fanatischen Eifer erklärten, hätten wir zu entscheiden gehabt, wir hätten in das Mittelalter, in die Abscheulichkeit jener finsteren Carolina zurückgegriffen und von dort das Rad, oder sonst Etwas für die Inquisitin hergeholt, das zeugt von jenem blinden Eifer, der an der Stelle, wo die Humanität sitzen soll, das corpus juris, oder die peinliche Halsgerichtsordnung bewahrt, und zu diesen Gerechten soll heut zu Tage kein Richter gehören.

Das Ober-Appellationsgericht der vier freien Städte steht abgeschlossen für sich da, außerhalb des Bürgerthums, welches sich, wie der rothe Faden, durch den Geist der kleinen Republiken hinzieht, deren erstes Tribunal es seyn soll. Am auffallendsten ist der Beamten-Rigorismus, welchen dieses Gericht gegen den Advokatenstand an den Tag legt, der in jenen Freistaaten allerdings bei weitem bedeutsamer hervortritt, als in monarchischen Ländern. Hier sind die Advokaten höchstens die Vertheidiger des Rechts; dort aber nehmen sie an der Gesetzgebung Theil, als freie Bürger. Man muß ihnen auch in der Form die Achtung nicht versagen, die sie als solche aussprechen können, und die ihnen auch von ihren städtischen Behörden nie versagt wird. Das Ober-Appellationsgericht aber läßt es sie bei jeder Gelegenheit fühlen, daß es sie nur in der abgesonderten Stellung, als Wortführer der streitenden Partheien betrachte, und geht nicht selten hierin so weit, daß es sich Freiheiten erlaubt, die ihm, als bloßer Gerichts-Behörde, durchaus nicht zustehen. Hamburg und Lübeck haben ihren Doctoren der Rechte das Prädikat: „Herr" in amtlichen Beziehungen eingeräumt. Wenn nun dergestalt rubricirte Schriften, durch Ergreifung von Rechtsmitteln, an das

Ober-Appellationsgericht gelangen, so nimmt sich das Letztere jedes Mal die kleinliche Freiheit, den Herrn zu streichen, wie man das allmonatlich in den Bekanntmachungen des Gerichts sehen kann. Ueber die Vernachlässigung der Form und des Bocksbeutels könnte man kein Aufheben machen, aber die Sache gewinnt als Rechtsverletzung, die von einem höchsten Gerichte ausgeht, ein ganz anderes Ansehen und bekundet es zur Genüge, welchen Einfluß dieses Gericht auf das gesammte Justizwesen gern ausüben möchte und wie es danach trachtet, auf alle mögliche Weise eine servile Subordinirung des Advokatenstandes zu bewirken. Es ist das nicht rathsam für eine Republik. Diese soll es sich auf alle mögliche Weise angelegen seyn lassen, den Rechtsgelehrten eine ehrenvolle Stellung anzuweisen; denn diese allein können, der Lage der Sache nach, für die innere Organisation des Freistaats am besten sorgen, sie allein können bei der Gesetzgebung am besten die Bürgerschaft repräsentiren. Nicht weil sie das positive Recht inne haben, sondern weil ihnen auf den Universitäten die Grundsätze der Humanität näher gebracht werden, als den übrigen Bürgern, die sich meistentheils in dem kleinlichen Materialismus des städtischen Verkehrs umhertreiben und den Weltgeist und die Zeit vor dem Handel, dem Kramladen, dem Bürgerkonvent, „Tafel und Buch“ und „der neuen Eintracht“, oder einem alten wurmangefressenen „Receß“ nicht sehen. Das Ober-Appellationsgericht steht nicht unabhängig da; als höchstes Gericht der vier freien Städte ist es den Regierungen dieser freien Städte unterthan, es muß das anerkennen, was hier als Gesetz feststeht, sey es nun als geschriebenes, oder als Gewohnheitsrecht. Wenn die Regierungen den Doktoren einen Herrn zugestehen, so hat auch das Ober-Appellations-Gericht keine Befugniß, ihnen diesen Herrn zu nehmen.

Freilich wäre es besser, wenn die freien Städte einmal zu dem Entschlusse kämen, allen ihren freien Bürgern auch in Amtssachen den Herrn einzuräumen. „Mein Herr" das klingt stolz, republikanisch, bürgerlich; es klingt weit besser, als „hochpreisliches Obergericht" und „höchstpreisliches Ober-Appellationsgericht." Obergericht schlechtweg, ohne Preis und Hoheit, ist republikanisch, ist aufgeklärt. Die Behörden des Staats sollten auf die Einfachheit halten, aber die einzelnen Bürger sollten durch das „Mein Herr!" durch diese edle, freie Bezeichnung stets daran erinnert werden, wie fern ihnen aller Servilismus liegen müsse.

Wenn man von dem beschränkten öffentlichen Leben Lübecks auf das sociale Leben blickt, so bieten sich nur erfreuliche Lichtpunkte dar. Nicht eine Spur reichsstädtischer Steifheit, sondern eine Zutraulichkeit, ein liebenswürdiges savoir faire enthüllen sich hier dem Fremden, die ihn ganz vergessen lassen, daß er nicht weit bis zur Grenze des ehemaligen deutschen Reichs hat. In der Nähe von Holstein, welches durch seine Pferde- und Viehzucht und seinen mächtigen Landadel, durch die vielen Oberjägermeister, Konferenzräthe und Dannenbrogs-Ritter bei weitem berühmter ist, als durch die Anmuth seiner Frauen, hinter der felsig-holprigen Landstraße zwischen Hamburg und Lübeck, an der Trave und Wakenitz findet man französische Courtoisie mit deutscher Gemüthlichkeit gepaart. Die Lübeckerinnen harmoniren mit der Natur rings um sie. Sie sind eben und gerade, wie der grüne Thalgrund der Umgegend, suß und milde, wie die Ufer der Wakenitz und Trave, lieblich, wie die pittoresken Höhenpunkte Holsteins, die nirgends den Wolken zu nahe kommen, aber auch nirgends sich zur Heide verflachen. Die Lübeckerinnen sind bürgerlich-einfach und social-vielseitig; sie sind ein Kranz aus Vergißmeinnicht,

Myrthen und Immergrün; sie sind der sammetne Teppich der Konversation, die bei weitem nicht so holprig ist, wie das Steinpflaster von Lübeck und die konversationelle Pferdehaar-Matratze der Bremer Theegesellschaften, auf welche der Fremde und die Nächstenliebe so hart gebettet werden. Ich liebe sie, diese milden, beredten Gestalten, mit blonden Haaren und blauen Augen, die es so ganz und gar vergessen, daß sie einer Patricier-Familie angehören und mit einem hochedlen, hochweisen Rathe verwandt sind; ich liebe sie, diese anmuthigen Frauen, die für eine Schauspielerin begeistert werden können, die für „Werthers Leiden" und „Elise von Valberg" Thränen haben und nicht scheelen Auges dazu sehen wenn ein Dr. jur., ein Prokurator am Ober-Appellationsgerichte der vier freien Städte Deutschlands, eine solche Schauspielerin zu seiner Ehefrau erwählt, und dadurch den Heirathlustigen eine Aussicht weniger ersteht. Es spricht sich in dem socialen Verkehr Lübecks ein lebenswarmer Geist aus, den man schwerlich an irgend einem andern Orte in gleichem Maaße findet, und der so ganz und gar nicht mit jenem kleinstädtischen Ceremoniell harmonirt, welches sonst gewöhnlich das Gepräge der freien Reichsstädte war. Zwar scheiden sich die Stände im gesellschaftlichen Leben, aber diese Scheidung ist nicht sowohl absichtlich, als durch die Verhältnisse herbeigeführt. Einestheils sind es geistige Bedürfnisse, die hier dazu treiben, anderntheils Freundschaft und Familienbande. In Gesellschaften geben die Frauen meistens den Ton an, wenn auch nicht den Grundton, welchen die Männer allerdings mit seltener Courtoisie feststellen, indem sie ganz vergessen, daß sie eigentlich Senatoren, Doktoren, Prokuratoren, oder dergleichen sind. Der Ton, welchen die Frauen über diesen Grundton, den man am besten mit dem Worte Humanität bezeichnen kann, hauchen,

ist Liebreiz der Konversation, zarte Aufmerksamkeit gegen den Fremden, mit einem Worte jenes anmuthige savoir faire französischer Salon-Weise, welches hier an den Ufern der Trave um so mehr anspricht, als der holsteinische Adel mit seiner Kammerherrn-Suffisance, unweit Lübeck, auf Holsteins fetten Triften weidet, und Einen jenes kalte, vornehme, adeliche Antlitz sehen läßt, welches man, außer in Holstein, nur noch in Hannover findet, hie und da auch in Mecklenburg.

Die Lübeckerinnen haben eine entsetzliche Vorliebe für Lachen und Weinen, ein Beweis, daß sie agitative Wesen sind. Ob die scharfe Luft der Ost- und Nordsee, die die Gegend bestreicht, sie so reizbar gemacht hat? Ich weiß es nicht; aber verbergen kann ich meine obige Behauptung. Man nenne mir eine Stadt, in welcher „Elise von Valberg" mehr, als ein Dutzendmal kurz hinter einander bei überfülltem Hause gegeben wurde. Die Lübeckerinnen sind im Jahre 1827 mit dieser Elise in's Bett gegangen, sie sind mit ihr aufgestanden; und wenn „Elise von Valberg" gegeben wurde, drängte sich die ganze weibliche Bevölkerung in's Schauspielhaus; jede Dame mit drei Schnupftüchern versehen, jede in Wonne und Thränen schwelgend. Ja, sie haben Werther'sches Blut, die Lübeckerinnen, und diese Gereiztheit thut Einem bei den Reichsstädterinnen um so wohler, als sie gewöhnlich sonst eine wahre Rolands-Natur haben und jene starken bürgerlichen Nerven, die in das Gold ihrer Eheherren gefaßt sind und deßhalb selten äußeren Eindrücken erliegen. Aber wenn man heute geweint hat, so drängt man sich morgen durch Thaliens Tempelpforten, um Momus sein Opfer darzubringen. Gurly, die allerliebste Kotzebue'sche Naivetät, ist der Magnet, oder Glaurens Wollmarkts-Hannchen, oder Albini's Polyxena. Und welche Freude strahlt aus dem bunten Damenkranze

rings in den Logen, wenn jene kleinen possierlichen Gestalten ihr Wesen treiben, ihre scherzhaften Hokuspokus, ihre Capricios von Thränen zum Lachen und vom Lachen zu Thränen machen. Alles nickt sich wohlgefällig zu, Alles ist außer sich vor Behagen, und in der nächsten Soirée wird von nichts Anderem gesprochen, als von der liebenswürdigen Gurly, die so gern heirathen will, von dem kindlichen Hannchen, das so spaßig ist, von Polyrenas Laune und Natur. Ach! und wenn die Darstellerin dieser Rollen in der Soirée ist, wie wird sie von den Frauen geherzt und geküßt. Man kann sich nicht satt an ihr sehen, man überhäuft sie mit Zuvorkommenheit und Wohlwollen. Ist das nicht allerliebst von den Lübeckerinnen? Muß man sich nicht für sie interessiren? Sie haben wirklich viel zu viel Elektricität für Reichsstädterinnen, für jene steifen, abgeschlossenen, patricischen Wesen, die Kotzebue zu seinen „deutschen Kleinstädtern" begeisterten. — Die Männer geben den Frauen Alles nach, und ob sie auch keine Thränen für Elise von Valberg haben, sie haben feste Hände, und wenn ihre Ehefrauen und Töchter weinen und lachen, so lassen sie es nicht an Applaus fehlen. Was diesen gefällt, gefällt auch ihnen, und wenn sie die Kunst und Poesie auch nicht immer zu begeistern vermag, so äußert sich die Begeisterung für die Persönlichkeit einer Schauspielerin auf eine nicht minder enthusiastische Weise, und giebt ihren Händen jenes à plomb welches der dramatische Künstler so gern hat. Das Haus erbebt vom Donner des Beifalls. Seltsam ist es, anderer Orten interessiren sich die Damen höchstens für die Schauspieler, aber die Lübeckerinnen machen es gerade umgekehrt, vielleicht um ihren Ehemännern zuvor zu kommen. Und unter den Schauspielerinnen ziehen sie nicht sowohl die imposante, junonische vor, die Phädra und Medea, nein sie lieben Emilia Galotti,

Miller's Luise, mit einem Worte jene schwärmerischen Gestalten der Liebe, die, statt Heroismus, Thränen, Demuth und Duldersinn besitzen und im bürgerlichen Kleide einherschreiten. Wieder ein Beweis, daß die Lübeckerinnen Werther'sches Blut haben. Sie schwärmen gern, und im Jahre 1827 schwärmten sie so innig, daß eine Theater-Revolution drohete. Zwei Schauspielerinnen lenkten die Interessen des Tages. Ich will sie nicht nennen; denn die Eine steht mir sehr nahe, und ich hielt es mit der weißen Rose, die Andere, welche die Parthei der rothen Rose in's Leben rief, ist jetzt von dem öffentlichen Schauplatze abgetreten und hat sich in Lübeck verheirathet. Aber die Lübeckerinnen hielten es, gleich mir, mit der weißen Rose; sie war jene Elise von Valberg, welche zu Thränen rührte, jene Polyxena, welche so anmuthigen Humor entfaltete; zudem sollte ihr auch eine Bürgermeisterin in der Jugend ähnlich gesehen haben. Die Männer — besonders die unverheiratheten — beteten die rothe Rose an, die feurig, mit italienischen Augen und dunkelem Rabenhaar, üppigen Wuchses und schlanker Taille einherschritt und mehr glühete, als schwärmte, mehr klassisch als romantisch war; zudem war diese unverheirathet. Es bildeten sich Oppositionen in Betreff des künstlerischen Werthes beider Darstellerinnen, und die Damen schwuren bei Elise von Valberg. Auch die verheiratheten Männer mußten alsbald bei Elise von Valberg schwören, weil ihre Ehefrauen nicht nachgaben und weinenden Auges erklärten, sie sey ein süßes Wesen. Somit erlangten die Lübeckerinnen es, daß man sich im Theater im Für und Wider nachdrücklich aussprach; um nun ganz und gar ihre Meinung offen und frei an den Tag zu legen, beschlossen sie sogar, ihre zarten Hände an den Applaus zu setzen, und Elise errang in so fern den Sieg, als ihr Anhang der mächtigere war, indem alle Ehemänner und

der ſämmtliche Damenchor ſich für die blauen Augen und das blonde Haar jener intereſſirten. Eine Vereinigung der Intereſſen beider Partheien hielt ſchwer; denn die rothe Roſe wollte nicht nachgeben und die Königin des Tages ſeyn. Sie räumte ſpäter das Feld, und man ſah nun, obſchon zu ſpät, ein, daß es beſſer geweſen ſey für die Kunſt, wenn man hier vermittelnd, ſtatt partheinehmend aufgetreten wäre.

Würde man ſagen, Literatur, Kunſt und Poeſie würden in Lübeck mit Eifer gehegt und gepflegt, man behauptete zu viel; denn Lübeck iſt eine Handelsſtadt, die allerdings dem Wollmarkt und der Dampfſchifffahrt mehr vertraut, als den Muſen. Aber der Sinn für geiſtige Intereſſen iſt in Lübeck zu Hauſe, mehr als in Frankfurt, mehr als in Bremen, wenn auch weniger, als in Hamburg, wo wirklich ein reger, wiſſenſchaftlicher Verkehr ſtatt findet. Wenn in Bremen und Frankfurt, welche Städte — die Eine Wohlhabenheit, die andere Reichthum genug — beſitzen, um den Muſen ein Aſyl bieten zu können, nur Einzelne den Wiſſenſchaften und Künſten dienen, die Bevölkerung dagegen mehr dem Tabacks- und Papierhandel zugethan iſt, ſo kann man von Lübeck behaupten, daß ſich hier die Geſammtheit für Literatur, Kunſt und Poeſie intereſſirt; es fehlt nur die Seele des Lebens, jene geiſtige Quelle, die den Intereſſen ſtets neue Nahrung giebt, es fehlt an Repräſentanten der Kunſt, der Wiſſenſchaft, der Poeſie; denn die Stadt-Bibliothek zu Katharinen iſt ein todtes Inſtitut, die Kunſtſchätze der Kirchen ſprechen keine lebendigen Worte, welche Leuten, die ſich den ganzen Tag hindurch im Materialismus des Lebens umhertreiben müſſen, durchaus Noth thuen, will man ſie zu kräftigem Streben für geiſtige Bedürfniſſe enthuſiasmiren. Aber eben weil Lübeck von ſeinem hohen reichen Standpunkte herunter geſtiegen iſt,

weil es mehr auf sich selbst angewiesen ist, weil es in sich gekehrt, nachdenkend dasteht und nicht durch übermäßiges Handelsgeräusch betäubt wird, weil es von der Hand in den Mund lebt und zu weitaussehenden Spekulationen keine Gelegenheit hat, deshalb mag es wohl kommen, daß es ein offenes Ohr für andere Dinge hat, die nicht im Bereiche des materiellen Verkehrs liegen.

Aber es fehlt — wie gesagt — in Lübeck an thatkräftigen Geistern, die die Augen des Volks zu richten verstehen, und somit trifft man denn daselbst kein thatkräftiges geistiges Leben. Lübeck begnügt sich mit dem, was ihm von Außen zuströmt, mit der Preußischen Staatszeitung, dem Hamburger Korrespondenten, der Börsenhalle, den Times, Journal des Debats, Journal du Commerce, mit den belletristischen Blättern Hamburgs, und das einzige eingeborene Journal sind die Lübeckischen Anzeigen, welche ein Buchdrucker, Borchers, redigirt, und welche vom Materialismus leben, von den täglichen Bedürfnissen der Lübecker, von gerichtlichen Bekanntmachungen, der Mode, Kapern, Oliven, Apfelsinen, Kaviar u. s. w. Dann und wann verliert sich auch die Kunst hinein, vorzüglich die dramatische, wenn dieser, oder jener Schauspieler sein Benefiz empfehlen läßt, oder „mehre Theaterfreunde" dieß oder jenes Stück verlangen. Die Nähe Hamburgs, das so reichhaltig an Journalistik ist, macht wohl hauptsächlich eine einheimische Journalistik überflüssig. Die Politik erhält man von dort aus der ersten Hand, brühwarm, und auch die Literatur des Tages wird in den vielen belletristischen Blättern Hamburgs mit Umsicht aufgestellt; insonderheit gewähren die „literarischen Blätter der Börsenhalle" eine reiche Ausbeute französischer und englischer Novitäten. Also man braucht sich in Lübeck nicht zu behelfen; man hat Hamburg und hält es durchaus nicht für nothwen-

dig, ſich etwas Apartes beizulegen. Letzteres könnte auch ſchon aus dem Grunde wenig Glück machen, weil der Lübecker Journaliſtik keineswegs die reichhaltigen Quellen zu Gebote ſtehen würden, wie der Hamburger, und ſie deßhalb doch am Ende nur eine Auswahl aus dieſer reichen müßte. Zu bedauern iſt es übrigens, daß die Hamburger Winkelblätter: „Beobachter“, „Neuigkeitsträger“ u. ſ. w., einen ſo feſten Fuß in Lübeck gefaßt haben, und beſonders die Intereſſen der Mittelklaſſe auf ſich ziehen. Man findet ſie allenthalben, und ſie ſind als wahre dii minorum gentium zu betrachten, welche durch ihre ruchloſen Tages-Klatſchereien den nachtheiligſten Einfluß auf den Geiſt und die Denkweiſe des Volks ausüben. Dieſe Hamburger Winkelblätter und das däniſche Zahlen-Lotto tragen nicht wenig zur Demoraliſirung der niederen Volksklaſſen bei. Was das Letztere betrifft, ſo hat es Sr. Majeſtät, der König von Dänemark bekanntlich in ſeine Staaten eingeführt, um die Einkünfte ſeiner Krone durch die Armuth zu vermehren. In Altona befindet ſich das Haupt-Comptoir dieſes Lottos für Holſtein, ein Raubſtaat inmitten einer civiliſirten Umgebung, der, außer Holſteins Armuth, auch die des nahen Hamburgs und Lübecks mit der Unverſchämtheit plündert, die nicht la bourse, ou la vie, ſondern la bourse et la vie ſpricht. Holſtein iſt ein deutſcher Bundesſtaat, und man hat es ſich in der letzteren Zeit angelegen ſeyn laſſen, die deutſche Einheit auf alle mögliche Weiſe feſtzuſtellen, ſogar durch einen allgemeinen Mauthverband; jetzt wird man auch vielleicht dem Nachdruck wehren. Hamburg und Lübeck aber ſind dieſem abſcheulichen privilegirten Lotto preisgegeben, das Sr. Majeſtät der König von Dänemark an ihren Grenzen errichtet hat, und wohin die Leute ihr tägliches Brod tragen, den letzten Pfennig ihrer Habe, wie jene fromme Wittwe ihr Scherf.

lein in den Gotteskasten warf. Man hat harte Strafen auf den Verkehr mit diesem Lotto gesetzt, aber die dänischen Behörden lachen dazu; die neun und neunzig Zahlen, die sie dem Volke zeigen, lassen dasselbe Staat und Gesetz vergessen, und man ist überdieß von dänischer Seite großmüthig: die Regierung begnügt sich mit den Dreiern und Sechslingen der Armuth, es ist ihr nicht die Hand des elendesten Tagelöhners schmutzig genug, um die Berührung mit derselben zu scheuen. Alles was Geld hat, ist am Lottotisch willkommen, und Friedrich von Dänemark macht die Honneurs an der Tafel, mit solcher Liebenswürdigkeit und Courtoisie, daß selbst die Verzweiflung Jener, die durch das Lotto Habe und Gut verloren haben, ihm nicht das Gegengewicht halten kann. Holstein ist ein deutscher Bundesstaat, wie Hamburg und Lübeck; Hamburg aber und Lubeck bestrafen dasjenige mit dem Zuchthaus, was in Holstein gesetzlich erlaubt ist! Wo ist hier die Einheit?

Es ist zu schlimm, daß die deutschen Bundesstaaten, rücksichtlich der inneren Organisation, so sehr viele Verschiedenheiten aufzuweisen haben, Verschiedenheiten, die, selbst bei aller äußeren Gleichstellung und Verbündung dieser Staaten, nie und nimmer eine geistige Harmonie herbeiführen können, die allein ein einiges Deutschland hoffen läßt und nicht bloß eine einige Diplomatik und Politik. Wie feindlich müssen die Regierungen Holsteins, Hamburgs und Lubecks sich, schon des Lottos wegen, einander gegenüber stehen. Und selbst Holstein, das durch seinen Landadel und seine Viehzucht so gesegnet ist, kann es freundlich zu dieser Ruthe sehen, die ihm das arme Dänemark gewunden hat? Bei allem Mangel einer inneren harmonischen Organisation der deutschen Bundesstaaten müssen diese Unglücklichen noch stets den Einflüssen des Auslandes erliegen. Was hilft es nun den Lü-

beckern, daß sie, wenigstens äußerlich und von Staatswegen, so streng auf gute Sitten halten und sogar nicht einmal öffentlichen Mädchen ein Privilegium ertheilen, daß sie Sparkassen und Vereine für gemeinnützige Thätigkeit gestiftet haben? Dänemark spottet, mittelst Holsteins, ihrer Sittlichkeit, und lebt von der Demoralisirung der unteren Volksklasse Lübecks; denn wohin dieser Schleichhandel mit den Lotto-Nummern führen muß, das liegt so ziemlich am Tage.

Was den sittlichen Geist der Bevölkerung Lübecks im Allgemeinen betrifft, die eigentliche Moral, so ist er gerade nicht mehr in jungfräulicher Blüthe. Man soll sehr viel im Stillen lieben und so ziemlich in jener humanen Weise, die hier keinen Unterschied der Stände beachtet, sondern auch für die untere Klasse ein gefühlvolles Herz hat. Man erzählt sich in dieser Hinsicht viel von den Notabilitäten, und die Salons haben manche böse Nachrede in den tabackeingequalmten Wirthsstuben der niederen Stände auszuhalten, die, wie allenthalben, auch hier gern die Satyriker des Lebens der feinen Welt abgeben. Aber auch die Mittelklasse hält es mit einem freien Leben, welches die Grenzen des socialen Verkehrs nicht zu eng zieht. Es soll solider in den Familien des lüsternen Hamburgs zugehen, als in denen des bescheidenen Lübecks, welches kein Wasser zu trüben scheint und in seinem Stadtrecht auf die Verletzung der ehelichen Treue Todesstrafe setzte. Uebrigens wird die eheliche Treue in Lübeck in Wahrheit selten verletzt; denn man scheint hier häufig die Ehe für einen Konsensual-Kontrakt zu halten, der durch gegenseitige Vereinbarung suspendirt werden könne. Aber was man in dieser Hinsicht auch behaupten mag, so viel ist gewiß, es geht Alles ohne Eclat zu; nicht einmal der Hausfriede wird dadurch gestört, und wenn es auch hie und da zum Aeußersten kömmt, so hat die mil-

dernde Gerichts-Praxis schon dafür Sorge getragen daß mit dem Schuldigen nicht mehr, nach der Strenge der Gesetze, verfahren werden kann. Aber die Lübecker, so häufig sie auch in der Feiertagsruhe ihrer Häuser, unter vier Augen, höchstens von den Dienstboten bespöttelt, sonst von Keinem deshalb geringer geachtet, gegen das sechste Gebot sündigen, man muß es zugeben, sie geben dabei nicht scheinheilig zu Werke. Man sieht es, es geschiehet nur des Anstandes wegen, daß sie ihre Schwäche nicht offen bekennen, sie geben sich wenigstens keine Mühe, sie zu verheimlichen. Die Haus- und Familiengenossen reden davon, wie von längst bekannten Dingen, ohne Erstaunen zu bekunden; und wenn sie einmal die Nase rümpfen, so ist daran lediglich die dem Menschen angeborene Schadenfreude Schuld, die sich so gern zum Spott versteht. Ich bin fest überzeugt, würde dieser, oder jener Senator seine Beischläferin auf einem Kirchengemälde anbringen lassen, er machte sie im Leben nicht zur Madonna, sondern gäbe sie als das, was sie ist; höchstens würde er sagen: es ist eine Freundin von mir, der ich dadurch meine Achtung zu erkennen geben will.

Es ist ein gutes Zeichen der Lübecker, die öffentliche Meinung stiehlt sich nie in Haus und Hof hinein; sie läßt den Leuten ihre Privat-Vergnügungen, wenn sie nur im öffentlichen Leben, in Handel und Wandel, kein Aergerniß geben, und begnügt sich, den Schalk zu spielen. Es fehlt hier jene klatschsüchtige Kleinstädtischkeit, die sich in alle Dinge mischt und stets bereit ist, über den Nächsten Gericht zu halten. In der That, Lübeck trägt ganz das Gepräge einer heruntergekommenen großen Stadt, sie gleicht einem invaliden Helden, der sich in die Stille des Lebens zurückgezogen, auf ein Landgut in Hinter-Pommern; aber der Sinn für Krähwinkelei hat deshalb nicht in ihr um sich gegriffen, weil sie noch hie und da von

dem alten Anſehen zehrt, oder unbewußt einen ſtolzeren, gewiſſermaßen ererbten großſtädtiſchen Air bewahrt, als andere Städte, die mit ihr auf einer Stufe ſtehen.

Die Lübecker lieben die Muſik, und es finden ſich daſelbſt viele Dilettanten-Vereine zu ſolchem Zwecke. Ein Beweis, daß ſie ſich gern den Gefühlen hingeben, was in einer Handelsſtadt immer zu bewundern iſt, wo die Natur der meiſten Menſchen ausgetrockneter und praktiſch eingeſalzener iſt, als in Reſidenzen und anderen Orten. Es giebt in Lübeck enthuſiaſtiſche Verehrer Euterpes, und die an der Spitze der Dilettanten-Vereine Stehenden ſind meiſtens Männer, die ſich ſonſt ſo ziemlich den ganzen Tag hindurch im Geſchäfts-Verkehr umhertreiben und von denen man es kaum vermuthen ſollte, daß ſie für etwas Anderes, als Wolle, Wein oder Getreide, die vorzüglichſten Handels-Artikel Lübecks, Sinn hätten. Und doch leben ſie der Tonkunſt, nach vollbrachter Tagesarbeit, mit Leib und Seele und veranſtalten in ihren Häuſern muſikaliſche Soirées, denen man es nicht anſieht, daß ſie nur dazu dienen ſollen, einen Tag angenehm zu beſchließen, ſo eifrig wird die Sache betrieben. Habe ich doch ein ehrwürdiges Mitglied des Ober-Appellationsgerichts, einen geborenen Lübecker, den Engel Gabriel in der „Schöpfung" mit einem Feuer ſingen hören, das in dem Falle, wenn die Stimme nur etwas mehr zum Anhören geeignet geweſen wäre, ſicherlich zur Begeiſterung hingeriſſen hätte. Concerte erfreuen ſich in Lübeck einer größeren Theilnahme, als irgendwo, um ſo mehr, da man nicht ſowohl die einzelnen muſikaliſchen Kräfte, als die Muſik ſelbſt vor Augen hat und zufrieden iſt, wenn das Enſemble übereinſtimmt. Seltſam iſt es, das die Muſiker von Profeſſion hier eine Zunft bilden, die in verſchiedene Klaſſen getheilt iſt, und deren man ſich bei allen Gelegenheiten bedienen muß. Eigentliche tonkünſtleriſche Weihe kann

unter ſolchen Verhältniſſen nicht wohl ſtatt finden, da die handwerksmäßige Geſtaltung des Muſikweſens nur eine beſtimmte Anzahl Mitglieder duldet, die heute zum Tanz aufſpielen und morgen das Requiem Mozart's, oder Bach's und Händel's Kompoſitionen verarbeiten. Man kann daraus entnehmen, wie ſehr Lübeck der alten Sitte huldigt; denn dieſer Zunftzwang iſt offenbar aus dem Mittelalter, aus der Zeit, in welcher ſich die Poeſie den Meiſterſängern unterwarf, in unſere civiliſirte Periode herübergeſchlichen. Man kann es ſich leicht denken, welch ein ehrenfeſtes, ſpießbürgerliches Anſehen inſonderheit die leichte, humorſprudelnde Muſik eines Roſſini im Orcheſter des Theaters zu Lübeck erhält, welches von der ſogenannten „erſten Klaſſe" der Muſiker bedient wird. Ein Teutſcher in der Pierot-Maske kann ſich nicht behaglicher und phlegmatiſcher dehnen, als ſolch' eine Kompoſition im Theater-Orcheſter. Es kann hier überhaupt nie von einem Geiſte der Muſik die Rede ſeyn; denn es iſt der tägliche Verdienſt, welcher dieſe Leute für die Kunſt beſeelt. Alles geht in jener Todtenſtille vor ſich, die ſich, im Schweiße ihres Angeſichts, das Brod verdient. Aber die republikaniſche Einfachheit tritt auch wieder bei dieſer Sache hervor. Es iſt einmal ein wohlerworbenes Recht, deſſen ſich die Muſiker erfreuen, und man wagt es nicht, ſie in demſelben zu beſchränken, obſchon das vornehme Lübeck Euterpen huldigt. „Es läßt ſich einmal nicht ändern, wir dürfen dieſe Zunft-Ordnung nicht aufheben; denn die Leute ſind Bürger und leben davon." Alſo ſprechend, wagt man es nicht, hier eine Abänderung zu treffen, und die Kunſt muß ſich der einmal eingeführten Ordnung unterwerfen, die ſchwerlich je aufgehoben werden wird, wenn nicht alle dabei Intereſſirten auf einmal Todes ſterben. Man hätte in dieſer Hinſicht Etwas von der Cholera hoffen können, aber die Muſiker

Lübeck's haben keine reizbaren Nerven, und selbst die Cholera wandte sich ängstlich von ihnen ab und wollte Rath und Burgerschaft nicht vorgreifen.

Lübeck ist, außer Bremen, vielleicht die einzige Stadt Deutschlands, in welcher Israel keine Zuflucht innerhalb der Mauern und des Weichbildes findet. Es ist traurig, daß in zwei freien Städten so viel mittelalterliche Gesinnung herrscht. Man fürchtet für den Handel und kann sich nicht zum Lichte erheben. Lübeck hat Israeln das Dorf Moisling zum Wohnort angewiesen und an den Ufern der Stekenitz, in der dortigen Juden-Kolonie, jenes Denkmal der Intoleranz errichtet, oder vielmehr der Ungerechtigkeit, welches unsere humane Zeit nothwendig mit Grauen erfüllen muß. Ich weiß es wohl, die kleinlichen materiellen Grundlagen, auf welchen unsere deutschen Republiken ruhen, können keine große Last ertragen, und der Nächstenliebe sind hier von dem Egoismus enge Grenzen gezogen; aber man fühlt sich unheimlich, wenn man den Servilismus und die Juden-Hörigkeit als ein nothwendiges Uebel, zur Sicherung der Interessen christlicher Staatsbürger, predigen hört. Die freien Bürger können sich nicht von alten Vorurtheilen losſagen; es fehlt ihnen an Imagination, sich die Juden als *Menschen* zu denken. Sie haben nur den Trödelhandel, den Wucher vor Augen, wenn es sich um das Volk Israel handelt, eine Juden-Verbesserung durch eine Juden-*Gleichstellung* fällt ihnen nicht ein. Es ist sehr traurig, daß diese kleinen Freistaaten so wenig an eine innere Organisation denken, an eine Organisation der geistigen Interessen. Sie schleichen, mit der Freiheit beladen, die längst eine angesessene Bürgerin geworden und wenig mehr ihres himmlischen Ursprungs eingedenk ist, durch die Gegenwart, und die Stimme des Menschenrechts, sie mag nun im Kanonen-Donner sich hörbar machen, oder durch die

Presse, reißt sie nicht aus der alten Behaglichkeit. Wollen sie einmal höher steigen, als es das Staatsrecht und die Politik gestatten, so hängen sich Haus und Hof ihrer Bewohner an den Geist, und die neuen Konstitutionen, die hier hervorgerufen werden, tragen sicherlich stets das Gepräge der Ichsucht. Der Rath, die Burgerschaft, die Kaufleute, die Schiffer, die Krämer und Detaillisten, Alle werden in der neuen Konstitution berücksichtigt werden, aber die Menschheit — sie darf keine Interessen in diesen Freistaaten in Anspruch nehmen, sie ist der einzige Knecht unter allen diesen Freien. In Lubeck darf jedoch — weiß Gott, aus welchem alten Rechtsgrunde — ein Jude innerhalb der Stadtmauern wohnen, und dieser eine Jude heißt — so viel ich weiß — in diesem Augenblick Stern. Er ist der einzige Stern, der den Juden in der langen Lubecker Nacht leuchtet, aber er hat, da er nur mit dem Gotte seiner Väter verkehrt und nicht mit der Diplomatik, wie der König Israels und der Beherrscher des Papierreichs, Anselm von Rothschild, keine magnetische Kraft, gleich diesem, und wird im Leben nicht Judäam von Moisling zu sich heran ziehen, nach Lübeck; in seinem Hause werden nur Betstunden gehalten und keine Staats-Anleihen kontrahirt. Das Geld, das eigentliche Motiv für die christliche Humanität, fehlt ihm. Dieser Stern, der Ehre theilhaftig, mit den Christen in einer Stadt wohnen zu dürfen, hat sich in der That, bei aller Verehrung des Talmud und bei allem Haß gegen das Schweinefleisch, wirklich bürgerlichen Grundsätzen genähert. Er glaubt an den Handel so fest, wie an Mosen und die Propheten, und da er in Keines der zwölf bürgerlichen Kollegien aufgenommen werden kann, so muß er sich mit dem Trödel und dem Erwerb behelfen, welchen ihm die christliche Liebe gestattet. Aber man sieht es dem Mann an, er würde sich gern einer

christlichen Beschäftigung unterziehen, wenn man ihm nur den Weg dazu erschließen würde. Liefern die Juden denn gar nicht den Beweis, daß sie Staatsburger werden können? Ach! das ist wieder die alte Leier, auf welcher der Menschheit täglich aufgespielt wird, die man aller Orten hört und die einem zum Ekel wird, wie die Marseillaise in den deutschen Eichenhainen. Es bleibt Alles beim Alten, und wenn die Stände des konstitutionellen Hessens es endlich dahin gebracht haben, eine Juden-Emancipation zu bewirken, so gehen die konstitutionellen Einwohner von Windecken, welches auch in Hessen liegt, so weit, den Juden ihrer Stadt, die, als freie Ortsburger, den Stadtforst, gleich der windeckenschen Christenheit, benutzen wollen, mit Mord und Todtschlag zu drohen und ihnen aus christlicher Liebe die Fenster einzuschlagen. Wo die Juden emancipirt werden, da bekunden die Christen späterhin, daß sie im liberalen Taumel zu weit gegangen sind, daß sie die Juden zu früh emancipirt haben aus dem dumpfen Kellerloche der Knechtschaft, daß sie zuvor ihre christlichen Herzen hätten emancipiren sollen. Die Lübecker und Bremer sind deshalb vorsichtig und emancipiren den greisen Knecht Israel nicht. Großer Gott! was thuen die Bremer insonderheit nicht für die Aufklärung, für die Gleichheit! Nicht einmal die dortigen Doktoren, die cum laude promoti, sie, die sich, während drei Jahren, oder oft noch länger, in dem „Pandektenstall" der Georgia Augusta für die Weisheit ausgerüstet haben, für die Advokatur, für die Arrha des hochlöblichen Obergerichts von zwei und einem halben Thaler, für die Termine, für die Konferenzen, für die Gutachten — nicht einmal diese Doktoren sollen anderen Bürgern vorgehen an Rang, Titel und Würden, sie sollen Menschen seyn; und wenn jetzt ein Bauer in dem Untergerichte, auf die Aufforderung des Richters, einen Advokaten zu

wählen, ſich an die verſammelten Herren Anwälte mit der Frage wenden würde: „ſo'een Minſch?“ ſo würde Herr Dr. S..... nicht antworten dürfen: „ich bin kein Menſch.“ Alles iſt zum Menſchen in Bremen gemacht worden, und was noch nicht Menſch iſt wird durch die neue Konſtitution Menſch werden; aber die Juden werden in Haſtedt bleiben müſſen, ſie werden Juden bleiben müſſen —, zum Beſten des Staats, in salutem reipublicæ. Und das heiße ich weiſe gehandelt. Was würde es helfen, wenn die Bremer die Juden zu Ihresgleichen machten? Wer ſteht den Juden dafür, daß ihr Vieh neben dem chriſtlichen Vieh auf der Burger-Viehweide weiden dürfte? Könnten nicht wieder Unruhen, wie zur Zeit der Hundert und Vier, wegen dieſer Viehweide hervorgerufen werden? Würde das chriſtliche Vieh nicht vielleicht dem jüdiſchen entgegnen: die Gräfin Emma von Leeſum, welche dieſe Viehweide, die man auch Burgerweide heißt, und die durch dieſe Bezeichnung vor allen anderen Viehweiden hochgeehrt wird, an die Stadt Bremen ſchenkte, hat dabei nicht gedacht, daß einſt jüdiſche Ochſen und Kühe hier graſen ſollten? Wir chriſtlichen Ochſen, deren Ahnen einſt dem Vertheidiger der Antwerpener Citadelle Ehrfurcht einflößten, als er ſeine Holländer auf ihrem Gebiete in den Waffen übte, wir chriſtlichen Ochſen verlangen die Schenkungs-Urkunde der Gräfin Emma von Leeſum zu ſehen. Ja, es würde für die Ruhe des Staats zu fürchten ſeyn, wenn Bremen die Juden emancipirte. Lübeck hat nun freilich nicht eine ſo ausgedehnte, ſchöne Viehweide, derentwegen ſich Streitigkeiten erheben könnten, aber es hat das Hoſpital zum heiligen Geiſt, welches von Bertram Mornewech geſtiftet wurde, einem frommen Handelsmann, der nur an chriſtliche Burger bei dieſer Stiftung dachte. Man würde wirklich die Juden in Lübeck nirgends unterbrin-

gen können; allenthalben würde die christliche Liebe dabei in den Weg treten. Und die Moislinger Juden sind arm, wie die Hastedter; sie haben das Geld der Frankfurter nicht, sich Synagogen, Waisenhäuser und milde Stiftungen zu erbauen. Was sollte aus den Juden in Lübeck werden? Vielleicht würden Lübeck und Bremen humaner handeln, wenn die reichen Frankfurter, Berliner, Wiener, Münchener Juden Geld zu einer Juden-Viehweide, oder zu einem heiligen Geist-Hospital für Hastedt und Moisling hergäben. Daran liegt auch viel, daß Jene, die sich die Ersten Israels nennen, die an die Stelle der alten Propheten getreten sind, sich mehr für Israel überhaupt interessiren, als solches bis jetzt geschehen ist. Nicht Gabriel Riesser allein kann Israel der bisherigen Hörigkeit entreißen, Worte genugen hier nicht, die That muß ihnen auf dem Fuße folgen. Das Volk Israel muß unter einen Hut gebracht werden, und Rothschild hat ja Silber-Barren genug im Keller, um sie an die Emancipation der Juden zu setzen. So viel ist nun einmal gewiß, die Christen werden denselben nie materielle Mittel an die Hände geben, ich meine Geld, damit sie eine andere materielle Bahn betreten können. Dr. Wirth hat früherhin einmal von einer deutschen Nationalbank und Geld-Darlehen aus derselben auf persönlichen Kredit gesprochen. Eine jüdische Nationalbank würde der Emancipation Israels dienen können; die christliche Religion würde ein Einsehen bekommen, man würde erkennen, daß die Juden Vertrauen zu sich selbst haben, man würde weniger von ihnen für den Staat fürchten, wenn dem Trödeljuden Mittel zu Gebote ständen, ein Gewerbe zu ergreifen und dem Staate zu dienen. Israel hat das Geld in Händen und dieses Geld hat Israel so mächtig gemacht in Deutschland. Der Adel, dieses alte Institut des Mittel-Alters, hat dem jüdischen Gelde nachgeben müs-

sen; Deutschland hat jüdische Freiherren und Barone erlebt, jüdische Ritter, Alles des Geldes wegen. Wenn Deutschland eine jüdische Nationalbank erlebte, so würden die jetzigen Juden sicherlich nicht vor der Emancipation sterben. Und was ist den Juden, die Fursten und Völker in den Händen haben, leichter, als eine Nationalbank zu gründen? Ich glaube es nicht, daß dieselbe jemals, bei allen möglichen Unfällen, bankerott machen kann, wenn Israel ihr nur einen Antheil an dem Papierhandel einräumt, durch welchen es die Welt beherrscht. Mein Vorschlag wäre in der That von Israel zu beherzigen.

Israelsdorf — da wird man an eine Juden-Kolonie denken. O nein! es ist ein christliches Dorf, in einem christlichen Hölzchen mit christlichen Gastwirthen, ein freundliches, humanes Dorf, von Eichen und Buchen umkränzt, der lieblichste Vergnügungsort der Lübecker, und ich kann es nicht angeben, woher man den Namen entnommen. Die Lübecker passen gar wohl zu dem bunten, duftigen Grun, sie sind licht und lebensfroh, und man stößt hier nirgends auf die langen steifen Laternenpfahl-Physiognomieen, wie sie Bremen aufzuweisen hat, die uber Kaffee und Thee, uber Strickstrumpfe und Bremer Cigarren nie und nimmer an den lieben Gott in der Natur denken. Die Lubecker genießen mit Anmuth die Gaben, welche jene ihnen reicht, es ist Frühling in ihnen, wenn sie im Israelsdorfer Holz sind, auf den Fischerbuden, in Travemunde. Sie besitzen die Grazie der Socialität, und der Sonntag ist ihnen kein schwerer Seufzer nach vollbrachter Arbeit, bei welchem sie schon wieder des morgenden Tages gedenken. Blank und hell, geschmückt und freudumglänzt stellt sich ein lübeckischer Sonntag dar; man sieht es den Lubeckern an, sie würden sich auch, ohne die Genesis und den Herrgott, einen solchen

Sonntag geschaffen haben, sie feiern ihn in Liebe, die sie auch, ohne in der Kirche gewesen zu seyn, mit hinaustragen in's Freie. Pfingsten wird mit Maienbäumen aufgeputzt, der Weihnachts-Abend mit Tannengrün, welches man dann in allen Conditoreien und Weinhäusern zu Lauben, Guirlanden, Dekorationen der Wände u. s. w. angewendet sieht. Der Lübecker kennt Volks-Vergnügungen. Er feiert seinen Christabend nicht allein in der Stille des Hauses, nein! es zieht ihn hinaus auf den Christmarkt, in die Oeffentlichkeit, in den Raths-Weinkeller, wo die langen unterirdischen Gänge hell erleuchtet sind, wo sich die Freude drängt. Ich habe bei dem Weihnachts-Volksfeste nie ein zu Viel wahrgenommen, nie eine Ausartung des Vergnügens in Rohheit, nie eine Unanständigkeit, die das bevorstehende Christfest profaniren konnte. Die Lübecker haben in dieser Hinsicht vielen Takt. Wer konnte es ihnen aber verargen, wenn sie das Fest der Christenheit, außer kirchlich, auch lebensfroh begehen? — Außer Israelsdorf hat Lübeck noch die Fischerbuden an der Wakenitz, die Lachswehr zu öffentlichen Vergnügungsörtern, unzählige Sammelplätze für die untere Volksklasse abgerechnet. Die Begüterteren haben ihre Gärten und Landhäuser, in welchen ein gastliches Familienleben herrscht, welches — wie schon früher bemerkt — dem Fremden das einsame Lübeck so anziehend macht.

Travemünde ist nun das eigentliche Sans-Souci der Lübecker. Es ist ein Flecken, an der Mündung der Trave in die Ostsee gelegen, durch die Dorsche — Ostseefische, die hier am schmackhaftesten zubereitet werden — und sein Seebad auch dem Auslande wohlbekannt. Es giebt bekanntlich viele Ostsee-Bäder: das hochadelige Doberan, das romantische Putbus auf Rügen, das berlinbesuchte Swinemünde; aber Travemünde ist das bürgerlichste, sashionableste Seebad des baltischen Meeres. Es waltet

hier die ächte, wahre Bade-Behaglichkeit, jenes sociale Leben, welches sich auf Freiheit und Gleichheit stützt und die Standes-Scheidungen verachtet. Protonotarius Lembke, ein Mann der Courtoisie und Noblesse, heiter und lebensfroh, ein sociales Genie, hat viel dazu beigetragen, das junge Travemünde mit den anderen Ostsee-Bädern rivalisiren zu machen, und Hamburg flüchtet sich häufig in den Sommermonaten aus der dumpfen, stickigen Luft seiner engen, winkeligen, von hohen Gebäuden eingeschlossenen Straßen hieher, wo die Ostsee Kühlung und Stärkung bietet, und kein mecklenburgischer Adel den Ton angiebt. Es ist wahr, das berühmte Doberan gewinnt außerordentlich durch die einfache, durchaus nicht großherzogliche, Liebenswürdigkeit des regierenden Fürsten, der nun bereits fünfzig Jahre hindurch sein Parolh an der Doberaner Bank biegt; aber rechts begegnet man daselbst einen Herrn Von, links fällt man über einen Herrn Von, und will man die Mitte halten, so stößt man auf Advokaten, die neben dem Landadel die einzigen Merkwürdigkeiten Mecklenburgs sind. Güstrow und Rostock sind damit gepflastert, Wismar, Grevismühlen und die anderen kleinen Städte des Großherzogthums haben wenigstens auf den zehnten Einwohner einen Advokaten zu rechnen. Die Jurisprudenz und der Adel, die sich in den Sommermonaten aus den beiden Großherzogthümern Mecklenburg nach Doberan begeben, geben dem geselligen Leben daselbst eine luxuriöse Farbe und König Pharao hat seine Haupt-Residenz in Doberan aufgeschlagen.

Die Badegebäude des Travemünder Seebades sind keineswegs großartig; sie sind in bescheidener Eleganz gehalten, geschmackvoll und ländlich. Auf dem sogenannten Leuchtenfelde, hundert Schritte vom Ostseestrande, erheben sie sich, geschieden in ein Speisehaus, Logirhaus und eigentliches Badehaus für warme Seebäder. Sie sind

von anmuthigen Anpflanzungen umgeben und gewähren die Aussicht auf das Meer, auf den Flecken Travemünde und auf die Mecklenburg'sche Küste. Die See bietet hier den Anblick eines belebten Weltmarkts durch die an- und absegelnden Schiffe, auf welchen das freundliche Travemünde, mit seinen reichbemasteten und bewimpelten Antlitze harmlos herniederschaut. Die Bade-Anstalten in der offenen See sind ohne weitere Vorkehrungen. Durch Badekutschen wird man in die Arme Neptuns geleitet, der hier auf weichem, weiß-sandigen Grunde ruht, und dem man sich ohne Gefahr anvertrauen kann; denn nur allmählig senkt sich der Boden tiefer.

Meine Lübecker Skizzen möchte ich — selbst bei dem besten Willen — nicht weiter ausdehnen können. Literatur und Kunst leben in der alten Hansestadt nicht viel mehr, als ein Handwerksleben, und was der Gemeinsinn gestiftet, es beschränkt sich höchstens auf städtische Verhältnisse, die ohne Interesse für Deutschland sind. Ausgezeichnetes, Außergewöhnliches findet man in dieser Hinsicht Nichts. Zwei Buchhandlungen versorgen Lübeck und einen großen Theil von Holstein mit der neuesten Literatur, einen bedeutenden Verlag hat Keine derselben aufzuweisen. In der „Vereinigung" findet man eine ziemlich reichhaltige Ausbeute politischer und schönwissenschaftlicher Zeitungen. Das Theater ist mittelmäßig und feiert im Sommer, wodurch es denn erklärbar, weßhalb hier nie ein einstudirtes Ensemble zu erwarten ist. Mit einem Worte, Alles deutet an, daß Lübeck durch die Gegenwart nicht im kräftigen Mannes-Alter schreite, daß es vielmehr, als silberhaariger Greis, ohne den raschen, gleichförmigen Pulsschlag eines regen öffentlichen Lebens, jene durchschleiche, freilich stolz und nicht ohne Glorie der Vergangenheit, die von den Thürmen und aus den Kirchen strahlt, aus den vielen frommen, begüterten Stiftungen,

aus der Geſchichte, aus den Fluthen der Oſtſee, über welcher Lübeck einſt den Scepter hielt; aber doch ſonſt ſchwach und entmarkt, wie Nürnberg, Augsburg, wie die alte Kaiſerſtadt Aachen, die jetzt von ihren Tuchfabriken lebt, aber im Leben nicht mehr die Blicke der Welt auf ſich zieht, wie einſt, als hier die deutſche Krone vergeben wurde.

# Bremiſche Skizzen.

Bremen ist eine ernste, gescheuerte Stadt, mit Lindenbäumen vor den Häusern, sonst ziemlich nackt und kahl gelegen, in einer Sandwuste, unter Ruben und Braunkohl. Sie hat das Ansehen eines behaglichen „Myn Heer", der seine Geschäfte besorgt und der Ruhe pflegt. Sie sieht so wenig stolz aus, wie dieser, aber auch eben so gravitätisch, so selbstgefällig; denn der lange Roland auf dem Markt, der Bleikeller, unter dem Dom und der Weinkeller, unter dem Rathhause, das Alles sind Dinge, auf welche sie sich nicht wenig einbildet. Dabei hat sie Tabak und Cigarren, Wallfische, Häringe und Thran, Wein, Zucker und Kaffee und wohl an 35,000 Einwohner, die sich in Lutheraner und Reformirte theilen und durchaus Nichts von einer evangelischen Kirche hören wollen. Diese Einwohner sind ruhige, bedächtige Leute. Sie leben den Tag über ihren Geschäften, schließen Abends zehn Uhr die Hausthür, geben alljährlich wenigstens einmal zum Abendmahl, und sorgen dafür, daß an jedem Sonnabend Haus und Hof von oben bis unten gereinigt werden. Unter den Einwohnern giebt es Angesehene und Unangesehene, nämlich solche, die von Rechtswegen ein jeder Bremer ansehen, vor welchen er den Hut ziehen muß, und solche, die man füglich unangesehen lassen kann. Zu den Erstern gehört insonderheit der Senat, der, wie der Staatskalender es besagt, in das obervieh-ländische, das niedervieh-ländische, das hollerländische und werderländische Quartier getheilt wird. Außerdem gehören dazu die Verwandten

des Senats bis zum achten Grad, kanonischer Rechnung, alle Leute, die Geld haben, die älteren Doktoren der Rechte, die einst das Glück hatten, sich amtlich Herr nennen zu dürfen, und die jüngeren, die durch eine Heirath entweder mit einem hohen Senat, oder mit irgend einer Notabilität in Verbindung gebracht, oder, weil man ihren Großvätern von Staatswegen verpflichtet zu seyn glaubte, zu Unter- und Obergerichtssekretären gemacht wurden. Zu den Unangesehenen gehören alle Leute, die weder einem armen Teufel durch ihre Empfehlung helfen, noch durch bösen Leumund schaden, die keine Stipendien vergeben können, die nicht einmal Vorsteher eines Armen-, oder Waisenhauses sind.

Die Religion Bremens ist allerdings — wie auch schon aus dem Vorhergehenden erhellt — die christliche. Man glaubt in Bremen festen und treuen Sinnes an die Bibel, an das Wort, an die Geistlichkeit, an die Bigotterie, an den Pietismus, an den Mysticismus; man glaubt an das Alles mehr, als an die — Menschheit. Ja, es ist ein hartes Urtheil; aber wer nicht „Borger" ist, wer wohl gar ein Schauspieler ist, der muß nothwendigerweise sehr berühmt, oder sehr empfohlen seyn, soll man ihm im socialen Leben Gerechtigkeit widerfahren lassen und in Haus und Hof einfuhren. Bei aller Vorliebe für die christliche Religion nämlich ist man dennoch in Bremen dem Götzendienste sehr zugethan, und diesen Götzendienst kann man vorzugsweise Philisterismus heißen. Der Philisterismus huldigt zuerst dem „Borger". Wer ein Bremer Bürger ist, spricht stolz, die Hand auf der Brust: „Ick bin Borger". Diese Bezeichnung gilt mehr in Bremen, als: „Ich bin Mensch". Sodann huldigt der Philisterismus dem Senat; er spricht mit gekrummtem Buckel: „die Herren". Vier und zwanzig Senatoren und vier Burgermeister sind diese Herren; und wenn in dem

freien Bremen im Allgemeinen von Herren gesprochen wird, so sind nur die Mitglieder jenes Körpers darunter zu verstehen. Ihnen gegenüber ist Alles unterthäniger Diener. Endlich huldigt der Philisterismus der Angesehenheit, d. h. allen jenen kleinen Notabilitäten, (sie seyen es nun durch ein Amt, oder Geld,) welche in den Freistaaten so häufig sind, weil hier Jeder, der so einigermaßen verwendbar ist, zu einem Amte genommen wird; jeder aber, der reich ist, durch seine Person allein schon imponiren kann. Die Angesehenheit lehnt sich meistentheils nicht nur an den Senat, sie hat auch eine große Anzahl Muhmen und Basen, Stadt-Accise-Kassenschreiberinnen und Ober-Floß- und Fischmeisterinnen, sie hat Theegesellschaften und Kränzchen, Kindertage und dergleichen Dinge, die öffentliche Meinung zu bearbeiten. Und diese öffentliche Meinung ist, der Angesehenheit gegenüber, wie das Lamm am Kreuze. Was jene auch denken mag, sie wagt es nicht, vor der Angesehenheit sich auszusprechen. Ja, wenn sogar einmal ein Mitglied der Letzteren einen Fehlschritt thut und zu Zuchthausstrafe verurtheilt wird — gegen welche selbst die Angesehenheit nicht schützt; denn die Gerechtigkeit waltet streng in Bremen — so kann man ziemlich sicher seyn, daß die Organe der öffentlichen Meinung, die Thermometer des Volksgeistes: die Zeitungen, demüthig erklären: Er ist ein Schurke, aber er ist aus einer angesehenen Familie. Ja es ist mit dem Philisterismus ein arges Ding in Bremen, er läßt die Humanität nicht aufkommen. Die Leute gehen in die Kirche, hören auf ihre Prediger mehr, als auf Gott, glauben an den Senat so fest wie an Christum, aber wenn sie mit einem Schauspieler zu Tisch gehen sollen, so stutzen sie, wenn sie mit einem Schauspieler das Abendmahl genießen, machen sie wohl gar ein Kreuz und sprechen gläubig, indem sie Christi Blut

trinken: „Ich danke Dir, Herrgott, daß ich nicht bin, wie der hinter mir, ich danke Dir, daß ich Bürger bin und hundertausend Thaler in meinem Vermögen habe.“ Es ist wirklich entsetzlich mit dem Bürgerstolz in Bremen, und ich weiß es wahrhaftig nicht, wie Herr Johannes Rösing, der in diesem Augenblick der bremische O'Connell ist, es anfängt, die Bremer die Zeit, d. h. eine andere Zeit, als die, welche in Bremen an der Ordnung ist, zu lehren. Er soll — wie ich schon früher bemerkte — in der Union Vorlesungen über den Geist der Zeit halten, aber die Uhren in Bremen zeigen stets zwischen 12 und 1, auf Mitternacht, und in diesem Zeitraum liegt Alles, was Bremen so eigentlich charakterisirt: Mallet, der „Kirchenbote“, der Mysticismus, die „neue Eintracht“, die mir wie ein „neuer Kalender“ aus dem sechszehnten Jahrhundert vorkommt, ja sogar der bremische Patriotismus, der sich vor jedem andern Patriotismus dadurch auszeichnet, daß er sein Bremen keinen Augenblick läßt, daß er es allenthalben mit herum trägt. Gott! ein bremischer Tabaks- oder Weinreisender würde er nicht an den Quellen des Nils, in Is- und Lappland als Bremer zu erkennen seyn? Er würde dem Vicekönig von Egypten die Bremer Cigarren vor dem turkischen Rauchtabak anempfehlen, dem Isländer würde er „Pinkeln“ und Braunkohl anpreisen, dem Lappen würde er den Bremer Wallfischthran rekommandiren; ewig würde er ausrufen: „das haben wir auch in Bremen!“ Und führte man ihn zu den ägyptischen Pyramiden, er würde an den Bleikeller in Bremen denken, bei den ägyptischen Mumien würde er auf die bremischen verweisen. Ja, es ist ein Unglück des bremischen Patriotismus, daß er nur bremisch ist, nicht deutsch, daß er sich nicht über den Bürgenkonvent versteigt, nicht über den Weinkeller, nicht über die Bremer Cigarren, ja nicht einmal über die alten ledernen Mu-

mien des Bleikellers und den langen Roland, der das Schönste in architektonischer Hinsicht ist, was Bremen aufzuweisen hat, dessen aber der Bremer sicher, neben dem Apollo von Belvedere, gedenken würde, gerade so, wie er im Winter, beim Anblick der Schweizer Gletscher, ausrufen möchte: „Es flimmert und glänzt wie Silber, aber der Braunkohl von Bremen wächs't nicht unter dem Schnee der Gletscher, und wenn ich jetzt in Bremen wäre, ich würde eine „Langkohlparthie" nach Horn mitmachen". Der Bremer ist vielleicht der Einzige unter den Freistädtern, der nie über seine Vaterstadt hinaussieht, und das: „Ick bin Borger" drückt seine ganze Nationalität aus. Mit diesen drei Worten schlägt er einem jeden Fremden hinter die Ohren; kann er sich nicht mit den Behörden zurecht finden, glaubt er sich von ihnen gedrückt, oder lädirt, er spricht sicher: „Herr Senahter, ick bin Borger". Entgegnete mir doch einmal ein Schneider, der von auswärts, wegen Alimente, gerichtlich in Anspruch genommen wurde, obwohl die Klage durchaus faktisch und juristisch begründet war: „Et is doch schändlich, dat man enen Borger nich bäter in Schutz nimmt un ick an dat Minsch nun noch dat Geld betahlen mutt". Wer auf den Bürger provocirt, der kann sicher seyn, daß er in allen Fällen bei seinen Mitburgern ein geneigtes Gehör findet. Die handgreiflichste Hulfe wird einem Bürger zu Theil, der mit einem Fremden in Kollision geräth, wenn er die bedeutsamen Worte spricht: „Ick bin Borger". Man glaube ja nicht, daß bloß die untere Volksklasse diesen Worten folgt, nein auch die Ohren der feinern Welt spitzen sich bei dieser Redensart, und man ist sehr geneigt, dem Bürger Eins vorzugeben in jedem Spiele, welches dieser mit einem Fremden hat. Es ist das Alles ein Zeichen, daß die Humanität mehr, oder minder auf schwachen Fußen in Bremen steht; obwohl

das Festhalten an der Vaterstadt, an Haus und Hof, an dem Mitbürger wiederum manches Ersprießliche für das Gemeinwesen wirkt. Indeß stellt es jedenfalls Bremen in eine gänzliche Abgeschlossenheit von dem übrigen Deutschland. Die deutsche Nationalität geht in dem bremischen Bürger unter.

Diese Isolirung Bremens, diese Trennung der alten Reichsstadt von dem übrigen Deutschland ist Eins der Uebel, die aus unserm zerrissenen Vaterlande erwachsen; aber es sieht in dem kleinen Staate um so widerwärtiger aus, als in demselben eigentlich wenig Gründe vorliegen, auch nur ein Fünkchen deutschen Patriotismus zu erwecken. Der Handel weiset Bremen auf Westindien und Meriko hin, auf Brasilien, auf die vereinigten Staaten von Nordamerika, aber Deutschland interessirt es nur insofern, als es dort seinen Tabak und seine Kolonialwaaren absetzt. So lange der alte steinerne Roland auf dem Markte stehen bleiben wird, so lange — sagt eine Volkssage — wird Bremen eine freie Stadt bleiben. Der Fall Deutschlands würde Bremen weniger erschüttern, als wenn jenes alte Steinbild an einem heitern Sommermorgen zertrümmert am Fuße des Rathhauses läge und nicht innerhalb vier und zwanzig Stunden wieder aufgerichtet werden könnte; denn diese Frist ist der Wiederherstellung Rolands und der Sicherung der Freiheit Bremens von der Sage gesetzt. Man hat auch deshalb auf jeden möglichen Unfall Rücksicht genommen, und im Rathsweinkeller liegt ein kleiner Roland versteckt, den man augenblicklich an die Stelle des Gefallenen setzen würde. — Bremen sendet seine Söhne nach London, nach der Havannah, nach Philadelphia, nach New-York, nach Boston und Baltimore, diese Söhne lernen die neue Welt aus dem Grunde kennen; aber in der alten Welt kommen sie oftmals nicht weiter, als bis nach Hamburg;

Hannover kennen sie nur bis Brinkum, welches die südliche Grenze des bremischen Territoriums bildet, und der ächte Bremer, besonders der, welcher in der Nähe der Stephanskirche wohnt, von der Fischerei lebt und den „Kirchenboten" lies't, möchte wohl geneigt seyn, die Lüneburger Heide mit jenem Franzosen von einem peuple sauvage des Heidschnucken bevölkert zu glauben. Trifft man einen Bremer im Reiche, so kann man Hundert gegen Eins wetten, er ist ein Wein- oder Tabaksreisender, oder er gebraucht das Bad, oder studirt in Göttingen, oder Heidelberg. Wenn das Bedürfniß, oder das Vergnügen die Leute nicht über das bremische Weichbild hinausführt, so leben und sterben sie mit Bremen, schwören bei „Pinkeln und Braunkohl" und erklären Oberneuland und Vegesack, St. Magnus und den Lesumer Brook für die reizendsten Gegenden Deutschlands.

Die Stadt Bremen ist unregelmäßig gebaut; man sieht es, sie ist nach und nach das geworden, was sie jetzt ist, wie alle jene Städte, die über das Mittelalter hinweggragen und sich unter Kampf und Sieg, unter Pest und Belagerungen, unter Zwiespalt und bürgerlichen Unruhen, unter der Hierarchie und der Reformation ihrem jetzigen ruhigen Standpunkte näherten. Die Häuser der Stadt haben das Ansehen bedächtiger Handelsherren, die keine Equipage halten, wenn sie nicht wenigstens hundert tausend Thaler im Vermögen haben, die aber Millionen im Vermögen haben können, ohne daß sie sich deshalb geneigt fühlen, sich ein Wohnhaus bauen zu lassen, dessen drittes Stockwerk zu etwas Anderem eingerichtet wäre, als zu Kornböden und Waarenlagern, auf dessen Hausflur nicht Tabaksfässer lagern könnten. Alles ist vorsichtig und massiv gebaut, hoch und weitläufig, um den Handel mit seinen Waarenballen beherbergen zu können. Nach ihm kommt die Bequemlichkeit des Hausherrn

und seiner Familie, der sich mit einem Theil des ersten und dem ganzen Raum des zweiten Stocks behilft, indeß die Hausflur, (Diele,) der gewölbte Keller unter derselben, der dritte und vierte Stock gastfreundlich Merkur geöffnet sind, der hier nur als Gott des Handels von den Kaufleuten verehrt wird, nicht als der der Diebe; denn wessen man auch die Bremer beschuldigen mag, Solidität und Kredit — nicht blos Handelskredit, sondern auch der moralische — gelten hier viel. Freilich kann man oft mit dem Schein und der guten Familie viele Jahre — statt der Moral — durchkommen; denn der Bremer glaubt einem einfachen Kleide, einem gottgefälligen Wandel, der Abends zu rechter Zeit nach Hause kommt, sehr viel; aber wenn der Nebel fällt und die Heiligkeit ihr Ende erreicht, so wendet sich Alles mit wahrem Abscheu von dem geheimen Sunder und die Gesetze richten ihn auch in seinen weltlichen Verhältnissen mit aller Strenge.

Ich möchte die Miene der Stadt nicht finster nennen; denn obwohl die Straßen eng und winkelig sind, die Häuser altfränkisch und hoch, größtentheils mit spitzen, der Straße zugewendeten Giebeln, so geben dennoch, besonders im Sommer, die Lindenbäume vor den Häusern und die blanken Hausthüren, die gescheuerten Thürschwellen, die glänzendhellen Fenster Bremen jene holländische Freundlichkeit, die immerhin ernst genug aussieht, um sie nicht eine lachende heißen zu können, aber doch licht genug, um selbst Winters, wenn Alles so nebelig ist um und in Bremen, sich nicht in Finsterniß zu wandeln.

Den Bremern ist die Ordnung und Reinlichkeit in der That angeboren. Vor Flöhen und Wanzen ist man hier eben so sicher, als auf der andern Seite der Kauf eines Hauses rückgängig gemacht werden kann, wenn sich in demselben das letztere Ungeziefer vorfindet. Die Stadt selbst, mit ihren alten unregelmäßigen Straßen und ih-

ren höchst uneleganten Gebäuden, ist ein Abbild jener Reinlichkeit, die die holländische in so fern noch übertrifft, als sie keinen Spucknapf auf dem Tische bei'm Essen duldet. In der That, man kann Bremen nebelig, gescheuert, geleckt, bigott, herrenhutisch heißen, aber finster ist es nur dann, wenn zur Winterszeit, weil Mondschein im Kalender angegeben ist, die Witterung und Wolken aber zwischen Mond und Kalender treten, keine Laternen brennen.

Um Bremen herum ist Alles sandig, Alles Rübennatur und Torf und Heide. Man hat hier viel verschönert durch die Kunst, aber die Gegend ist zu widerspenstig, zu kalvinistisch-trocken, um eine poetische Farbe dulden zu können. Nur um Vegesack herum, zu St. Magnus und Blumenthal, an der Weser und Lesum, auf den grünen Anhöhen an diesen Flussen und in den Eichwäldern neigt sie sich zu einem leichten romantischen Lächeln. Indeß die Bremer sind genügsam; Sonntags, nach vollbrachter Arbeit, schleppen sie sich müde und entkräftet nach Horn und Oberneuland, trinken Kaffee und Thee, rauchen Havannahcigarren, und die Frauen — stricken Strümpfe für den Haushalt. Die Natur um Bremen ist ihnen gerade zum Ausruhen gut genug, der Sonntag, der einzige Tag, an welchem sie sich mit ihr beschäftigen können, ist ihnen ein schwerer Seufzer, nach vollbrachter Arbeit; die Genesis hat ihn ihnen als Ruhetag bestimmt, und sie arbeiten an diesem Tage höchstens bis zwölf Uhr Mittags in den Comptoiren und Werkstätten. Die Arbeitsamkeit, die nie rastende Thätigkeit der Bremer ist zu loben; aber das Gefühlleben geht in dieser steten Richtung des Geistes nach dem Materiellen unter; in der Woche arbeitet Alles vom Frühroth bis zur späten Nacht; Feiertags nur begeben sich die Mittelstände in die bremische schöne Natur mit dem Herrenhuterangesichte.

Was vom Stande ist hat seine Landhäuser, (Vorwerke,) in welchen es abgeschieden, bremisch-hochmuthig lebt und Diners giebt.

Die eigentliche Angesehenheit Bremens mischt sich nie unter das Volk, aber nicht, wie in Lübeck, weil sie geistige Bedürfnisse davon trennen, sondern weil der vornehme Stolz dazwischen tritt, der durchaus etwas Apartes haben will, ohne daß er specielle Gründe dafür anzuführen weiß. Man hat es nicht gern, wenn der Sohn eines Handwerkers Kaufmann wird, man hat es sehr ungern, wenn er studirt; studirt er aber, so wird man ihn nur dann thätig unterstützen, wenn er sich auf die Theologie und Philosophie legt; man sieht es sehr gern, wenn die Jurisprudenz, die den Senat ergänzt, den Söhnen eines hohen Senats ausschließlich eröffnet bleibt. Wer Bremen vom Nepotismus freisprechen wollte, der würde es nicht verantworten können. Ich glaube nicht, daß es irgend einen Gerichts-Sekretär in Bremen giebt, der nicht in einem Verwandtschafts-Verhältnisse zu einem hochedlen und hochweisen Rath steht, dessen Großvater nicht Bürgermeister gewesen, dessen Vater, oder Bruder nicht Senator ist. Der Senat, welcher alle Beamten-Stellen zu besetzen hat, verfährt hier ziemlich willkürlich. Es läßt sich nicht läugnen, daß er stets einen Würdigen zum Amte nimmt, aber man kann sehr sicher seyn, daß er nur auf die ihm zunächst stehenden Würdigen sieht. Es ist in der That sehr zu bedauern, daß in einem Freistaate der Bürgerschaft verfassungsmäßig keine Theilnahme an der Aemterbesetzung eingeräumt ist. Wie leicht ließen sich hier für die verschiedenen Staats-Aemter bestimmte bürgerliche Kollegien feststellen, die dem Senate, bei der Ernennung der Beamten, adsistiren müßten. Das Gleichgewicht zwischen Senat und Bürgerschaft würde dadurch erhalten werden; die Beamten wurden Beamte

des Staats im ganzen Sinne des Worts seyn und nicht bloße Senats-Beamte.

Der Senat in Bremen ergänzt sich freilich nicht — wie in Lubeck und Hamburg — selbst; die Bürgerschaft konkurrirt bei der Raths-Wahl, aber nur zum Scheine. Bei einer Senator-Vakanz erwählt die Bürgerschaft im Konvente zwölf Männer aus ihrer Mitte. Unter diesen Zwölfen wählt das Loos Vier, die, in Verein mit eben so viel Senatoren, dem Senate drei Bürger vorschlagen, aus welchen dann der Senat in corpore den neuen Senator zu wählen hat. Nun aber ist es wohl denkbar, daß die vier Senats-Mitglieder dahin sorgen werden, daß unter jenen Dreien wenigstens Einer ist, der dem Senate zusagt. An der eigentlichen Wahl nimmt ja die Bürgerschaft keinen Antheil. Deshalb weiß man es denn auch in Bremen so ziemlich vorher, wen die Ehre trifft, und der Bezeichnete kann es in Gottes Namen darauf wagen, Haus und Hof zum Empfang der Gratulanten einrichten zu lassen; er wird selten vergebliche Furserge treffen. Ja, man erzählt sich in dieser Hinsicht komische Geschichten in Bremen. Im vorigen Jahrhunderte, als die Bürgerschaft in Bremen sich ganz und gar nicht um die Rathswahl zu kümmern hatte und der Senat sich noch selbst ergänzte, soll einmal der Fall vorgekommen seyn, daß ein hochedler, hochweiser Rath sich gar nicht wegen des neuen Senators einigen konnte. Man debattirte vom frühen Morgen bis zur Dämmerung über diese Angelegenheit, und entschied sich endlich dafür, man wolle denjenigen Juristen zum Senator wählen, der der Erste dem Rathhause vorübergehen würde. Es erschien denn auch wirklich ein Solcher, in salutem reipublicæ, und man besann sich nicht lange, er wurde flugs zum Senator erhoben. Wenn die Geschichte nicht wahr ist, so ist sie wenigstens gut erfunden, sie persiflirt

das Wahl-Unwesen trefflich. Und was die Besetzung der Aemter betrifft, hat sich nicht mancher Bürgermeister vor funfzig Jahren zu dem Ende goldene Vorschriften machen lassen? Ich könnte von Maklern erzählen, die sich ihre Stelle 2000 Thaler haben kosten lassen; ich weiß das aus guter Quelle. Das ist nun anders geworden, allein die Bürgerschaft, der man einst so schändlich mitgespielt hat, sollte in der neuen Verfassung, die noch in den Geburtswehen liegt, allerdings auf eine festere Stellung dringen. Ich habe es schon gesagt, „Tafel und Buch" und „die neue Eintracht" sind nicht für unsre Zeit, aber man scheint noch immer auf ihnen ruhen zu wollen; denn seitdem man den Doktoren ihren Herrn in Amtssachen genommen hat, ist nichts weiter für die Aufklärung in Bremen geschehen, und man schwört noch immer auf den Rottenmeister, der de facto et de jure längst zu den Antiquitäten gehört. „Ich will dem Rath gehorsam seyn" heißt es noch, wie recht und billig, in diesem Jahre, aber dieser Gehorsam bezieht sich nicht nur auf das Gesetz, nein er bezieht sich auch auf den alten verschimmelten Firlefanz früherer Jahrhunderte, welchen Bürgermeister von Büren und seine Genossen durch Gewalt und Geld, durch Unterstützung von Außen den freien Bürgern abzwangen. Es ist das höchst thöricht und unfrei, höchst servil, höchst hundsföttisch-devot.

Das Familienleben ist eine Lichtseite der Bremer; indeß es trägt auch viel, sehr viel zur Abgeschlossenheit des Bürgers bei. Alles zersplittert sich in den Familien, die, wenn sie angesehen sind, allwöchentlich ihre „Kindertage" haben, Tage, an welchen sich die Nachkommenschaft: Söhne, Töchter, Enkel, bei dem pater familias versammelt. Es liegt etwas Patriarchalisches in diesen Verhältnissen, aber sie beeinträchtigen den socialen Zustand; denn wer nun unglücklicherweise zu keiner Fa-

milie gehört, steht allein und verlassen. Es hält schwer in die Familien-Cirkel Zutritt zu erlangen und dieselben scheiden sich untereinander wiederum. Insonderheit halten die alt-bremischen Familien auf eine ziemlich strenge Abgeschlossenheit. Sie sind theilweise durch Heirathen verbunden, und der Grundton, der in ihnen herrscht, ist allerdings solider, als human. Wer seine Neujahrsrechnungen auf den Tag zahlt, an den Senat, Gott und Teufel glaubt, das Alter ehrt, regelmäßig zehn Uhr Abends nach Hause kömmt, höchstens auf dem Kasino tanzt, die Angesehenheit durchaus anerkennt, der mag sich endlich den Weg in jene alten „guten" Familien erschließen. Wenn er Doktor ist — vorzüglich Dr. Med., oder jur. — kann er vielleicht gar eine festere Verbindung mit ihnen herbeiführen. Die Töchter greifen gern nach dem Doktor-Diplom, und die Eltern haben — wenn Alles, was ich oben angegeben, in Ordnung ist, selten Etwas dagegen; denn sie sind der Meinung, daß ein Gelehrter wenigstens den Erbtheil nicht im Handel versplittern könne, und ist der Vater Senator, er wird schon für den Schwiegersohn Sorge tragen.

Die alten bremischen Familien stehen den nagelneuen Bürgern, die von Außen durch den Handel nach Bremen gezogen wurden, schroff gegenüber. Die Letzteren sind häufig südlicher, socialer und können sich nicht in die altfränkische Weise der ursprünglichen Bremer, deren Vorfahren bereits seit Jahrhunderten den Senator vererbten, hineinfinden. Die alten Familien sehen mit einigem Stolz auf jene herab; das hat denn zur Folge, daß die neuen Ansiedler sich im Ganzen auch wenig um den Staat bekümmern, mit welchem die alten Familien aufgewachsen sind, und welcher durch „Tafel und Buch" und „neue Eintracht" mit ihnen eng verbunden ist. Diese bemoosten Verträge zwischen Rath und Bürgerschaft haben wirklich dem alten

bremischen Familien-Nepotismus so ziemlich den Staat in die Hände gegeben; die niedere Volksklasse glaubt, das müsse so seyn, und die reichere Volksklasse, die von Außen nach Bremen kam, ist zu indifferent und handelbeschäftigt — sie verdankt ja dem Handel Alles — als daß sie sich im Entferntesten um das Staats-Regiment bekummern sollte, um so weniger, da sich — wie gesagt — kein reges sociales Leben in Bremen herausstellt, welches das öffentliche, das staatsbürgerliche Leben fördern könnte. So wirkt denn das abgeschlossene Familienleben auch höchst nachtheilig auf den Staat ein, und die zu hoffende Konstitution wird ziemlich lange auf sich warten lassen, da sie eine Entsagung jener alten Rechte involviren muß, auf welche der Senat und was an ihm hängt so große Stücke hält, und da die Burgerschaft im Ganzen zu wenig thatkräftig ist. Wen einige Energie beseelt, den kann man gar zu leicht durch die Aussicht auf eine Senator-Stelle gewinnen. Nicht selten benutzt der Senat dieses Mittel, um einen energischen Widersacher los zu werden.

Die Gottesfürchtigkeit, die Religiosität der Bremer ist bekannt; sie halten erstaunlich viel auf die Kirche und auf deren Diener. Aber das Wort tritt hier an die Stelle des Lebens; der Bremer glaubt fester an die alten Gebräuche, als an die Menschheit. Sein Wohlthätigkeitssinn ist sehr zu rühmen, aber dieser Wohlthatigkeitssinn wird durch kleinliche Rucksichten beengt. Würde dieser, oder jener einem armen hülfsbedürftigen Schauspieler beistehen, er könnte leichtlich von seinen Mitbürgern den Vorwurf erhalten, daß er seine Spenden doch lieber einem Bürger hätte verabreichen sollen. Es existiren Bibel- und Missions-Vereine in Bremen, aber der Nebel des Mysticismus lagert sich um sie, die Sonne der Humanität hat sie nicht hervorgerufen. Man hat große Pläne

vor, will die Christen bibelfest machen und die Heiden zu Christen, aber wer möchte es behaupten, daß manches Mitglied einer Missionsgesellschaft nicht einen Schauspieler für einen unverbesserlichen Heiden halte, dem man am besten mit den Worten: „hebe dich weg von mir“ begegnen könne. Die Form gilt den Bremern sehr viel, häufig Alles. Man würde unrecht thun, ihnen nicht durchgehends Moral einzuräumen, jene Moral, die keine privilegirten, dem Pandemos geweiheten Tempel in Bremen duldet, die das Gewand der Geistlichkeit für heilig hält, die Kirchen besucht und ihre Diener nicht darben läßt. Aber was ist diese Moral anders, als Form? Ist sie nicht bücher- und priesterverfertigt? Kann nicht bei ihr jedes Unkraut im Herzen erblühen, weil eben sie selbst nicht aus dem Herzen erblüht, sondern aus dem Worte. Diese Moral ist eine gute alte Sitte, unter welcher man den Schalk bequem verbergen kann. Man würde dem Bremer weiter unrecht thun, wenn man diese Moral für Schein halten wollte; indeß weil sie vererbt und anstudirt werden kann, weil sie, ohne inneres Leben, sehr wohl bestehen kann, so kann man hier auch mit dem Scheine sehr wohl auskommen. Wer dem Bremer die enge Form und das Wort verhält, wer alljährlich wenigstens einmal den Wein und die Oblate genießt, allsonntäglich die Kirche besucht, in die „Kirchenbecken“ und den „Klingebeutel“ sein bestimmtes Schärflein giebt, nicht jeden Tag das Schauspiel frequentirt und bei Leibe nicht mit den Priestern desselben verkehrt — wenn er nicht angesehen ist, was ihn häufig gegen böse Nachrede sichert — wer seine Schulden bezahlt und ein guter Wirthschafter ist, wer, mit einem Worte, auf Anstand und bremische Sitte hält, der kann die ganze Stadt sehr leicht an sich glauben machen, selbst wenn er es verschmähen sollte, nach einem Schauspieler den geweiheten Wein an Christi

Tisch zu trinken. O! es ist sehr leicht, in den bremischen Heiligen-Kalender aufgenommen zu werden. Jene Reifrocks-Moral reicht vollkommen dazu hin.

Der Charakter Bremens ist die Bigotterie, sie giebt den Grundton im Leben an. Aus ihr erwächst jene engherzige Wohlthätigkeit, die stets ausruft: „der verdient es nicht, daß man ihm hilft!“ jenes Ansehen der Scheinheiligkeit, jene Duldung des Mysticismus und des Pietismus. Habe ich mir doch sagen lassen, daß einst, als Professor Weber, der Vorsteher der Gelehrtenschule, im Museum einen Toast auf die Aufklärung ausgebracht, Mallet, der Redacteur des „Kirchenboten“ dem Professor fanatisch-pietistische Blitzstrahle in's Gesicht geschleudert habe, daß aber der Senat, als Weber, wegen dieser Unbill, an die öffentliche Meinung gedruckt habe appelliren wollen, ihn gebeten, die Sache ruhen zu lassen, sie könne Aergerniß geben. Und die Gottfried hat sie nicht durch ihre Scheinheiligkeit sich eine Reihe von Jahren hindurch gegen das Schwert sicher gestellt? O sie kannte den Krebsschaden, woran Bremen leidet, und Dr. Dräseke mußte deshalb in der Kirche für die „fromme Dulderin“ beten, wenn ihr ein Kind nach dem andern dahin starb. Sie aber rief va banque! und ließ, als man im Publikum unruhig über die häufigen Todesfälle wurde, diesen, oder jenen Leichnam der Ihrigen öffnen, und die Aerzte sprachen von einer „sporadischen Cholera.“ Wie hätten sie bei einer solchen frommen Elisabeth an Gift denken können! Gesina Gottfried indeß ging in die Kirche und mordete darauf los, und es dauerte sehr lange, bis der scharfsinnige und humane Senator Droste sie dem Gesetze überlieferte.

Doktor! Herr Doktor! Der Name gilt viel in Bremen. Er ist die Schwelle zum Senat, dessen zwei Drittheile aus Juristen bestehen, sobald er utriusque juris ist. Vor

Zeiten betrachtete ihn der Bremer mit großer Ehrfurcht, die aber späterhin nachließ, als einige Dres jur., welche Anton Bauer in Göttingen promovirt hatte, bei'm Ober-Appellationsgerichte in Lübeck durch das Examen fielen, als sogar Einer von ihnen, auf des Präsidenten Heise's Frage: was unter einem großen Diebstahl zu verstehen sey? die Antwort ertheilte: ein Diebstahl von 500,000 Solidi, eine Antwort, die also für denselben nicht weniger als 495,000 Solidi zu viel verlangte, sintemal Karls V. peinliche und Hals-Gerichtsordnung nur 5 Solidi für den großen Dieb und den Galgen feststellt. Diese gewaltige Rechts-Unkunde bei einem von der Juristenfakultät in Göttingen promovirten Doktor ließ allerdings für die Sicherheit des Staats fürchten; es würden die meisten großen Diebe, wäre Jener Richter geworden, ziemlich frei ausgegangen seyn. Also der Doctor utriusque juris sank gewaltig bei den Bremern im Preise. Der Senat aber gerieth — freilich mit Recht — in furchterlichen Ingrimm über das schnöde Promotions-Unwesen und sann auf Mittel, dem Doktorhut den Heiligenschein zu nehmen. Bisher hatten die Dres jur. vor ihrem Doktor das Prädikat: Herr erhalten, nämlich in Amtssachen. Andere Burger wurden dagegen schlechtweg Hans, oder Peter genannt, ohne Herr. Starb ein Dr. jur., so hieß es amtlich von ihm: der selige Herr Doktor, von einem andern Burger aber: weiland Hans, oder Peter. Das mußte anders werden; man meinte, es sey billig, daß die Doktoren für ihre Seligkeit etwas Anderes thun müßten, als das Doktor-Diplom vorzeigen, man schickte sich an, ihnen den Herrn zu nehmen. Es war ein großes Werk der Aufklärung, welches man beabsichtigte, ein Werk, welches, als es endlich ausgeführt wurde, nach acht Jahren die Julius-Revolution zur Folge hatte. In Bremen wurden in Wahrheit die ersten Schritte zur Be-

kämpfung der Aristokratie gethan. Indeß, wie ging man dabei zu Werke? Der Senat, statt die Doktoren der Rechte einzig und allein dem Examen des Ober-Appellationsgerichts zu unterwerfen und diesem die Entscheidung über ihren Doktor-Werth zu überlassen, ging sofort einen Schritt weiter und erklärte, daß jeder Doctor juris, selbst wenn er in dem Examen auf jede Weise seine juristischen Fähigkeiten bewährt habe, zuvor bei ihm, um Führung seines Doktor-Titels, supplicando einkommen müsse; widrigenfalls solle er sich desselben durchaus enthalten, d. h. in allen amtlichen Beziehungen. Es war das ein Gewaltstreich gegen eine gelehrte Würde, ein Gewaltstreich, den man beschönigen mußte. Man suchte ihm einen Rechtsgrund unterzuschieben, und zwar auf folgende Weise. Es giebt ein Gesetz in Bremen, welches dem freien Bürger die Annahme und Führung fremder Titel und Würden verbietet, wenn solches der Senat nicht genehmigt. Der Grund dieses Gesetzes ist der: es soll sich kein Bremer im Entferntesten einem fremden Staat verbinden. Bis dahin verstand man unter der Bezeichnung: Titel und Würden nur politische; der harmlose Doktor-Titel, als eine gelehrte Auszeichnung, wurde nicht dazu gezählt. Indeß der Senat behauptete, auch jener sey unter das Gesetz zu subsumiren; Bremen habe keine Universität, die Doktor-Würde werde von einem Bremer unter fremder Autorität erlangt; man müsse, um diesen Titel zu führen, vorher bei einem hohen Senate suppliciren. Mehre junge Doktoren, welche das Examen des Ober-Appellationsgerichts, zur Zufriedenheit des Letzteren, bestanden hatten und demnach unter die Zahl der bremischen Advokaten aufgenommen worden waren, waren anderer Meinung und verlangten in Betreff dieser Angelegenheit eine richterliche Entscheidung. Sie belangten einen hohen Senat, bei einem hochpreislichen Ober-Gerichte,

unter Beibringung ihres Doktor-Diploms, auf Anerkennung des Doktor-Titels, sie wollten Recht, statt Gnade. Was geschah? Der Staats-Anwalt, dem die Klage insinuirt wurde, lief in seiner Herzens-Angst zum Präsidenten des Ober-Gerichts, der, wie alle Beisitzer dieses Gerichts, Mitglied des Senats war. Man konnte indeß keinen rechtlichen Grund zur sofortigen Abweisung der Kläger aufspüren, man mußte die Klage annehmen. Ob man wegen des Ausganges dieses seltsamen Processes besorgt seyn mochte? Ich weiß es nicht. Aber nach einigen Tagen erhielten sämmtliche Kläger eine Ladung vor eine Kommission des Senats, und Herr Senator Heineken erklärte ihnen, daß sie, als angestellte Prokuratoren, als Staatsdiener, nicht gegen einen hohen Senat klagen könnten, sie müßten denn zuvor der Prokuratur entsagen. Es war ein offenbarer Gewaltstreich der Regierung, dieser Schritt, ein Hohn gegen die Justiz; aber Herr Heineken machte eine so ernste Amts-Miene und fixirte die jungen Leute so streng, daß sie, ohne Protestation gegen diese Kabinets-Gerechtigkeit, nach Hause gingen, wo Vater und Mutter sie vermochten, die Klage aufzugeben.

Man meinte, es handele sich ja doch nur um eine Unerheblichkeit und es stehe den jungen Leuten sehr wohl an, zu bitten. Der streitige Gegenstand selbst war allerdings ohne Bedeutung, aber die Art und Weise, wie man hier entschied, ist für die Behauptung sehr beweisend, daß der Bremer Senat gern absolutistisch verfährt. Sein Zweck, den Advokatenstand in eine abhängige Stellung von sich zu bringen, war bei dem Allen einleuchtend. Und man ging nun weiter, man nahm den älteren Doktoren der Rechte, die doch nun einmal als solche im Staatskalender standen und nicht wohl nachgehends zu suppliciren angehalten werden konnten, ihren Herrn in

Amtssachen, jenen Herrn, auf welchen sie so große Stücke hielten. Es sollte schlechtweg heißen: Doktor N.. nicht Herr Doktor N. Das Gleichheits-Princip wurde durchgesetzt, ganz Bremen jubelte; aber die Dres jur. hielten so sehr an den Herrn, daß sie, als er endlich im Senats-Archiv begraben war, lateinische Floskeln in die gerichtlichen Citationen, die auf ihr Ansuchen verfügt wurden, setzten, um auf diese Weise, in guter klassischer Latinität, des Herrn entbehren zu können. So hieß es z. B. stets: „Ad requisitionem Dris N. N.“. nicht: „Auf Ansuchen des Doktors N. N.“ Indeß, das Werk der Aufklärung wurde durchgesetzt, der Senat bewies, daß er der eigentliche Herr sey. Die Sache ist freilich späterhin zur Genuge lächerlich gemacht worden, und noch bis auf diesen Augenblick kann ich mich nicht einer frohen Laune erwehren, wenn ich daran denke, mit welcher gewaltigen Amtsmiene Herr Senator Heineken diese Angelegenheit behandelte, wie er es sich im ganzen Sinne des Worts angelegen seyn ließ, die jungen Leute mit den Augen nieder zu donnern, wie er einen vollständigen juristischen Häringssalat, mit Hinweisung auf die Reichs-Gesetze, auf den Senat, auf die Prokuratur, verlas, um dann endlich dahin zu kommen, daß wir, (denn auch ich war unter den Klägern) nie und nimmer gegen einen hohen Senat klagen könnten.

Man hält in dem freien Bremen sehr viel auf die Subordination. Junge Leute dürfen nur eine Meinung, bei Leibe nicht einen Willen haben. Es ist einestheils bremische Sitte, daß das Alter die erste Stimme hat, anderntheils bremische Meinung, daß ein Senator ein erleuchteter Mann ist. „Sey ja recht höflich und unterthänig gegen die Herren“ sagte mir meine gute Mutter häufig, und andere Mutter thaten desgleichen. Man kann aus dieser Redensart schon die Gesinnung der Men-

ben entnehmen. Wahrlich! der Bremer hat eine gewisse
nterwürfigkeit, die er, bei aller Derb- und Grobheit,
nem Höheren gegenüber, nicht verläugnen kann. Sein
öchstes auf Erden ist nun ein Senator. Die ersten Stände
achten nach dieser Glückseligkeit, und die niederen Stände
agen sich vor dieser Glückseligkeit. Der hohe Adel Han-
vers wird allerdings in Bremen keine große Ehre er-
hren, weil er kein Bürger ist, man wird ihn vielleicht
- wenn dazu Gelegenheit ist — mit Grobheit behandeln,
d das ist wieder ein Zeichen eines gewissen Servilis-
us, der nur da die irdische Hoheit achtet, wo sie ihm
rgesetzt ist. Ich sage nicht, daß diese Regel keine Aus-
hmen erleidet, aber der Volkston ist durchweg der
rt, wie ich ihn eben angegeben.

Poesie und Kunst finden in Bremen keinen Anklang,
d es wird wenig für sie gethan. A. Dävcs und Hed-
g Hulle, die den Homer übersetzt hat, sind die ein-
gen poetischen Notabilitäten. Der Erstere dichtet recht
bsche Romanzen und führt die Redaktion des „Bürger-
eundes" bereits seit Jahren für eine arme Wittwe, der
r den pekuniären Vortheil des Geschäfts überläßt. Es
errscht in Bremen im Ganzen kein Sinn für Kunst und
oesie und die Wissenschaft ist Einzelngut. Im Theater
rd der „Thurm von Nesle" mehr Glück machen, als
gend eine Dichtung Göthe's und Schiller's. Die „eiserne
aske" und die „Schreckensnacht auf dem Schlosse Pa-
zzi", die „Waise und der Mörder", die Schrecknisse der
orte St. Martin, welche die Lübecker aus dem Theater
ieben, finden in Bremen ihr Publikum. Die Bremer
aben starke, ich möchte sagen, durchaus materielle Ner-
en, die ungewöhnlicher Aufregung bedürfen, die sinnlich
erührt seyn wollen. Es findet sich in Bremen keine Kunst-
nstalt von Bedeutung, und das Museum ist mehr für
e Unterhaltung, als für die Musen. Es ist eine Anstalt,

in welcher sich alle Leute von gutem Ton versammeln, um die Zeitung zu lesen und Billard zu spielen. Früher wurden daselbst Vorlesungen gehalten über bremische Alterthümer und bremische Geschichte, und darüber, woher der große Roland auf dem Markte seinen Namen habe, ob von „Rügeland" oder jenem Helden, der bei Roncevall fiel. Es war recht antiquarisch-bremisch-dürr, was da verlesen wurde, mitunter auch nicht ohne einige bremisch-eingepökelte Poesie. Jetzt soll Professor Weber daselbst über Aesthetik und Literatur lesen, blühend und lebenskräftig, frühlingsduftig. Die Bremer Juristen und Kaufleute werden sich die Sache mit anhören, und jene werden an die Processe, diese an Tabak und Zucker denken, und an Wein. Wein, Tabak, Zucker, Kaffee, Getreide sind die hauptsächlichsten Handelsartikel der Bremer, und die Aesthetik des Bremer Kaufmanns besteht in einer guten Tabaksnase und in einem feinen Weingeschmack, zur Weinprobe; Literatur aber und Poesie gehören nicht zu den Kolonialwaaren.

Was in Bremen an Tagesblättern erscheint, das trägt seichtes, nüchternes Gepräge. Die belletristischen Blätter leben vom Nachdruck, und was sie an Originalien bieten, versteigt sich nicht über die Mittelmäßigkeit. Hie und da flimmert eine Romanze von Däves, der kein Bremer ist und seine Jugendjahre an der Ober-Weser verlebt hat, wo die Natur poetischer ist, aus dem dichten Schutte dem Auge entgegen. Das einzige politische Blatt, welches in Bremen erscheint, ist die „Bremer Zeitung". Sie beschränkt sich auf Referate, so weit solche die Censur zuläßt, zu Raisonnements versteigt sie sich nie. Die Censur liegt in den Händen eines Senators, der sie meistens höchst despotisch walten läßt. Mir kam im Jahre 1827 sogar der Fall vor, daß der Censor eine Aufforderung an die Theater-Direktion, einen beliebten Schauspieler dem

ublikum zu erhalten, strich. Und aus welchem Grunde?
er Censor war dem Direktor, Herrn Bethmann, be-
reundet, und diese Freundschaft leitete ihn in seinem
ffentlichen Amte. Ich hätte mich nun an die Ober-Cen-
ur-Behörde wenden können, und ich zweifle nicht, Bür-
ermeister Smidt, der sie — so viel ich weiß — damals
räsentirte, wurde mir ein gerechter Richter geworden
yn. Aber der Censor war zugleich Beisitzer des Unter-
erichts; er hatte alle Erbschafts-Kuratelen unter hun-
ert Thalern zu vergeben. Ich aber war ein junger hoff-
ungsvoller Advokat, der der Protektion bedurfte. Ich
ar schwach und schwieg. Was wurden auch Muhmen,
etter, Onkel und alle verständigen Leute dazu gesagt
aben, wenn ich, eines Schauspielers wegen, ein Mit-
ied des hohen Senats kompromitirt und beleidigt hätte.
Es ist wirklich beklagenswerth, daß man in Bremen
gar fest an den Senat glaubt. Sollte man es nur für
öglich halten, daß sich ein Beamter in einem Frei-
aate dergleichen erlauben möchte? Nun kann man sich
icht vorstellen, wie vorsichtig die bremische Censur in
olitischen Angelegenheiten verfährt. Ich spreche hier gar
icht von Raisonnements über auswärtige Politik;
nn ich bin ein billiger Beurtheiler, und weiß wohl, daß
r Bremer nicht vor fremden Thüren fegen darf. Ich
rechе hier nur von Raisonnements über innere Angele-
nheiten. Aber da sind „Tafel und Buch", die „neue
intracht", die Senateren, deren Anverwandte nah und
rn, der Runkelrüben-Kommissions-Assessor und die
rau Ober- Floß- und Fisch-Meisterin, der Vice-Kir-
en-Vorsteher u. s. w., da ist Alles zu erwägen, was
erwägen ist. Die gute, alte Sitte darf nicht aus den
ugen gesetzt werden, der Bremer Schlüssel (das Stadt-
appen) darf nie vergessen werden, man muß bedenken,
aß es, außer Deutschland, noch ein Bremen giebt. Wer

sich über „Pinkeln“ und eine „Langkohl-Parthie“ lustig macht, gilt für einen schlechten Patrioten; wer den Mysticismus persiflirt, gilt für einen unbarmherzigen Menschen; wer da behauptet, der Senat berücksichtige zu sehr sich und seine Kinder und seine Vettern, der gilt für einen unzeitigen Neuerer; wer es rügt, daß man, vor dem Genusse des heiligen Abendmahls, in der Domkirche zuvor sein goldnes Schärflein an den Priester geben musse, kann wohl gar als ein Freigeist betrachtet werden; wer aber den Senat, wegen Regierungsversehen, gerichtlich belangt, wie jene Doktoren, der mag sich in Acht nehmen: er hat die schuldige Ehrerbietung gegen die Oberen verletzt, man wird es ihn entgelten lassen. Daß das Alles so ist, kömmt daher, daß der Bremer keinen eigentlichen Patriotismus hat, daß er selbst die Unsitte und den Servilismus für gute, Gott wohlgefällige Dinge hält, weil seine Vorfahren darin alt geworden sind, weil Bremen dabei reich geworden ist. So lange man in Bremen der materiellen Freiheit nicht entgegentritt — und das thut man nicht — so lange denkt die Masse nicht daran, sich die geistige Freiheit zu sichern. Der Staat ist dem Senat mehr, als gut ist, überlassen, er schaltet mit manchen Zweigen desselben nach Belieben. Wenn er keinen übermäßigen Mißbrauch von dem ihm Anvertrauten macht, wenn er, am Zolle sitzend, nicht reich wird, so liegt das eben daran, weil seine Mitglieder insgesammt Leute sind, die die bestehenden Gesetze respekturen, sogenannte bürgerlich-ehrenwerthe Leute, die ihre Hände nicht nach fremdem Gute ausstrecken, sondern sich mit dem begnügen, was ihnen die bremischen Statuten und die alten Verträge mit der Bürgerschaft sichern, mit den Anmaßungen, gegen welche die bremische Sitte Nichts einzuwenden hat. Es wird nämlich nicht dem Anstand und der Moral zuwider gehalten, wenn der Senat seine

Anverwandten, seine eigentlichen Nächsten vor Anderen begünstigt, man findet das natürlich, menschlich.

Aber ich frage, wenn nun weniger ehrenfeste Leute in jenem Kollegium säßen, was für entsetzliche Nachtheile könnten nicht aus einer solchen Verfassung entstehen? Es ist Zufall, nicht Sache der Ordnung, wenn bei dieser mittelalterlichen Staats-Einrichtung der Staat keinen Schaden nimmt. Man kann es nicht läugnen, der Zufall, der in der neueren Zeit, seit der wiedererlangten Freiheit, tüchtige Männer zum Regiment rief, und einige unerhebliche Verbesserungen in der Verfassung, zu welcher denn auch die gehört, daß die Bürgerschaft mehr scheinbar, als wirklich einigen Antheil an der Rathswahl hat, haben die materielle Wohlfahrt des Staats begünstigt, aber in geistiger Hinsicht ist in Bremen wenig geschehen. Der Mysticismus wuchert allenthalben; Senatoren sind Kirchen-Inspektoren; durch sie wird von Senatswegen die Besetzung der Pfarr-Aemter in den verstädtischen und Dorf-Gemeinden geleitet, und man glaube ja nicht, daß der Senat eine so entsetzliche Angst vor dem Mysticismus hat, als man solches erwarten sollte. Es ist viel Jurisprudenz und positive Wissenschaft in diesem Kollegium zu finden, eine große Thätigkeit und Geschäftsstrenge, eine Gerechtigkeit, die an das Gesetz und dessen Buchstaben hält, ein Beamten-Rigorismus, wie man ihn durchaus nicht bei dem Lübecker Senat antrifft, aber der Sinn für Aufklärung ist keineswegs in dem Grunde hier vorhanden, daß er ernstlich darauf sinnen sollte, dem tragischen Leid abzuhelfen, das über Bremens Mauern schwebt und in den Dienern der Kirche eifrige Apostel findet. Noch kürzlich ist bei der Wahl eines neuen Predigers an der St. Remberti-Kirche ein Mystiker zu der erledigten Pfarrstelle gelangt. Die Gemeinde, die da wohl wußte, daß der inspicirende Herr Bürgermeister,

der die Wahl-Kandidaten zu präsentiren hatte, ein An
hänger des Mysticismus sey, wandte sich bittschriftlich
an den Senat, ihn zu vermögen, daß er in diesem Fall
die Inspektion anhalten möge, einen anerkannten, huma
nen Theologen, den man namentlich machte, mit au
die Liste der Kandidaten zu bringen. Allein Seremissimu
schlug dieses Gesuch rund ab, und zwar ohne Gründe
Natürlich brauchte er hier keine Gründe anzugeben; denn
das Gesetz wurde streng beobachtet. Die Inspektion schal
tete demnach nach Belieben und das Resultat war da
obige. Man wurde dem inspicirenden Herrn Bürgermei
ster, der sonst ein braver, rechtlicher Mann ist, in de
That vor den Kopf gestoßen haben, hätte hier der Sena
ein Vormundschaftsrecht über ihn ausgeübt, und man
mochte um so weniger zur Ausübung dieses Vormund
schaftsrechts geneigt seyn, als das Gesuch dazu von de
St. Remberti-Gemeinde ausging. Der Senat würde sich
dadurch etwas vergeben haben. Ist die Verfassung abe
eine demokratische zu nennen, nach welcher nicht einma
eine Kirchen-Gemeinde ein freies Wahlrecht ihrer Pre
diger hat? Ist die Verfassung eine demokratische zu ne
nen, nach welcher der Bürgerschaft keine Freiheit der Zu
sammenkunft in Staatssachen zusteht? Ist die Verfassung
eine demokratische zu nennen, die der Bürgerschaft keine
Antheil an der Aemter-Besetzung einräumt? Ist endlich
die Verfassung eine demokratische zu nennen, welche di
Justiz und obere Administration in die Hände eines be
vorzugten Kollegiums, des Senats, legt?

Ja, der Senat ist vollziehende und Justiz-Behörde
Alle Gerichte sind von Senats-Mitgliedern besetzt; all
Sekretariats-Stellen von Vettern, Neffen, Brudern de
Senatoren. Man muß den Senat bei dem Senat verkla
gen. In Hamburg hat man ein Nieder- und Handels
Gericht, dessen Mitglieder aus der Bürgerschaft erwähl

werden; in Lübeck bieten die Prokuratoren den streitenden Partheien ein Surrogat; in Bremen ist der hohe Senat alleiniger Herr der Justiz. Was kein monarchischer Staat aufzuweisen hat, den Unfug, der der Kabinets-Justiz freies Spiel läßt, die Verfassung eines Freistaats sanktionirt ihn. Die Bremer halten so große Stücke auf ihre Vaterstadt, auf ihren Handel, ihre Schiffe, ihre Grönlandsfahrer, ihren Wallfischthran, ihren Tabak und ihre Cigarren. Weshalb halten sie so wenig auf das Menschenrecht? Großer Gott! ist es denn ein so schweres Stück Arbeit, die neue Konstitution ins Leben zu rufen, jenes große Werk, an welchem man bereits seit Jahren arbeitet? Man werfe keinen Stein auf mich, wenn ich Nachstehendes behaupte, sondern höre meine Gründe zuvor. Die Bremer haben keinen Gemeinsinn. Sie interessiren sich für die Verschönerung des Walls, für die Waisen- und Armen-Häuser, für die Schulen und Kirchen, für die Auswanderungen nach Amerika und die Bibel- und Missions-Gesellschaften, für Handel und Wandel. Sie haben die Tugend der Wohlthätigkeit von ihren Vorfahren ererbt, die vor Jahrhunderten den deutschen Orden mit stiften halfen, sie haben sie durch alle Zeiten bewahrt, sie werden sie in Zukunft bewahren. Und doch bei dem Allen haben die Bremer keinen Gemeinsinn. Der gelehrte Stand scheidet sich sorgfältig von dem Handelsstande, und die Advokaten, die Vögte des Rechts, sehen mit jener Herablassung auf die anderen Stände hernieder, die da stolz ist auf das justinianeische Recht, auf das Wechselrecht, auf die peinliche Hals-Gerichtsordnung, auf den persönlichen Adel, der einst dem Doktor-Titel anklebte. Der Herr ist ihnen genommen, der Senat hat ihnen den Rang, der sie früher ihm gleichstellte, abgelaufen, sie trauern auf dem Grabe der ehemaligen juristischen Majestät, aber sie sind so stolz wie zuvor, sie

sind stolz, wie Don Ramudo de Colibrados, der im zerrissenen Rocke das adelige Blut bewahrt. Diese Herren gehen stets in schwarzer Kleidung, und sucht dieser, oder jener einen Anwalt unter ihnen gegen Einen ihrer, so kann er sicher seyn, er spricht zu tauben Ohren. Das Gericht muß hier einschreiten und einen Advokaten von Amtswegen bestellen. Also diese Herren bilden eine Kaste, die sich selten unter das Volk mischt und den Doktor-Titel noch immer in großen Ehren hält. Diese Kaste denkt weder an den Staat, noch an die Menschheit. Sie begnügt sich damit, auf den Bürger-Konventen zu raisonniren, Processe zu führen und sich an die Sporteln der Gerichtsordnung zu halten. Stellt man sie zufrieden, zieht man die Grimmigen dieser Parthei in den Senat, so braucht man Nichts von ihr zu fürchten. Das Gräßlichste, was ihr widerfuhr, war immer die Abschneidung des Herrn und des Ranges, und ich glaube die Leithammel dieser Kaste werden sich noch nicht darüber zufrieden geben können. — Eine andere für sich bestehende Klasse (ich will sie nicht Kaste nennen), sind die Kaufleute, die sich noch sogar in Unter-Klassen theilen, je nachdem sie Großhändler, oder Krämer sind. Nun folgen die Handwerker mit ihren Zünften. Mit einem Worte, die Bürgerschaft ist in viele Theile zersplittert, und nirgends findet sich hier ein socialer Vereinigungspunkt. Man hält sorgfältig auf die Scheidung im gesellschaftlichen Leben, und dieselbe wird durch den Unterschied eines großen und kleinen Bürgerrechts noch um so mehr begünstigt. Um jenes zu erlangen, muß man drei hundert Thaler Kaufgeld geben, dieses ist für einige neunzig Thaler feil, beide werden jedoch auf die Nachkommen in gerader Linie vererbt. Verlieren kann man das Bürgerrecht durch Verbrechen, Annahme eines Bürgerrechts außerhalb Bremen u. s. w. Nur das große Bürgerrecht

berechtigt zur Betreibung des Großhandels, zur Advokatur, zur ärztlichen Praxis, zur Aufnahme in den Senat. Ich werde hierauf später zurückkommen.

Es liegt am Tage, daß, bei der bestehenden Spaltung der Bürger im socialen und staatsbürgerlichen Leben, der Gemeinsinn nicht aufkommen kann. Wenn die Bürgerschaft sich ein Paar Mal im Jahre auf den Bürger-Konventen begrüßt, zu welchen alle mit Haus und Hof ansäßige und ein bestimmtes Vermögen besitzende Bürger gezogen werden können, so wird man das nicht als ein belebendes Motiv des Gemeinsinns anführen können; denn die Leute kennen sich kaum einander, sie finden hier Wortführer, denen sie nachbeten, der größte Theil von ihnen erfährt erst hier, wie es mit dem Staate steht. Die bremische Verfassung begünstigt so wenig ein reges, staatsbürgerliches Leben, wie die alte gute Sitte ein socialeo Leben begünstigt. Seitdem man aber sogar die jüngeren Doktoren der Rechte von den Konventen zurückgewiesen hat, sie, die mit neuen, frischgrünen Gedanken, mit Frühlings-Hoffnung von den Universitäten zurückkehrten, mit einer Humanität, die nichts von dem Philisteriśmus gelitten hatte, mit einem stolzen, republikanischen Sinne, der nicht in Demuth anbetete, seitdem hat man dem Gemeinsinn die letzte Stütze genommen. Diese jungen Leute mochten den alten Bürgern, den Aelterleuten, den Vorstehern der Waisen- und Armenhäuser, den Präsidenten, Vice-Präsidenten und Sekretären der Bibel- und Missions-Gesellschaften, dem hohen Senate zu vorlaut seyn, zu burschikos, zu kühn, zu wenig eingeweiht in den bremischen Philisteriśmus; man hielt es für unwürdig, ihnen, den alten, bemoosten Staats-Bürgern, die seit zehn Jahren Handlanger und Diener der Verfassung gewesen und mit den Klingebeutel in den Kirchen umher gelaufen waren, oder das Rechnungswesen bei irgend

einer frommen Stiftung verwaltet hatten, ich sage, man hielt es für unwürdig, ihnen, jenen gegenüber, Sitz und Stimme einzuräumen. Aber diese jungen Leute brachten Begeisterung und Sinn für das Menschenrecht von den Universitäten mit nach Hause. Weshalb verschmähete man es, sie in das Staatsleben einzuführen? Es war nicht edel, sie anzuhalten, sich erst die Hörner abzulaufen, jene Hörner, die dem bremischen Philisteriömus so gefährlich hätten werden können. Hätten sie unerfüllbare Dinge vorgeschlagen, hätten sie Ungereimtheiten angegeben — wie denn das kaum zu erwarten stand; denn sie hatten die Logik und das positive Recht auf Universitäten erlernt — was hätte es geschadet? Die Bedächtigkeit und allzu praktische Erfahrung hohen Senats und geliebender Burgerschaft wurde ihnen schon den rechten Weg gezeigt haben, der freilich nicht der ist, daß man seit 1813 dann und wann an einer neuen Verfassung arbeitet, an welcher man Tag und Nacht hätte arbeiten sollen. Ach Gott! dieser Baum wird welk werden, bevor er ausgewachsen ist.

Die Scheidung der Bürger in große und kleine ist höchst verderblich. Sie ruft einen für 300 Thaler bevorzugten Stand ins Leben. Nutzen hat sie gar keinen. Wollte man dadurch bezwecken, daß nur Leuten mit Geld in den Händen der Großhandel, die Advokatur u. s. w. anvertraut wurden, so mußte man bedenken, daß solche Maßregeln die Geld-Aristokratie unterstützten. Und dann hätte man auch umsichtiger verfahren und das Bürgerrecht nicht vererben lassen müssen. Der Vater kann reich seyn, wenn er das große Bürgerrecht ersteht; stirbt er, so kann er vielleicht seinen Kindern kaum so wenig hinterlassen, daß sie das kleine Bürgerrecht erstehen können. Das große Bürgerrecht bietet demnach keine Sicherheit für den Großhandel, oder irgend etwas Anderes. Die arme

Intelligenz, das arme Genie aber wird dadurch vom Staate und dem Staats-Amte ausgeschlossen. Sie empfinden den Geld-Aristokratismus, ohne daß dem Staate durch diesen Geld-Aristokratismus geholfen wird.

Wenn ich von Mangel an Gemeinsinn in Bremen sprach, so verstehe ich die vorstehenden Thatsachen darunter. Es gilt mir in dieser Beziehung gleich, ob Bürger aus allen Ständen sich für die Interessen der Bibel und frommen Stiftungen vereinen, ob die Bürgerschaft, auf den Antrag des Senats, sofort bereit ist, das Jubiläum eines Senators festlich zu begehen. Das Alles beweiset, daß der Gemeinsinn in Bremen sehr leicht zu wecken ist, aber eine geistige Richtung hat er bis jetzt nicht genommen. Die ganze Bürgerschaft hat es sehr beifällig aufgenommen, daß man den jungen Rechtsgelehrten den Konvent verschloß. Sie haben noch keine Haare auf den Zähnen, sie müssen erst bremisch-dürr werden, eingeschrumpfte Advokaten, die Alles über sich vergessen, dann mag man sie einführen in die ehrliebende Bürgerschaft, und sie mögen das Antlitz eines hohen Senats erschauen; sie werden nun keine neuen, unbremischen Gedanken einschwärzen, oder wohl gar sich lebhafter für eine neue Konstitution interessiren, als es der Senat von einem bedächtigen Bürger erwartet. — Die Scheidung der Stände hält die Bremer von einer harmonischen geistigen Richtung im staatsbürgerlichen Leben ab. Kleinliche Rücksichten auf Standes-Vorrechte, Egoismus, getheilte Interessen vernichten den wahren Gemeinsinn, die Grundlage des Patriotismus, der sich über Tabak und Cigarren erhebt, der den Bremer nicht verdammt, weil er mit geringerer Theilnahme von dem großen Roland und dem Bleikeller spricht, als solches sonst gewöhnlich geschiehet. — Sehr lustig war der Streit, den die Bremer, vor einiger Zeit, mit Amsterdam und Rotterdam wegen der grö-

ßeren Tabaks-Ausfuhr hatten. Die österreichischen Kommissarien hatten, da die Tabakserndte in Ungarn schlecht ausgefallen war, bei ihnen — wenn ich nicht irre — 5000 Fässer Tabak eingekauft, und nicht in Holland, und die Bremer waren außer sich vor Stolz. Ja, ich kenne sie, diese lebendigen Tabaksfässer, diese große Cigarrenfabriken. Himmel und Erde, Sonne und Sterne, Blumen und Bluthen, Poesie und Geschichte — es ist Alles Nichts gegen Tabak und Bremen. Sie blicken mit freudiger Ruhrung zum Himmel empor und sprechen: „Himmel! die österreichischen Kommissarien haben 5000 Fässer Tabak ausgeführt, und das Geld für diesen Tabak ist in Bremen geblieben. O Himmel! hättest du, statt Sonne und Sterne, 5000 Tabaksfässer, du könntest dich mit Bremen messen.“ — Wenn das Patriotismus ist, so bin ich allerdings ein Hochverräther. Man kann vor dem Materialismus in Bremen nicht zur Besinnung kommen, man hat keine Zeit dazu — das ist das Unglück.

Die Censur hat mich oben von der Literatur abgeführt; doch da ich hier einmal bei dem bremischen Patriotismus bin, so will ich auch noch des bremischen Gelehrten-Lexikons gedenken, welches der Domprediger Rotermund vor mehren Jahren herausgab. Diesem Lexikon nach sollte man glauben, Bremen sey mit Gelehrsamkeit gepflastert und die Literatur gedeihe dort eben so trefflich, wie der Braunkohl. Was war es aber? Herr Rotermund hatte Alles, was sich irgend einmal Studirens halber auf der Universität aufgehalten, jeden Advokaten und Kandidaten in dies Gelehrten-Verzeichniß gesetzt, welches denn, da es — so viel ich mich erinnere — bis zur Reformation zurückgeführt wurde, ein ziemlich dickbäuchiges Ansehen erhielt. Es war wieder so ein Stück bremischen Patriotismus, Leute gedruckt zu verewigen, die nicht mehr für die Wissenschaften gethan, als daß sie sich, mit-

telst derselben, irgend einen Titel, oder Amt verschafft hatten.

Das Schulwesen in Bremen erhielt vor mehren Jahren eine bessere Einrichtung, man errichtete eine Vor-, Gelehrten- und Handelsschule. Aber der bremische Patriotismus gestattete es nicht, diesen, oder jenen alten invaliden Lehrer bei Seite zu setzen. Die Gelehrtenschule, in welcher ausschließlich Studirende unterrichtet wurden, Leute, die von dort aus unmittelbar die Universität besuchen sollten, war in jener Hinsicht im Innern so schlecht organisirt, wie kaum denkbar. Der Vorstand derselben war ein trockener, stotternder Mann, ohne ein Fünkchen Poesie, ohne alle höhere geistige Richtung, ein alter Kandidat der Theologie, der ein ziemlich gutes Latein zu schreiben wußte, aber dabei so wenig Beredsamkeit und Feuer hatte, daß er meistens den Lustigmacher der Primaner abgab. Es ist in Vorstehendem kein Wörtchen zu viel gesagt. Der zweite Lehrer dieser Anstalt war nun allerdings ein Mann, der mit vielen Kenntnissen Scharfsinn, Geist und Begeisterung verband, aber er war altersschwach und ließ fünf gerade seyn. Die Schüler nannten ihn gewöhnlich „Tante", ein Titel, der ihn hinlänglich charakterisirte. An demselben Institut lehrte ein Mediciner, der zum Arzte aus dem Grunde verdorben war, weil er keine Fliege sterben sehen konnte, Geographie und Geschichte, und zwar auf eine so mechanische und gleichgültige Weise, wie nur irgend möglich. Ein Anderer quälte uns mit philologischen Studien und nahm es sehr übel, wenn wir nicht Rechnung und Buch darüber führten, wie viele Male aut — aut im Cicero vorkäme u. s. w. Der Geist eines Klassikers ging spurlos an ihm vorüber. Alle diese Leute wurden aus Patriotismus, aus materiellem Gemeinsinn, der keinen Nächsten darben läßt, dem Institute erhalten, die Einen, weil sie seit

Jahren Lehrer gewesen waren und nicht übergangen werden konnten, die Anderen, weil ihnen dieser, oder jener Herr des Raths verwandt war. Erst jetzt hat man ein Einsehen gehabt und die Sache geändert.

Die Bremer Polizei war vor einiger Zeit noch das Amt, welches denjenigen Senatoren bestimmt war, die man nun einmal nicht wohl füglich anderweitig unterbringen konnte. Ich erinnere mich eines solchen Herrn, der seit vielen Jahren als Polizei-Direktor präsidirte und ein Muster von Würde und Grobheit war. Ihm zur Seite stand ein intelligenterer und humanerer Mann, der das wieder gut zu machen hatte, was jener verdorben. Seit dem Tode des Ersteren ist freilich die Polizei polirter und anständiger geworden. Man konnte keine zweite Grobheit im Senate ausfindig machen. Im Ganzen hat die Bremer Polizei — außer der täglichen Beschäftigung mit Fremden, Pässen und Wanderbüchern — nicht viel zu thun. Sie wird selten in die Verlegenheit geführt, sich listiger zu beweisen, als jene Magistratsperson, die den Don Juan inquirirte. Es ist Alles ruhig und bürgerlich in Bremen, sittsam und anständig, und die Verbrechen, welche in der letzten Zeit vorfielen, wurden von angesehenen Leuten verübt, die gegen die Polizei sicher waren. Auch die Bremer Polizei hängt keinen Dieb, bevor sie ihn hat.

Die Justiz befindet sich — wie ich schon gesagt — gänzlich in den Händen des Senats; Unter-Gericht, Ober-Gericht, Polizei- oder Kriminal-Gericht, Alles ist ihm anvertraut. Schlimm ist es, daß es für Sachen über drei hundert Thaler Werth eigentlich nur zwei Instanzen giebt: das Ober-Gericht — welches hier erste Instanz ist — und das Ober-Appellationsgericht in Lübeck. Freilich kann man eine Mittel-Instanz dadurch hervorrufen, daß man auf Revision anträgt; allein diese wird doch bei

demselben Gerichte durchgeführt. Als einzige Gerichts-Behörde hat der Senat auch alle gerichtlichen Kuratelen zu vergeben. Die Gerichtssporteln sind bedeutend; schon pro arrha zahlt man am Ober-Gerichte zwei und einen halben Thaler, und diese Summe steigt — wenn ich nicht irre — nach Maßgabe des Streit-Objekts — noch höher. Die Advokatur leidet somit in Bremen keinen Mangel, und dieser Umstand hat auch wohl den Ordo der Advokaten so sehr vergrößert. Der größte Theil der Studirenden wendet sich der Jurisprudenz zu. Wegen der Gerichtssporteln sind schon häufig seltsame Dinge vorgefallen. So erzählt man sich unter Anderem Folgendes: Ein Advokat belangt irgend Einen bei dem Unter-Gerichte, welches nur für Civilstreitigkeiten kompetent ist, wegen eines Delikts. Der Anwalt der Gegenparthei opponirt ihm die „Einrede des nicht kompetenten Forums", verfaßt dabei jedoch eine hundert Seiten starke Exceptionsschrift, der jene Einrede vorangestellt ist. Natürlich wird der Kläger sofort mit seiner Klage abgewiesen, der Anwalt des Beklagten aber macht eine Rechnung von funfzig Thalern für eine Schrift, die, wie er voraussehen konnte, ganz überflussig war; denn schon die Einrede des nicht kompetenten Forums genügte, den Kläger abzuweisen. Jene Schrift wurde lediglich der Sporteln wegen verfaßt. Heißt das nicht mit dem Rechte Wucher treiben?

Von einer schnellen Justiz kann man in Bremen kein Rühmen machen, allein die Ursache hievon liegt mehr an den Advokaten, die sich gegenseitig Frist-Verlängerungen zugestehen, wogegen denn das Gericht im Ganzen nichts einzuwenden haben kann. Unter-Richter ist Senator Meier, ein Mann, der allen Gerichtspersonen als Muster aufgestellt werden kann. Ich spreche hier nicht von seiner juristischen Befähigung, sondern vielmehr nur von der Art und Weise, wie er das römische Recht mit

der Humanität zu vereinen weiß. Mit welcher unendl
chen Geduld erschöpft er sich in Vergleichs-Vorschläge
bei Bagatell-Sachen, welche unendliche Ueberredun
wendet er an, die Leute zu bewegen, sich nicht dem Cor
pus juris anzuvertrauen, sondern lieber Frieden zu schli
ßen, bevor ihnen Kosten erwachsen. Aber meistens wir
hier tauben Ohren gepredigt. Den letzten Groten setze
die Menschen an ihre Hartnäckigkeit. „Ick will miin Recht
Herr Richter", und die Gerechtigkeit muß ihren Lauf neh
men und oft bei einem Streit-Gegenstande von einige
Thalern Werth das Doppelte der Kosten erwachsen lasse
Es ist das so beklagenswerth, wie es ermüdend für de
Richter ist, der sich dadurch nicht abhalten läßt, di
nächste Parthei mit ähnlichen Bitten anzugehen, un
hocherfreut ist, wenn es ihm nur gelingt, unter zehn Par
theien eine zum Vergleich zu bewegen. Zu loben ist es
daß, bei Bagatell-Sachen, dem siegenden Theile keine Ad
vokatur-Kosten von dem unterliegenden vergütet werden

Das Ober-Gericht wird von einem Burgermeister prä
sidirt. Das Präsidium wechselt gewöhnlich unter den bei
den Burgermeistern Duntze und Gröning halbjähr
lich. Der Letztere war einmal in preußischen Diensten un
hat weniger juristischen Rigorismus in seiner Persönlich
keit aufzuweisen, als einen diplomatischen Air, der a
Erhabenheit streift. Duntze dagegen, oder vielmehr
um zu beweisen, daß er bereits in der Taufe bremische
Gepräge erhielt, Michael Duntze; (denn Michel ist ei
ächt bremischer Name) bewahrt in seiner Persönlichkei
die bremische Burgermeister-Würde, und läßt sich her
ab, in dem Gerichte mit den Partheien plattdeutsch
zu sprechen. Daß er ein streng rechtlicher Mann ist,
brauch' ich wohl nicht anzuführen, aber er ist auch ein
streng juristischer Mann, ein lebendiges Corpus juris
mit stolzem Antlitze, in noblem, schwarzen Einbande

Ich will damit sagen, daß ich ihn nie anders als in der den Bremer Rathsherrn auszeichnenden schwarzen Kleidung gesehen habe. Wie er in der Theorie des Rechts wohlbewandert ist und sich nicht wenig auf sein Wissen zu Gute thut, so ist er auch ein tüchtiger Praktiker. Ueberhaupt sind die Entscheidungen des Bremer Ober-Gerichts der Art, daß sie selten in appellatorio eine Abänderung erleiden, da, außer Duntze und Gröning, auch sämmtliche beisitzende Senatoren gute Juristen sind.

Auf die öffentlichen Gebäude der Stadt werde ich später zurückkommen. Es sey mir hier vergönnt, zwei Merkwürdigkeiten Bremens anzuführen, die, so unscheinbar sie auch bei'm ersten Anblick auftreten, doch als seltene Kuriositäten von Einheimischen und Fremden betrachtet werden, ich meine den Bleikeller und den Raths-Weinkeller. Der Erstere befindet sich unter der alten Domkirche und hat — wie allbekannt — die seltsame Eigenschaft, todte Körper in eine mumienartige Beschaffenheit zu versetzen; der Andere befindet sich unter dem ehrenfesten Rathhause, und der alte Rheinwein und Hauffs „Phantasieen im Bremer Rathskeller" zeugen für ihn. Wer den Wein und die Poesie liebt, dem lacht das ganze Rheingau mit seinen Weinreben-Guirlanden und seinem romantischen Wunderschein aus dem dunkeln Zwinger im Schooße der Erde entgegen, und die „Rose" ist so magisch, so wunderlieb, duftig und glühend, wie die von Jericho, und eben so zauberkräftig; die „zwölf Apostel" aber — so dickbäuchig und massiv sie sind — erglänzen wie zwölf Heilige, und wer sich mit ihnen unterhält, dem stärken sie Herz und Nieren, und wer den Geist, den sie ausströmen, einsaugt, der wird mild und sanft, anmuthig und lieblich, wie die schönste Bluthe des Rheingau's, die diesen Aposteln innwohnt. Oben im Rathhause ist Alles so nuchtern und steif, so juristisch und aktenmäßig, so

bremisch und hochedel, so hochweise und magistratsmäßig; und unten im Weinkeller ist Alles so wohnlich und bescheiden, so poetisch und geistreich, so deutscherhaben, wie am Rhein, so voll Herz und Seele, so liebreich und freundschaftlich. Ich weiß es wohl, die zwölf Apostel dort unten versteigen sich nie nach oben. Die „Rose" ist wirklich ein vortrefflicher Wein, aber so theuer, daß man ihre Tropfen nach Dukaten berechnet. Sie wird nur an Kranke und Senatoren zur Stärkung verschenkt; für Gesunde ist die Rose nicht feil. Die müssen sich mit dem Geruche und dem Anblick begnügen. Die Blume glühet fast so golden, wie die Sonne am Morgenhimmel, und duftet so lieblich, wie der ganze Blumenflor am Bremer Walle. Wenn man in Bremen von der „Rose" spricht, so denkt man dabei an keine andere Rose, als an die im Rathskeller, nicht einmal an ein Frauenzimmer. „Haben Sie von der Rose gekostet?" (berühmte Fremde können nämlich davon kosten) fragen die Bremer — und diese Rose bleibt dennoch die schönste, lieblichste Jungfrau in Bremen. Ja, da bin ich bei den Bremer Jungfrauen. Sie bilden eine eigene Klasse und unterscheiden sich von allen andern Jungfrauen dadurch, daß sie ihren jungfräulichen Werth vom Golde und dem Stande erhalten. Wird nämlich eine Braut aus den höheren Ständen kirchlich aufgeboten, so spricht der Prediger mit Salbung: „Jungfrau Katharina!" die Tochter eines Schusters, oder Schneiders muß sich mit ihrem bloßen Taufnamen, ohne Jungfrau, begnügen. Da sieht man es, die Bremer schreiten mit Riesenschritten der Aufklärung entgegen.

Was den Bleikeller betrifft, so ist er wirklich eine bremische Celebrität, schon der Mumien wegen. Ganz Bremen mit allen seinen Gelehrten und Laien, seinen Kaufleuten und seinen Cigarren, seinem Häringshandel und seinem Wallfischthran gewährt einen wahrhaft mu-

mienartigen Anblick. Es ist der große Bleikeller, in welchem alles reichsstädtische Unwesen, alle reichsstädtische, philisteröse Intoleranz, alle grünspanangefressene, kaufmännische Ichsucht aufbewahrt wird, und eben deshalb, weil der Vorrath an dieser Waare so groß ist, daß er über die Menschheit in Bremen hervorragt, gewinnt das Leben selbst jene ausgetrocknete Todtenfarbe, jenes lederne Mumienfell, unter welchem man den Pulsschlag des Herzens nicht spüren kann, wenn es auch lebendiger schlägt, als gewöhnlich. — Die Mumien im Bremer Bleikeller sehen gottsjämmerlich aus; und da sie nicht so aufgeputzt sind, wie die ägyptischen Mumien, so gewähren sie einen wirklich ekelerregenden Anblick. Ein Stück gelbes Fell, wie ein Mensch geformt, liegt in einem Kasten, der ein Sarg seyn soll, und die Bremer sprechen von der Wunderkraft des Bleikellers, die den Körper nach Jahrhunderten also zu konserviren vermöge; und man führt die Fremden in den Bleikeller und läßt sie ihr Ebenbild sehen in bremischer Unsterblichkeitshülle. Es ist sehr traurig in dem finstern Loche unter dem großen Dome; aber wenn die Bremer einen Fremden ihre Kuriositäten sehen lassen, so handelt es sich gewiß zuerst um den Bleikeller. In dem Weinkeller ist die Rheinweinluft so duftig, so aromatisch, zu kräftig für die Geldnerven; die Bremer meiden ihn und lassen sich dafür die Mumien im Bleikeller zeigen. So etwas sieht man nicht alle Tage, und der Bleikeller ist insofern immer ein wunderbares Institut, als er darthut, daß der Mensch nicht nur Staub und Asche sey von Natur, sondern auch Leder, zäh und stark wie Büffelfell.

Den langen Roland übergehe ich. Senator Dr. Deneken hat ganze Bücher über ihn geschrieben, und ich glaube, die Bremer werden es noch bis zu der Einsicht bringen, daß er eigentlich keine sichere Stütze der

Freiheit sey — wie man bisher glaubte. Uebrigens steht diese Freiheit bis auf diesen Augenblick noch, wie der alte Roland, eben so fest, aber auch eben so unbeholfen und bleiernen Fußes. Sie ist von Stein, massiv gebaut, ohne geistige Kraft, ohne Schwung, ohne Leben, und der alte Roland ist somit ihr bester Repräsentant. Aber die Bremer werden durch den Köhlerglauben an die Rolandssäule, wie ich ihn oben beschrieben habe, zur Genüge charakterisirt. Sie lassen der Freiheit ihren Gang und beschlafen die Konstitution und sind außer sich vor Freude, daß sie eine freie Hansestadt, statt einer bonne ville, haben und einen Senat und den ganzen alten Schimmel, wie er vor der französischen Zeit war, nur daß er durch die letztere in Etwas abgeschabt wurde. Dabei mag nun die Sache ihr Bewenden haben; man ist Bürger und spricht: „So lange der Roland steht, wird auch die Freiheit Bremens stehen.“ Allerdings, diese Freiheit kann nur an Altersschwäche sterben, und ist sie gestorben — man wird ihren Tod kaum wahrnehmen, sie wird daliegen hart und ledern, wie eine Leiche im Bleikeller, und man wird sich fragen, was die Selige für Bremen gethan hat?

Der Bremer Wall, er ist wirklich eine Merkwürdigkeit. Gleicht er doch dem Brautkranz im Haare einer alten Jungfrau. Er ist die einzige Poesie in der langweiligen Prosa der bremischen Natur, ein duftiger Blumenflor auf sandigem Grabe. Der Wall ist eine ausgedehnte Promenade an der Stelle der alten Festungswerke und zieht sich längs der Altstadt, vom Oster- bis zum Stephansthore hin, vielleicht der schönste Garten in Deutschland. Seiner ganzen Länge nach wird er von dem sogenannten Stadtgraben durchschnitten, dessen breites und grünklares, schilfbewachsenes Wasser seltsam-lieblich mit den feinen dunkeln und lichten Farben des Grüns der Pro-

menaden harmonirt. Die seltensten Kinder Flora's sind rings in den freundlichen, oft romantischen Spaziergängen geordnet, und die Breite der ganzen Promenade ist der Art, daß sie das Ansehen eines ausgedehnten Parks hervorruft, der alles Große, was die Gartenkunst nur bieten kann, in sich vereint.

Bremen ist eigentlich, ohne sein Zuthun, zu dieser schönen Promenade gekommen. Der Geist eines Kunstgärtners, den man aufforderte, die alten Wälle zu Spaziergängen einzurichten, hat das Außerordentliche bewirkt, und die Bremer gefallen sich nun mit ihrem Wall; sie bauen sich Häuser längs der Promenade, und die Rentiers verzehren hier ihr Geld, die große Menge strömt an Sonn- und Feiertagen durch die belaubten Gänge, freilich ermüdet von der Werkeltagsanstrengung, ohne andern Genuß, als den des Sehens und Gesehenwerdens. Man interessirt sich in Bremen für den Wall und dessen Verschönerung eigentlich mehr aus Prunksucht, als aus dem Grunde, weil man in ihm einen Ersatz für die dürre, mangelhafte Natur erlangen will. Die Natur ist — wie gesagt — für die Bremer immer gut genug; sie versteigen sich nie zu den Gletschern der Schweiz und dem blauen Himmel Italiens, und ihre Bedürfnisse: Blumenkohl, Spargel und Ottersberger Ruben, die hie und da sogar den Teltowern gleichgestellt werden, gedeihen nun eben am besten im Sande. Wenn sie sich zu den grünmattigen Schweizer Landschaften hinauf wünschen möchten, weit hinauf über die Meeresfläche, über die Seeschiffe, über die Kolonialwaaren, die Häringe und Vegesack, so möchte das vielleicht nur an einem schönen Sonntags-Nachmittage geschehen, wo man gern fette, recht fette Sahne zum Kaffee tränke, die nun in Bremen gerade nicht zu haben ist.

Es ist wahr, die Bremer ziehen gutes Essen und Trin-

ken bei weitem der Natur vor. Man hat unzählige feierliche Mahlzeiten in der freien Hansestadt, von denen sich manche, wie die „Krüselbraten-Mahlzeit," aus früheren Zeiten herschreiben. Zu diesen alten antiquarischen Eß-Festivitäten sind späterhin viele neue gekommen; denn man ergreift in Bremen begierig jede Gelegenheit zum Essen und Trinken. Das geht so weit, daß selbst der Senat, will er eine auswärtige Notabilität honoriren, ihr einen Ehrenwein zusendet, der den alten Aposteln, oder der „Rose", oder sonst irgend einer Blume des Raths-Weinkellers entnommen wird. Seltsam klang es in den Zeitungen, wenn der Bremer Senat da, wo der Hamburger und Lübecker eine Medaille, als Auszeichnung übersandten, sechszig Flaschen alten Rheinweins übergab, und in der letzten Zeit sogar — wie die Fama behauptet — fünfzig Spiele Karten daneben. Herr Senator Dr. Pavenstedt, der auf Staatsunkosten, zur Beglückwünschung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, an dessen fünfzigjährigem Jubiläum, nach Schwerin reisete, soll wirklich, um den alten Monarchen würdig zu ehren, ihm obiges Geschenk eingehändigt haben. Die Geschichte wurde in mehren Blättern also erzählt. Ich glaube nicht, daß sie durchweg wahr ist, denn auch Bremen hat seine Satyriker; aber das Gerücht beweiset denn doch, wie sehr man in Bremen geneigt ist, für die materiellen Bedürfnisse zu sorgen. „Sechszig Flaschen Rheinwein, das ist doch noch etwas, was hat der Großherzog von einer bloßen Gratulation, oder ein Literat von einer Medaille, die er nicht einmal, des Anstandes wegen, zu Geld machen darf?" Also werden die Bremer fragen und urtheilen.

Kürzlich hat der Senat das Jubiläum eines seiner ehrenwerthesten Mitglieder, des Senators Deneken durch ein großes Festmahl begangen, auf welches die Bürger-

schaft, nach erhaltenem kleinen Rippenstoß von Seiten des Senats, im Burger-Konvente antrug. Der Korrespondent der „Zeitung für die elegante Welt" meint, es sey seit 7 — 800 Jahren nicht eingetreten, daß ein Bremer Rathsherr funfzig Jahre lang Mitglied des Kollegiums gewesen sey. Ich möchte mich im Gegentheile wundern, daß dieser Fall so selten ist und nicht vielmehr alle Rathsherren funfzig Jahre hindurch im Amte leben. Sie haben gute Tage, oben auf dem Rathhause mäßige Geschäfte, unten im Raths-Weinkeller den schönsten Rheinwein, alle Vierteljahre ein tuchtiges Stuck baares Geld, Mahlzeiten, Aussichten für ihre Kinder, Gesandtschaften, unterthänige Burger, die nie eine neueste Zwietracht befurchten lassen, daß daraus eine allerneueste Eintracht, statt der beinahe 300 Jahre alten „neuen Eintracht" hervorgehen möge. Endlich ist für die Angehörigen des Senats gesorgt; man kann sorglos leben und sorglos sterben. Da nun außerdem noch der Senat größtentheils einfach und mäßig lebt und oft nicht einmal andern Wein trinkt, als den, welchen er dann und wann auf Staatsunkosten trinken darf, so muß er, außer seinem Seelenzustande, auch seinen physischen bei Kräften erhalten.

Auch die Wahl eines Senators und seine feierliche Amtseinfuhrung wird durch Essen und Trinken begangen. Bei der Letzteren wird insonderheit das Volk zu Gaste geladen. Man wirft ihm Gebackenes, („Kringeln,") und Weinflaschen aus den Fenstern auf die Gasse hernieder und die freien Bürger niederer Klasse fallen schaarenweise uber die suße Beute her, die durch den Gassenkoth den pikantesten Zusatz erhält. Gewöhnlich werden diese Libationen an die Menge von den Händen zarter Frauen dargebracht, und die Familie und Amtsbruder des Erwählten stehen im Hintergrunde und freuen sich nicht wenig über die Tragikomödie auf der Straße, die eine

Parodie auf republikanischen Stolz abgibt. Allein die gute alte Sitte heiligt wiederum diesen Skandal, und ich wette, man wird auch in der Hinsicht, daß ich diese schmutzige Festivität, die den neu erwählten Senator wirklich Geld kostet, nicht billige, meinen Patriotismus bezweifeln. „Gab doch einst der Kaiser in Frankfurt bei der Krönung den gebratenen Ochsen dem Volke Preis; war doch dieser Ochse ein so wesentliches Erforderniß bei der Krönung, wie Krone und Scepter." Also werden mir die Patrioten entgegnen. „Und dann" — wird man fragen — „ist es nicht ein unschuldiges Vergnügen der Menge, gewißermaßen der einzige Beweggrund für dieselbe, lebhaften Antheil an der Raths-Wahl zu nehmen? Es ist etwas Großartiges, Königliches an dieser Spende, etwas Volksthumliches; der Senator schreitet solchergestalt mit dem nöthigen Eclat in sein Amt." Ja wohl, er sieht ein, daß es nur wenig bedarf, um die „ehrliebende" Bürgerschaft zufrieden zu stellen, sie, die sich nie serviler ausnimmt, als im Schmutze vor den Fenstern des Erwählten. Ach! wenn die Bürgerschaft, niedrig und hoch, doch nur einmal einig wäre, wenn sie doch nur einmal unisono dem neu erwählten Senator vor den Fenstern seines Hauses, stolzen Sinnes entgegenriefe: „Wir lassen dir deine Süßigkeiten, trage dazu bei, daß wir eine neue Konstitution erhalten; eile, eile damit!" Es wäre köstlich, wenn keiner der freien Bürger es wagen durfte, Hand an jene Süßigkeiten zu legen, wenn sie insgesammt im Kothe liegen blieben, wohin sie gehören, wenn die „ehrliebende" Bürgerschaft sich entschlösse, auch in dieser Hinsicht die Ehrliebe zu beweisen, die ihr sonst so wohl steht. Mag man dem neuen Senator — nach wie vor — dadurch seine Achtung bezeugen, daß man ihn zur Eidesleistung zum Rathhause begleitet; aber es wäre schön, es wäre vortrefflich, wenn die Bürger-

schaft, die freie Bürgerschaft in dem Konvente darauf antrüge, daß in Zukunft jener rohe Terrorismus des Vergnügens abgeschafft werde, der das Volk zur Demüthigung verleitet, zum Servilismus. Die Bremer können ja nur, ganz nach ihrer wohlthätigen Weise, darauf antragen, daß das zu jenem Skandal erforderliche Geld den Armen- und Waisenhäusern übermacht werde. Solchergestalt wird sogar die Kirche und die christliche Religion nichts gegen einen solchen Antrag einzuwenden haben.

Den Wohlthätigkeitssinn der Bremer habe ich bereits angedeutet. Es gibt keine Stadt in ganz Deutschland, wo er prunkvoller und gottgefälliger aufträte, als in Bremen. Der Sinn für Wohlthätigkeit, die Nächstenliebe, sind mit dem Bremer so ganz und gar engverwachsen, daß sie ihm eben zur andern Natur geworden sind. Wenn er mehr nach dem Bürger, als dem Menschen fragt, wenn er den Einheimischen dem Fremden vorzieht, wenn er häufig ausruft: „der verdient es nicht, daß man ihm hilft," so ist dies ein Resultat, wie es sich bei allen rein praktischen Leuten herausstellt, die häufig den Glauben an den Menschen verlieren, wenn er keinen festen Wohnsitz hat, wenn seine Rechnungen und seine Handelsbücher nicht in der gehörigen Ordnung sind, wenn sie nicht für den Ergänzungseid genugen. Es ist wahr, die öffentliche Meinung stellt sich in Bremen nicht nur als Folge der That heraus — das wäre verzeiblich, es wäre gerecht — nein, sie geht noch einen Schritt weiter, sie sieht auf die Handlungsweise, und erhebt dann ihr Auge zu den Theegesellschaften und den angesehenen Cliquen. Das Urtheil, was diese fällen, ist für die öffentliche Meinung ein rechtskräftiges Urtheil, hiernach verfügt sie die Exekution. Und diese Theegesellschaften und angesehenen Cliquen sind die Giftpflanzen in dem socialen Leben Bremens. Bei ihnen herrscht der Grund-

satz: Quisque præsumitur malus, donec probetur bonus; der Wille wird bei ihnen nie in Anschlag gebracht, sondern nur das praktische Resultat; sie bekennen Christum mit dem Munde, aber das Wort: „Vergeben" kennen sie nur in der schlimmsten Bedeutung; denn sie haben Geld, Geld, Geld; und Glaube, Liebe, Hoffnung sind ihnen böhmische Dörfer, von denen die Prediger in den Kirchen sprechen, die aber nicht in dem Bürgereid angelobt werden und deren Mangel in den Statuten, dem römischen Recht, dem kanonischen, dem peinlichen nicht mit Strafen bedrohet wird, die alle Unterhaltung aufheben, jeden bösen Leumund verschließen und auch am Ende den Staat gefährden, da sie die Sünde mit dem Mantel der Liebe bedecken und die That dem Willen hinten ansetzen.

Jene Theegesellschaften und vornehmen Cliquen beschränken auch die dem Bremer angeborene Wohlthätigkeit, von der sie freilich eigentlich nichts wissen, denn sie leiten die öffentliche Meinung und es wagt nun Mancher nicht, einem reuigen Sünder thätig beizuspringen, oder sich unehelicher Kinder anzunehmen, oder einem verlorenen Sohn zu helfen, weil alle solche Leute die Theegesellschaften, die Angesehenheit und am Ende auch — die öffentliche Meinung gegen sich haben.

Im Uebrigen sind die Männer in Bremen duldsamer, nachsichtiger, humaner. Sie werden hie und da sogar zu meinen Skizzen lachen. Aber die Bremer Frauen sind die wahren Zeloten. Sie eifern gegen einen jungen Menschen, der ihnen eine Schauspielerin vorzieht, und doch sind sie so unliebenswürdig, so fade, so bigott, so frömmelnd und — wo sie es nur können — so vornehm und schroff, daß man sich unmöglich zu ihnen hingezogen fühlen kann, wenn man nur irgend Poesie hat und keine Frau will, die sich nur auf die Küche versteht, oder die

sich gar nicht einmal auf die Küche versteht, sondern nur auf Geld, auf Putz und bremischen Hochmuth. Eine Mittelklasse von Weibern findet man in Bremen nicht, mit Ausnahme der Nähterinnen, die Lessings Emilia Galotti lieben und also wenigstens einigen poetischen Sinn besitzen.

Was die erstere Klasse der Bremer Frauen betrifft, nämlich die, welche für die Küche und den Haushalt leben, so gehört ihr ein großer Theil der Bremerinnen an. Diese Damen sehen mit Verachtung auf Hedwig Hülle hernieder und machen sich über Karoline Pichler lustig. Sie haben das Gute, daß die deutsche Literatur nie von ihnen etwas zu befürchten haben wird. Dabei besorgen sie den Tisch, stricken und flicken, halten zusammen und erfullen den Zweck der Ehe, die Fortpflanzung. Sie sind nicht abstoßend, nicht anziehend, nicht kalt, nicht warm, sondern gute Hausfrauen. Die zweite Klasse der Bremer Frauen erfüllt den eigentlichen Zweck der Ehe gleichfalls, übrigens ist sie das Blei an den Füßen ihrer Ehemänner. Diese Damen kosten à Person ihre 4000 Thaler Gold jährlich; sie sind die Seele der Theegesellschaften; ihre Töchter figuriren auf dem Kasino. Was dahin gehört, zeichnet sich durch vornehme Suffisance aus, raisonnirt in hochmüthigem Tone über den Nächsten und leitet die öffentliche Meinung theilweise durch den Mann, theilweise durch die Dienstboten, die das, was über Tisch gesprochen wird, unter das Volk tragen. Alle diese Damen erregen meistentheils das, was der Lateiner horror nennt; sie sind die eigentlichen Vogelscheuchen des geselligen Lebens, prätentiöse Wesen, die auch nicht eine Lichtseite aufzuweisen haben. Das Volk belegt sie theilweise mit passenden Titeln, wie z. B. Eine dieser Klasse, welche in dem Stadtviertel von St. Stephani wohnte, wo die Fischer ansässig, den Namen Königin der Fisch-

*

weiber erhielt. Indeß bei allem Spott ist die große Menge dennoch wohlgefällig gegen diese unzarten Gestalten, und das eben sichert ihnen den Einfluß, den sie auf die Humanität ausüben, und der, neben dem der mystischen Pfaffen, der giftigste ist. Für Erhabenheit des Geistes, für Genialität haben die Bremerinnen — wie gesagt — wenig Sinn. Sie schließen ihre Ehen selten aus Liebe, meistens aus Konvenienz. Oft heirathen sich nahe Verwandte, damit das Geld zusammen bleiben möge. Ueberhaupt wird in Bremen sehr viel nach Geld geheirathet, was denn meistens hausbackene Ehen abgiebt, die freilich ohne alle Poesie sind, die aber auch nie dem Staate zur Last fallen.

Die Bremerinnen gehen, wie die meisten freien Reichsstädterinnen, auf großen, bürgerlichen Füßen, sie haben ein eben so festes Piedestal, wie eine scharfe Zunge. Wo sie mit Zunge und Fuß hintreten, da wächst kein Gras. Schön sind sie selten, sanguinisch und rapid nie. Sie hocken gern am Ofen und haben mit den Holländerinnen das gemein, daß sie sich im Winter „Feuerkuken" zwischen die Beine setzen, die das Phlegma befördern. Ein liebenswürdiges Savoir faire gehört bei ihnen ganz und gar zu den Ausnahmen; sie sind eher plump, als graciös und haben meistentheils kräftige, niederländische Züge, materielles Gepräge. Uebrigens sind sie physisch keusch und bewahren die Jungfernschaft treu und gewissenhaft bis zur Brautnacht, die im Ganzen gewiß, ohne Leidenschaft, gefeiert wird, sondern handwerksmäßig, weil sich weniger die Herzen, als die Körper und was daran hängt: Geld und Familie, in derselben vermählen.

Uneheliche Kinder findet man verhältnißmäßig wenig in Bremen. In der That ist hierin die niedere Klasse zu loben, die streng auf Sittlichkeit hält. Gott Gnade aber dem armen Dienstmädchen, das, vor der priesterliche

Einsegnung, einmal dem Herzen Gehör giebt und der Liebe huldigt; die vornehme Hausfrau wird keine Vergebung für die büßende Sünderin haben. Ach! man geht häufig noch weiter; man läßt es auch die unehelichen Kinder entgelten, daß sie, ohne Beistand der Kirche, ohne priesterliche Vorbereitung, vielleicht nur von zwei liebenden Herzen eingesegnet, in's Leben gerufen worden sind. — Ja es geht den vornehmen Bremerinnen — ich meine hier besonders die verheiratheten, die gegen alle Versuchung sicher sind — wie den Gegnern Gutzkow's, in Betreff dessen Vorrede zu Schleiermacher's „Briefen über die Lucinde." Sie verstehen Alles wörtlich, und die Form ist ihnen das Leben. Wie sie in der unehelichen Geburt die Sünde erblicken, so erblicken sie in der ehelichen gottgeheiligte Liebe. Die Ehe wird indeß in Bremen — wie gesagt — häufiger durch Geld, als durch Liebe geschlossen. Aber wenn eine Jungfrau, ohne priesterliche Form, aber durch und durch göttliche Leidenschaft, die, der Erde und ihrer Satzungen vergessend, sich dem schönen Gefühle hingiebt, das, wie die Magnetnadel stets gen Norden, zum Himmel weiset, sollte das wirklich auch in der Moralphilosophie unter einer Ehe aus Geldrücksichten stehen, unter einer Ehe aus Konvenienz, aus Dankbarkeit, unter einer gemachten Ehe, wo — wie Gutzkow sagt — die Empfängniß zwischen Schlaf und Wachen vor sich geht? Man soll nicht alle unehelichen Geburten wörtlich verstehen, man soll an Motive denken, man soll einsehen lernen, daß das, was himmlischen Ursprunges ist, seinen Charakter nicht verliere, wenn es einmal die Kopulations-Gebühren nicht entrichte; man soll erkennen, daß nicht nur Christus, sondern auch Andere, von einer unbefleckten Jungfrau geboren werden können. Gutzkow verdient es wahrhaftig um die christliche Religion nicht, daß man seine Vorrede — wie ein Buchhändler aus Berlin,

in der Buchhändler-Zusammenkunft in Leipzig verlangte — dem Scheiterhaufen übergibt. Aber Gutzkow verdient dieses Anathem allerdings jenes Buchhändlers wegen. Die Sache hängt folgendermaßen zusammen: der Letztere hatte alle Hoffnung, die Bibliothek des verstorbenen Schleiermacher für 3000 Thlr. Pr. Cour. zu einer königlichen zu erheben. Aber Friedrich Wilhelm III, gab die Unterhandlung wegen des Ankaufs auf, als er Kunde von Schleiermacher's „Briefen" erhielt, und Herr R..... rief die Moral und Brockhaus gegen Gutzkow zu Hulfe, weil dieser ihn durch seine 36 Seiten um 3000 Thlr. gebracht hatte. Die Sache ist in Berlin allgemein bekannt, und ich brauche deshalb kein Bedenken zu tragen, sie hier mitzutheilen.

Die Männer sind in Bremen humaner, ja christlicher, als die Frauen. Sie haben einestheils feste Nerven, die sie vor der sentimentalen Sittigkeit bewahrt, anderntheils leiden sie weniger an den Theegesellschaften und allen jenen übeln Einflüssen auf die Humanität, denen sich die schöne Welt in Bremen so gern hingibt. Die Männer Bremens haben etwas Derbes, Biederes in ihrem ganzen Wesen, obschon wenig Geistiges. Sie überlassen häufig das Urtheil in Sachen die die Handelssphäre nicht betreffen, ihren Ehefrauen, die dadurch auf Staat und gesellschaftliches Leben einwirken.

Juden trifft man in Bremen — wie schon früher bemerkt — nicht. Die Aufklärung mag noch so sehr über die Bremer kommen, es wird dennoch lange dauern, bis sie dieselben über Bremen hinausführt, zu einem Hohepunkt, der sie die Menschheit und deren Recht sehen läßt. Diese kleine Freistaaten kränkeln durchweg an dem Materialismus, an der örtlichen Beschränkung und an den 40 oder 100,000 Bürgern, die ihre Seele sind. Allenthalben treten hier egoistische Rücksichten in den Weg, die

sich leider in die kleinlichsten Interessen der Großhändler, Handwerker, Krämer und Detaillisten verlieren. Wo man in den freien Städten Deutschlands den Juden gnädig war, da hatten sie bereits Einfluß gewonnen auf das praktische Leben, auf Geld und Handel, und man mußte ihnen nun nothgedrungen Rechte einräumen. In Bremen war das nicht der Fall; die sogenannte französische Zeit hatte nur wenige Juden herbeigezogen, und diese mußten, mit Bürgermeister Smidt's und der Bundes-Akte Hulfe, Bremen sofort räumen, als die alte Verfassung wieder in ihre Rechte trat. Man ist in Bremen noch so weit in dieser Hinsicht zurück, daß man nicht einmal das Wort Jude als Schimpfwort gebraucht. Man kennt den Juden daselbst nur von Hörensagen; Israel ist nach dem Dorfe Hastedt verbannt worden und darf Bremen und dessen Gebiet weder mit dem Schacher noch mit irgend etwas Anderem belästigen. Das wird schwerlich während der jetzigen Generation anders werden.

Volksfeste, wie solche in Frankfurt a. M. vorkommen, hat Bremen eigentlich gar nicht aufzuweisen, natürlich aus dem Grunde, weil sich Alles in den Familien zersplittert. Wenn Pfingsten, Weihnacht und Neujahr in Lübeck auch außerhalb der Kirche, im heiteren gesellschaftlichen Leben, begangen werden, so weiß man davon in Bremen nichts. Keine Maienbäume, kein Weihnachtsmarkt, nicht die zwölfte Stunde des letzten Decembers rufen das Volk zusammen. Alles wird still und im Hause gefeiert, oft innig, aber stets isolirt.

Indeß wenn das Vieh im Frühjahr auf die Bürgerviehweide getrieben wird, auf jene Weide, die man auch Bürgerweide heißt, so begeht ein großer Theil der untern Volksklassen diese Festivität mit lustiger Feier. Ein zweites Volksfest der Bremer ist, wenn im Spätsommer die Waisen aus den beiden Waisenhäusern — lutherische und

reformirte Waisen, versteht sich beide getrennt — in das Freie geführt werden. Hier schließen sich — was sonst so selten — alle Stände an. Der Wohlthätigkeitssinn einet sich, bei diesem streng bremischen Institute, mit dem Bürgersinn; und ganz Bremen, freilich je nach den Umständen in reformirtes und lutherisches getheilt, zieht an diesen Tagen mit den Waisen hinaus und freut sich mit den Waisen. Hier ist Alles eine große Familie, Alles läßt es sich angelegen sein, die Elternlosen vergessen zu lassen, was sie sind. Die Bremer haben wirklich alle Anlagen, um der Humanität eine Stätte innerhalb Bremens Mauern zu bieten, wenn sie nur dem falschen Patriotismus, dem bürgerlichen Hochmuthe, der übergroßen Vorliebe für das Alte und die Form entsagen könnten; wenn ihre Prediger nur kräftig von der Kanzel auf jene Humanität hinwirkten, die am Ende ja mit dem Christenthume so ganz und gar Eins ist. Dieselbe kann in Bremen hauptsächlich durch die Geistlichkeit geweckt werden; denn der Bremer hält an die Kirche. Aber diese Geistlichkeit — selbst der aufgeklärteste Theil derselben — gefällt sich in Dogmen und Lehrsätzen mehr, als in dem Christenthume und hat es nicht einmal zu einer evangelischen Kirche bringen können. Theilweise mögen hier sogar niedrige Rücksichten obwalten. Warum sperren sich insonderheit die Domprediger, die der großen lutherischen Gemeinde vorstehen, so gar heftig gegen eine evangelische Kirche, die doch wenigstens eine geistige Einigung vorbereiten würde, indem sie zunächst eine christliche veranlaßt? Mit welcher Hartnäckigkeit haben diese Herren gegen Dräseke geeifert, der es dahin zu bringen suchte. Ich weiß nicht, ob sie sich um Luther verdient machen wollten. Aber so viel weiß ich, daß sie mit wahrhaft fanatischem Eifer gegen Christum ankämpften. Meine Herren, ich verstehe unter Christum die ächte, wahre Humanität, die,

wenn sie auch dann und wann mit Donnerworten spricht und die Erde beben macht, doch nie und nimmer an Partheiungen denkt, die aus bloßer Partheisucht Partheiungen sind. Furwahr! diese Leute glauben mehr an den Kampf, als an den Frieden. Ja, ich behaupte, sie glauben mehr an ihre bürgerliche Stellung, als an das Evangelium. Man sollte es nicht glauben, aber es gab einen alten achtzigjährigen Prediger an der St. Petrikirche, (dem Dom), der öffentlich, von der Kanzel seine Gemeinde beschwor, sich nicht auf die Stelle an geweiheter Stätte zu setzen, wo ein Reformirter gesessen habe. Die Leute hörten sich das ruhig an und es kam ihnen kein Gedanke von Gotteslästerung in den lutherischen Sinn. So schreibt Mallet, der Mystiker, seinen „Kirchenboten" und findet Leser, wenn er, zu Ehren Gottes und der Religion, den deutschen Dichter mit Füßen tritt. So predigt derselbe in der Kirche gegen das Theater und nennt es (nicht in Bezug auf die Kunst, sondern auf die moralische Stellung der Bühne) dem Teufel verfallen, und dergleichen fanatische Ausfälle werden ihm nicht von Amtswegen verboten. Ja, es ist leider nur zu wahr, die Kirche tritt in Bremen der Humanität häufig entgegen. Das Princip der Versöhnung, der geistigen Vermittelung leitet sie nicht. Die Geistlichkeit gibt oft zu öffentlichen Aergernißen Veranlassung. Natürlich mußten sich die Schauspieler an Mallet rächen für die Hölle, in die er sie hinabdonnerte. Sie gaben den „Tartuffe" und Herr Lemke, der Darsteller der Hauptrolle, deutete in Maske und Haltung auf den Fanatiker hin. Das Publikum jubelte und man spielte im Theater mit der Kirche Blindekuh. Es ist nicht zu loben, daß man den lieben Gott in solche Verlegenheit bringt. Eine Rohheit schlägt hier die andere und die Wahrheit wird in den Koth getreten.

Ließe sich das Alles nicht ändern? O, gewiß. Man

duldet doch in Bremen keine Ausfälle gegen Kirche und Staat; wie kann man nur der Geistlichkeit das Recht einräumen, gegen Bestehendes, unter dem Palladium der Kirche, zu Felde zu ziehen und einen ganzen Stand in den Tag hinein zu verunglimpfen? Würde man es gutheißen, wenn irgend ein Prediger gegen die Verfassung, gegen geschriebene, gegen gesetzliche Mißbräuche von der Kanzel eiferte? Bei Leibe nicht. Man würde die Kanzelfreiheit auf den Amtseid verweisen. Der Prediger könnte Gefahr laufen, der Polizei und den Gerichten in die Hände zu fallen. Warum läßt man nun der geistlichen Zunge freien Lauf, wenn sie gegen Leute, die den Schutz der Gesetze genießen, obwohl sie keine Bürger sind, zu Felde zieht? Ist das etwa gar eine republikanische Maxime? Ich weiß es wohl, die Schauspieler sind rechtlich als Vagabunden zu betrachten; sie mögen sich ihrer Haut wehren. Das haben sie denn auch gethan; „Wurst wieder Wurst"; die Religion ist schamroth geworden, daß man sie zum Federball machte, der von der Stephanskirche zum Theater und vom Theater zur Stephanskirche flog. Auch die Musen können bei dergleichen Partheisachen nicht gewinnen; aber die Gerichte in Bremen feierten bei dem Allen, und die Polizei-Direktion erlaubte Herrn Lemke, der, als Tartuffe, hervorgerufen wurde, sich bei dem Publikum zu bedanken, jedoch auf keinen Fall ein Wort dabei zu verlieren. Er verbeugte sich stumm à la Mallet. Das heiße ich eine Vermittelung der kirchlichen und theatralischen Interessen. Aber wo bleibt hier die Aufklärung?

Das Kollegium der Aeltermänner (Ich muß noch einmal auf die Verfassung zurückkommen) bildete sich, trotz der „neuen Eintracht", nach und nach als eine Repräsentativ-Behörde der Bürgerschaft heraus, ohne bis zum „Kurzrockischen Vergleich" irgend ein gesetzliches Funda-

ment zu haben. Die Bürgerschaft stand offenbar, dem Senate gegenüber, ganz und gar in einem subordinirten Verhältnisse in Regierungssachen. Konnte sie, mittelst Senats-Einladung, zur Theilnahme an den Regierungsgeschäften gelangen, so war es natürlich, daß die Plenar-Versammlung der Bürger, ohne Leitung, ohne Organ, ein wildes Chaos bot, das zu gesetzlichen Beschlußnahmen wenig geeignet war. Die morsche republikanische Verfassung mußte deshalb ein Auge zudrücken, als sich hier, durch stillschweigenden Vertrag zwischen Rath und Bürgerschaft, ein Kollegium bildete, das die Interessen der Letztern lebhafter in's Auge faßte und sich in den Stand setzte, ein Urtheil fällen zu können. Bürgerschaft und Senat mußten einmal vereint regieren, und bei dem Zustande der Dinge konnte jene keine große Staatskenntniß erlangen. Sie trieb sich im Handel und den Geschäften umher und wurde nun mir nichts, dir nichts auf das Forum berufen, wo ihr Alles fremd war. Es war hier kaum auf ein vernünftiges Votum zu rechnen. Also der Senat mußte in Etwas auf die „neue Eintracht" verzichten; er trat hier der natürlichen Reform nicht entgegen, jenes Kollegium, welches, ohne geschaffen zu werden, nach und nach in ein Verhältniß zur Staatsgewalt kam, konnte nicht verdrängt werden. Die Verfassung war der Republik zu sehr entgegen, als daß man hier eine Vermittelung hätte beseitigen können. Freilich ein Beweis, auf welchem unsicheren Grunde die „neue Eintracht" steht.

Die Aeltermänner wurden als Vertreter der Bürgerschaft und ihrer Rechte gegen den Rath angesehen. Sie versammelten sich auf dem Schütting, sie hatten ihr Archiv, sie waren die Seele des Bürger-Konvents, der nur durch sie eine Organisation erhielt.

Erst durch den Kurzrockischen Vergleich gelangten sie

zu festem gesetzlichen Ansehen. Der Senat, der von jeher eben so ängstlich auf seine Gerechtsame, als auf den Staat hielt, hatte es allerdings nicht ungern gesehen, daß das Kollegium der Aelterleute ihm die Brücke zur Kommunikation mit den Bürgern bot. Als aber jenes eine ernstliche Vertretung sich angelegen seyn ließ, da wurde den Hochedeln und Hochweisen Angst; man provocirte auf das geschriebene Gesetz, erklärte den Aeltermanns-Eid für null und nichtig, und diejenigen, so ihn geleistet, als nicht dadurch gebunden; auch sey das Aeltermanns-Wappen nicht zu gestatten, und würde, wo es sich an öffentlichen Oertern in den Fenstern gemalt befände, weggenommen werden. Solches geschah, als sich das Kollegium der Aeltermänner „pro conservanda libertate contra impetitiones Senatus" an den Kaiser gewandt hatte. Glücklicherweise hatte Se. Römische Majestät die libertas Bremens mehr vor Augen, als die „neue Eintracht", und dem Senate wurde sein Verfahren verwiesen; er wurde angehalten, Neuerungen der Art zu unterlassen. Dies Alles führte 1681 zu dem „Kurzrockischen Vergleich", der denn wenigstens dem Kollegium das Recht einräumet, bürgerliche Klagen dem Rath mit geziemender Bescheidenheit zu rekommandiren, der Letztere könne dieselben nach Billigkeit reflektiren, und sollen die Aelterleute dabei mit aller Liebe, Vernunft und Bescheidenheit traktirt werden. Das Hauptresultat dieses Vergleichs war wiederum Essen und Trinken. Man feierte den Frieden „abundant mit einer kostbaren Fastenmahlzeit auf dem Schütting". Also sagt der Chronist Cöster. Das Kollegium der Aelterleute ist nun bis zum Jahre 1833 der einzige Schutz, welchen die Bürgerschaft gegen die „neue Eintracht" hat. Der Bürger-Konvent, in welchem früherhin, unter Leitung der Aelterleute, nach den vier Quartieren gestimmt wurde, ist nun freilich in

der neuesten Zeit wiederum anders organisirt worden. Der Senat stellte der Burgerschaft vor, es sey besser, wenn sie sich dem Einflusse der Aelterleute entzöge, wenn sie in pleno selbstständig stimmte. Diese faßte den Vorschlag auf, er wurde zum Gesetz erhoben. Man hat zu beweisen gesucht, daß dadurch viele neue und zweckmäßige Staats-Einrichtungen herbeigeführt worden sind, denen früher die Aelterleute, als opponirende Korporation, entgegengestanden. Es mag sein; aber die Bürgerschaft, die sich im Ganzen, nach der französischen Zeit, wenig um den Staat bekummert hat, hat daran wohl weniger Theil, als der Senat, der allerdings in der Person des Bürgermeisters Smidt eine Seele hat, die nicht ohne republikanische Gesinnung ist. Es ist hier viel „ja" gesagt worden, und zum Glück zu Vorschlägen, die wirklich die Wohlfahrt des Staats bezweckten. Aber die Opposition ist durch jene Umänderung, die ich nicht Reform nennen möchte, geschwächt worden. Zudem hat man es nicht dahin bringen können, daß sich die Burgerschaft von Haus und Hof losreißt und sich lebhafter für den Staat interessirt, als solches früher geschah. Ist aber nicht die Opposition die Seele des parlamentarischen Lebens? Haben die Aelterleute Beweise gegeben, daß sie sich weniger mit dem Staat befaßten, als der Senat? Waren sie nicht geeigneter, die Interessen des Staats zu versehen, als die Burgerschaft, die sich häufig gar nicht um ihn bekummert? Und war am Ende die Bürgerschaft an sie gebunden, an ihre Meinung, an ihren Eigensinn — wenn sie anders einen solchen hatten? Gewiß nicht. Man würde besser gethan haben, die Verbindung zwischen Bürgerschaft und Aelterleuten enger zu knüpfen, statt das Band zu zerreißen. Freilich mochte man glauben, den Bürgern ein größeres Interesse für das Staatsleben einzuflößen, wenn man sie direkt dem Rathe gegenüber stellte. Allein

das war ein schwacher Grund, ein unhaltbarer bei Leuten, die vom Handel leben und genug mit sich selbst zu thun haben. Die Bürger haben jetzt gar keinen Vereinigungspunkt, die Vorschläge des Senats kommen ihnen, wie ein Dieb über Nacht, auf den Hals, und der einige, in das ganze Staatsleben eingeweihete Senat, steht ihnen überwiegend gegenüber. Es wäre wohl rathsam gewesen, wollte man eine wirkliche Reform bewirken, Bürger-Konvente, ohne Einladung des Raths, unter der Leitung der Aelterleute, zu gestatten und diese des Einflusses, den sie bis dahin hatten, nicht zu berauben. Traute man der Bürgerschaft Intelligenz genug zu, direkt mit dem Rathe zu unterhandeln, so konnte man ihr auch Intelligenz zutrauen, sich dem Partheigeiste der Aelterleute zu widersetzen, fand sie diesen nicht am gehörigen Orte. Bei vorherigen Diskussionen aber würden die Aelterleute ihre positiven Kenntnisse von dem bremischen Staate der Bürgerschaft mitgetheilt haben. Was diese jetzt von dem Senate erfahren muß, der ihr doch stets als Parthei entgegen steht, und nicht im Geringsten gesonnen ist, etwas von seinen alten Rechten aufzugeben, das hätte sie dann von dem Kollegium der Aelterleute erfahren, welches mit ihr verbunden ist. Der Lage der Sache nach, und in Erwägung, daß der Senat von jeher stets eben so viele Sorge für sich und die Seinigen genommen hat, als für den Staat, konnte die Bürgerschaft mehr Vertrauen auf die Aelterleute, als die Hochedlen und Hochweisen Herren der „Wittheit" setzen. Die neue Konstitution wäre vielleicht so eher ins Leben getreten.

Ich muß hier von Bürgermeister Smidt sprechen. Er hat sich durch seine Schriften und seine diplomatische Laufbahn einen Namen erworben.

Johann Smidt, ältester Bürgermeister der freien Hansestadt Bremen, ist ein Mann von festem republikani-

schen Charakter und fast so streng und hartnäckig, wie Jackson, der Präsident der vereinigten Staaten, aber auch eben so einfach in Allem, was seine Person betrifft. Auf seinem breiten, kräftigen, gefurchten Antlitze spiegelt sich die Reflexion; List und Verschlagenheit spielen bei'm Sprechen um seinen häufig zum Lächeln verzogenen Munde. Er geht hastig-schiebend, ganz mit sich und seinen Plänen beschäftigt durch die Straßen, ohne diplomatischen Pli, ohne Noblesse, ohne Grandezza. Seine Erscheinung ist fast bäuerisch; sein Körperbau ist derb und gedrungen, sein Auge klein und stechend. Aber in seinem Wesen bewahrt er alle jene Liebenswürdigkeit, die ihn für das Salonleben geeignet macht und ihn als den besten Vermittler der Interessen Bremens bei dem deutschen Bunde hingestellt hat. So hastig und hitzig, wie Smidt, bei'm Verfechten seiner Ansichten im bremischen Senat auftritt, so leidenschaftlich er für die Interessen des Kollegiums sorgt, dem er angehört, so jacksonisch er der Bürgerschaft oppenirt, eben so bedächtig, bescheiden, aber doch bestimmt benimmt er sich auswärts, in den Salons von Wien und in dem Fürstlich Thurn- und Taxischen Palais zu Frankfurt a. M. Ohne äußeren Pomp, ohne diplomatischen Air, ja ohne Vornehmheit, hat er sich dennoch jene bestern Gemüther zugewendet, die Deutschland repräsentiren. Er besucht ihre Gesellschaften in derselben unmodigen schwarzen Kleidung, in demselben nonchalanten Anzug, in welchem er im Bremer Senate erscheint, aber man behandelt ihn mit Zuvorkommenheit und hält große Stücke auf ihn. Sein steter Begleiter auf seinen gesandtschaftlichen Hin- und Herzügen ist sein Sohn Heinrich, der dabei als Legations-Sekretär fungirt. Er ist die Leidenschaft seines Vaters, der seine diplomatische Laufbahn auf ihn vererben möchte. Bremen verdankt Smidt viel: die Aufhebung des Elb-

Aecher Zolls gelang ſeinen raſtloſen Beſtrebungen; er war es, der ſich der Aufnahme der Juden widerſetzte. — Smidt ähnelt in vielen Stücken dem General Jackſon. Er iſt Demokrat, um Autokrat zu ſeyn. So war es wohl ſein Werk, daß man den Einfluß der Aelterleute auf die Burgerſchaft im Konvente zu beſeitigen ſuchte, ſein Werk, daß man ſcheinbar die Letztere an den Rathswahlen Antheil nehmen ließ, ſein Werk, daß man den Advokatenſtand formell beſchränkte. Sorgfältig, ſtets der Burgerſchaft ſchmeichelnd, beſeitigt er jede Oppoſition, damit „ſo denn ein vollmächtiger Rath, wie er von jeher geweſen, fortan zu ewigen Zeiten ſeyn und bleiben ſolle.“ Smidt iſt die Seele des bremiſchen Staats, er verſteht es meiſterhaft, dahin zu ſorgen, „ne quid respublica detrimenti capiat,“ nämlich nach Außen hin, ohne jedoch geneigt zu ſeyn von den Prärogativen des Kollegiums, deſſen Mitglied er iſt, jemals irgend Etwas aufzuopfern. Man kann nicht ſagen, daß die Bremer mit Liebe an ihm hängen; denn er weiß ſich nicht in dem Grade populär zu machen, wie ſolches die Laune des Volks gern hat, er iſt ſtreng und abſtoßend, ja herriſch gegen Alles, was eine ernſtliche Oppoſition blicken läßt. Aber man weiß es in Bremen, wie ſehr man Smidt zur Dankbarkeit verpflichtet iſt, und dieſe Dankbarkeit überſieht die Schwächen des alten Burgermeiſters, der längſt eine glänzendere Stellung auswärts hätte erlangen können, der es aber vorzieht, in Bremen der Erſte zu ſeyn und ſich mit warmem Patriotismus, der materiellen Intereſſen ſeiner Vaterſtadt annimmt.

Smidt iſt jugendlich und lebhaft. Er hielt es nicht für unter ſeiner Würde, Hauff in den Bremer Rathskeller einzuführen, wo dieſer, in des Diplomaten Geſellſchaft, zu ſeinen Phantaſieen begeiſtert wurde. Gern verſammelt er eine geiſtreiche Jugend um ſich und ſucht ſie für ſich

zu gewinnen. Bremen ist an jungen diplomatischen Kräften arm, die Smidt in sein Bureau ziehen konnte, und somit ist der staatskluge Bürgermeister lediglich auf seinen Sohn Heinrich beschränkt, der es auch versuchte, durch das „politische Wochenblatt" Bremens seinem Vater ein Organ zu verschaffen, das jedoch keinen großen Anklang fand.

Daß der Bremer Senat nach Außen hin eine achtungsvolle Stelle einnimmt und hie und da sogar im Imperativ auftritt, solches verdankt er lediglich Smidt, der in die Geheimnisse aller deutschen Kabinette eingeweihet ist und sehr wohl weiß, welche Sprache Bremen führen kann, so lange es an die Principien des deutschen Bundes hält. Hat nicht der Bremer Senat noch kürzlich durch seinen durchaus bestimmten Ton das Königl. Sächs. Ministerium zu einem Schritt verführt, der aus der sächsischen Verfassung wenig zu rechtfertigen ist. Die Geschichte verdient erzählt zu werden. Herloßsohn, der Redakteur des „Kometen", hatte eine Korrespondenz aus Bremen in seine Zeitschrift aufgenommen, die dem Bremer Senate nicht zusagte. Dieser wandte sich in einem höchst kategorischen Schreiben an das Königl. Ministerium in Dresden, verlangend, daß man den Redakteur des „Kometen" zur Herausgabe des betreffenden Manuskripts und Namens-Nennung des Einsenders desselben anhalten möge, widrigenfalls werde sich der Bremer Senat an die hohe deutsche Bundesversammlung wenden, indem die fragliche Korrespondenz Unwahrheiten, rücksichtlich der Regierung, enthalte. Die sächsische Konstitution gestattet eine Klage gegen den Redakteur einer Zeitschrift zwar nur auf gerichtlichem Wege; aber das Ministerium in Dresden ließ sich wirklich durch die bestimmte Sprache des Bremer Senats verleiten und verfügte ohne Weiteres, weshalb er gebeten. Herloßsohn aber, den un-

glücklicherweise eine Badereise, die er unternehmen wollte, in diesem Augenblick mehr interessirte, als sein redakteurliches Recht, ließ sich die Sache in sofern gefallen, als er bloß eine Protestation gegen das illegale Verfahren des Dresdener Ministeriums vornahm, im Uebrigen aber der Gewalt genügte und den bremischen Einsender nannte.

Wie Smidt selbst ohne Cermoniell gegen Andere ist, so verlangt er dasselbe auch nicht von Andern gegen sich. Er unterhält sich frei und mit lebhaftem Interesse mit Jedem uber Staatsangelegenheiten und duldet theoretisch gern eine Opposition; nur darf sie nicht in der Praxis auftreten. Freimuthigkeit weiß er zu schätzen; den Gemeinsinn der Bürger sucht er zu wecken, ein parlamentarisches Leben geht ihm uber Alles; indeß immer sieht er es gern, wenn die getheilten Interessen sich am Ende in dem Interesse vereinen, welches er beabsichtigt. Allerdings hat er hierin den besten Takt, und man kann ziemlich sicher seyn, daß Smidt da, wo er nicht gegen den Senat handeln muß, am besten die Interessen des Staats wahrnimmt. Meistens wird der bremische Burgermeister von den freien Städten Deutschlands mit allen gesandtschaftlichen Missionen beauftragt, die diese gemeinschaftlich zu besorgen haben. Er reiset hier, trotz aller hohen Diäten, die ihm von seinen Mandanten bewilligt sind, zu seinem eigenen Frommen, sehr einfach, höchstens mit einem Bedienten in seinem Gefolge, aber Heinrich Smidt, der auch an der brasilianischen Gesandtschaft Theil nahm, ein junger flachsköpfiger Mann, der auf der Bremer Schule freilich mehr Widerspenstigkeit und vorlauten Widerspruch, als diplomatischen Takt entfaltete, ist hier sein steter Schatten. Dieser soll es auf Amerika abgesehen haben und sich dem Dienste der nördlichen Freistaaten daselbst widmen wollen. Also ein ächter Republikaner,

oder ein größerer Smidt, als der jetzige Bürgermeister, einsehend, daß Amerika, eine ruhmlichere Staatsbahn erschließt, als der kleine bremische Staat, in welchem es sich sein Vater alle Mühe kosten lassen mußte, sich ein deutsches Renommée zu erwerben. — In seinem Hause ist Smidt so ganz und gar einfach, daß man ihn nicht mit Jackson, daß man ihn mit Cincinnatus vergleichen konnte.

Außer Smidt und Olbers, hat Bremen keine Notabilitäten aufzuweisen, die über die Stadtmauern emporragen. Der Letztere ist der bekannte Astronom, der Entdecker der Vesta und Pallas, ein dicker, schwerfälliger, liebenswürdiger Mann, mit dem Dannenbrog-Orden, dem man es nicht ansieht, daß er sich zu dem Himmel aufgeschwungen hat. Er ist Mediciner und war früher ausübender Arzt in Bremen, hat jedoch jetzt gänzlich seiner Praxis entsagt und lebt mit den Sternen.

Träseke, der jetzige General-Superintendent der Provinz Sachsen, gehört so halb und halb zu den bremischen Notabilitäten. Er war Prediger an der St. Ansgariuskirche, und ich kann ihn mir noch sehr wohl vorstellen, wie er aus seinem Betstuhl, langsamen Schrittes, den Kopf zur Erde gesenkt, zur Kanzel schritt, deren Treppe er in derselben frommen Weise erklimmte, um dann plötzlich sein Haupt zum Himmel zu wenden und mit aller seiner hinreißenden theatralischen Beredsamkeit den Leuten Christum zu predigen. An Träseke ist ein großer Mime verloren gegangen, dieses Gedankens konnte ich mich nie entwehren, wenn dieser Redner alle seine rhetorischen Kräfte aufbot und sich über sein Antlitz die Verklärung ergoß, die er meisterhaft handhabte. Nie hat mich der Geist der Träseke'schen Predigt ergriffen, nie; aber die Poesie in der Form, in der Sprache, die Poesie im Vortrage, dieses Anschwellen zum Himmel, welches,

wenn die Orgel schwieg, eine zweite Orgel auf der Kanzel hörbar machte, diese Eindringlichkeit Dräseke's, dieses Selbstbewußtseyn und Vertrauen, daß er seine Zuhörer also fesseln, nicht bloß beschäftigen werde, diese gottselige Ruhe, die ihm das Ansehen eines Heiligen gab, eines Martyrers der italienischen Schule, dieses Alles zog unwiderstehlich an, wie eine Messe, vom heiligen Vater gehalten in der Peterskirche. Schade! ewig Schade! daß sich Dräseke mit seinen eminenten Begabtheiten für die Kanzel so häufig in die Trivialität versteigt. Ich las kürzlich die von ihm im Magdeburger Dom, bei der Anwesenheit des Königs, gehaltene Antrittspredigt. Wie hatte er sich abgequält, dem Könige zu gefallen, welche gemachte Begeisterung fuhrte hier das Wort. Ein ungeheuerer religiöser Floskelschwall über die Liebe zu dem König, über Frieden, über Bürgerlichkeit und darüber, daß die christliche Ergebung und die Liebe gegen jede Anfechtung bewahre, daß Alles so, wie es sey, am besten sey, ein Liebkosen der weltlichen Majestät, ein preußischer Patriotismus, Alles, nur kein einfach-christlicher Sinn sprach aus diesen Worten. Dräseke meint es gut, und ich kann es mir sehr wohl vorstellen, mit welcher Rednerfülle er das Alles gesprochen hat, welchen Enthusiasmus er hervorgerufen hat bei den Magdeburgern, denn es war nichts vergessen, kein Ministerium, kein Oberlandes-Gericht, kein Militair. Aber wie steif, wie kalt und nüchtern, wie so ganz und gar nicht religiös-erhaben machte sich diese Predigt auf dem Papiere. Dieser Geist war nicht von Christo, diese preußische Ehrfurchtigkeit war nicht von Gott, diese Liebe war eine amtliche.

Mallet, Prediger an der St. Stephans Kirche, hat durch seinen Mysticismus und seinen fanatischen Eifer für das Wort einen Ruf und negative Bedeutsamkeit erlangt. Ein derber, vierschrötiger, gescheitelter Mann,

mit puritanischem Antlitz, der über den Glauben den Kopf verloren hat, redigirt er den „Kirchenboten" und lehrt in der Stephanskirche, wer der Teufel und wie er zu bekämpfen sey. Spittler sagt: „es hat von jeher in der Kirchengeschichte eine Gattung von Menschen gegeben, welche vor jedem deutlich aufgeklärten Religionsbegriff, wie vom Blitze geschreckt, zurückfuhren, lieber in gewisse dunkle, geheimnißvolle Worte sich versenkten, dabei aber, was bei den Menschen nicht selten ist, der sich bloß durch Empfindungen leiten läßt, viel entschlossener zu den härtesten Verläugnungen waren, als jene mehr nach Ueberzeugung strebenden Köpfe". Was soll ich den Mysticismus, als Untergattung der Schwärmerei, die in Spittlers Ausspruch charakterisirt ist, definiren; ich habe ihn oben bereits in meiner Einleitung bezeichnet. Er zeichnet sich durch Vernunfthaß und eine hartnäckige Opposition gegen die bestehende Denkweise aus, glaubt an den unmittelbaren Verkehr mit Gott und interpretirt, seinen Empfindungen zu Gefallen, die er wieder als unmittelbare göttliche Mittheilungen annimmt, Christum und die Bibel. Vor 1830, ehe die Juliussonne aufging, mochte Gabler, der Nachfolger Hegels ganz Recht haben, wenn er behauptete, unsere Zeit leide mehr an der Glaubens- als an der Zweifelsluft. Seitdem ist das in Manchem anders geworden und die neue Schule bestrebt sich, das Blatt rasch zu wenden. In Bremen hat Mallet einen bestimmten Anhang in der niederen Volksklasse gefunden, aber leider schirmt ihn auch ein großer Theil des höheren Publikums. Mehre Mitglieder des Senats, Einige der Geistlichkeit schlossen sich Mallets Ansichten an, und was das Schlimmste ist, die Regierung wehrt ihm nicht. In der That mag das wohl einen tieferen Grund haben; denn der Bremer Mysticismus trat, wenn auch der Vernunft, bis jetzt nicht dem Staate entgegen. Bremen hat nichts

von den politischen Erdstößen gespürt, und das wohl hauptsächlich aus dem Grunde, weil Mallet und Tartuffe das Publikum beschäftigten. Ja, ich möchte behaupten, die mystische Parthei, die in Bremen so mächtig ist, bewahrte den Staat gegen politische Entwickelungen, als sie sich anderwärts zeigten. Man nahm, Seitens jener Parthei, die Revolutionen für Strafgerichte Gottes und verkroch sich um so tiefer in seine Empfindungen. Die Gegenparthei aber fand sich dadurch beschäftigt.

Unruhen, Verstöße gegen das Gesetz hervorzurufen, würde in Bremen schwer halten. Man ist daselbst durchweg praktisch und vertraut mit seinem Vermögen dem Gesetze. Jeder hat etwas zu verlieren und am Ende nichts zu gewinnen, da die Regierung selten geneigt sein wird, revolutionären Ansprüchen zu genügen, wozu sie von allen Regierungen am wenigsten genöthigt werden kann. Sie weiß sehr wohl, daß sie in der Garantie der Wiener Kongreß-Akte eine kräftige Stütze gegen alle Begehrlichkeiten ihrer vierzigtausend Bürger findet. Desto mehr aber hat man in der letzteren Zeit auf gesetzlichem Wege nach Reformen gestrebt. Freilich ging dieses Streben nur von Einzelnen aus, wie von Johannes Rösing, und die Bürgerschaft unterstützte es nicht. Aber eine lebensfrische Jugend, die sich ihm anschloß, ließ wenigstens ahnen, daß künftige Generationen thätiger für eine neue Konstitution wirken würden. Ich glaube es noch immer, daß diese Konstitution nicht so bald aus dem Bremer Rathhause hervorschreiten wird, aber es ist erfreulich, daß in Bremen Anzeichen hervortreten, die auch hier die Einwirkungen des Zeitgeistes enthüllen, hier, wo von jeher der Philisteriömus die besten Tage gelebt hat und wo die Legitimität des Senats so fest stand, wie die der christlichen Kirche.

Die herrschende Kirche in Bremen ist die reformirte.

Sie mag es wohl hauptsächlich bewirken, daß die in ihr Erzogenen so sehr dem Bestehenden zugethan sind und sich auf keine Spekulationen in dem Reiche des Möglichen und Ideellen einlassen. Wie der Kalvinismus die prosaischste Religionsform ist, die verständigste, so ist er auch für den Staat die passendste, indem er die Menschen so ganz und gar auf die Wirklichkeit und die Bibel zurückführt und jeden ideellen Zusatz ausschließt, ja nicht einmal die Poesie des Abendmahls anerkennt, sondern Brod und Wein für das annimmt, was es ist.

Seltsam aber ist es, daß eben die reformirte Kirche, die den Gefühlen keinen Spielraum einräumt, sich so gar häufig zum Mysticismus und Pietismus verkehrt. Ich kann mir dieses lediglich aus der verkehrten Ansicht von der Prädestination erklären, die, wie sie eine unmittelbare Einwirkung Gottes auf die Begebnisse der Welt annimmt und alle Schickungen unbedingt einer höheren Hand unterwirft, auch dahin führt, daß man sich direkt mit dem lieben Gott, oder dem Teufel verständigen könne. Der Mysticismus ist das erste Ergebniß hievon. Er hat die Ueberzeugung, daß Gott auf unsre Seelen immer und überall unmittelbar einwirke, um uns zu erleuchten und zu bessern und schon in diesem Leben zu einem freien Verkehr mit dem Himmel zu helfen. Hier ist denn nun einmal den Gefühlen und der Phantasie freies Spiel gegeben und es darf uns nicht wundern, wenn die Mystiker, auf dem Meere der Empfindungen wogend, sich von den Grundsätzen der reformirten Kirche lossagen und ihr nur in seiern treu bleiben, als sie in der Poesie und dem Bilderdienste eine Entheiligung Gottes verkunden, und die katholische Religion die „römische Hure" nennen.

Die Bremer Mystiker gehören — wie man schon aus dem früher Behaupteten ersehen kann — nicht zu jener Unterordnung des Mysticismus, die gebeugt, gotterge-

ben, passiv, mit dem Kreuze auf dem Rücken (es gibt auch solche Mystiker) einherschleicht. Sie sind thätig für ihren Glauben, eifernd, intolerant. Nicht nur gegen Ruhe und Frieden der Kirche kämpfen sie an, sondern auch gegen die Wissenschaft, das Genie, die Kunst. An den Staat haben sie sich direkt nicht gewagt und die Regierung denkt jesuitisch genug, um ihnen, die das Volk beschäftigen, nicht zu wehren. Mallet spricht somit in seinem „Kirchenboten" die unsinnigsten Grundsätze offen aus und sucht durch seinen Ingrimm die Augen aller Welt auf sich zu ziehen. Ich habe nie so viel Gift und Neid beisammen gesehen, als in diesem Gescheitelten, der nur in Donnerworten spricht und stets den Teufel und die Hölle bei der Hand hat, wenn er mit Christo und der Liebe nicht mehr durchkommen kann.

Den Pietismus, welcher auch in Bremen vorkommt, erklär' ich mir aus jenem patriarchalischen Leben, aus jener Abgeschlossenheit der Familien, die sich nur mit dem lieben Gott und Haus und Hof beschäftigen und Alles, was darüber hinaus liegt, Kunst, Poesie und unser Jahrhundert, mit einer Zurückhaltung betrachten, die häufig in Intoleranz ausartet. Der Pietismus in Bremen nimmt freilich nicht bei Allen den Charakter an, welchen die Gelehrten für ihn feststellen, nämlich: eine Gottesverehrung von einer bestimmten geschlossenen Gesellschaft, außer der Kirche; aber die pietistische Frömmelei beherrscht einen großen Theil der Bevölkerung Bremens. Fromm und andächtig, zieht die ganze Familie: Vater, Mutter, Sohn und Tochter am Sonntage, das Gesangbuch unter dem Arm, in die Kirche. Das wäre freilich zu loben. Indeß man gefällt sich auch so sehr in der Frömmigkeit und Andacht, daß man still und kopfgebeugt neben einander hinschleicht an den Kirchtagen, wenn die Glocken läuten, nur gottbeschäftigt thut und alles Leben bei Seite

jetzt. Wer an einem Sonntagmorgen in Bremen eintritt und durch die Straßen wandelt, den sauberen, gescheuerten Häusern vorüber, durch die einförmige Menschenwelt hindurch, der wird keinen Augenblik mehr den bigotten, pietistischen Sinn der Bremer bezweifeln. Freilich bedarf es nur des Schlusses der Nachmittagspredigt im Dom, um einen großen Theil der Bevölkerung von Christo zu phlegmatischer Rohheit übertreten zu sehen. Diese bekundet sich dadurch, daß insonderheit die niedere Klasse nach Hause eilt, das Gesangbuch bei Seite legt und zum Tanz nach der Vahr, Oberneuland und den wilden Lustbarkeiten der Vorstädte hinausströmt. Ein sicheres Zeichen, daß es anderer Dinge zur Sittlichkeit bedarf, als Kirche und Bibel, Haus und Hof, Geschäft und Handel, materielle Arbeit und rastlose Thätigkeit auf den Comptoiren und in den Tabaksfabriken. Die Civilisation, die geistige Kultur wird durch das Alles nicht festgestellt. Indeß es wird auch den Bremern das geistige Osterfest tagen. Dr. Böckel ist, an Träseke's Stelle, Lehrer des rationellen Christenthums an der Kirche Ansgarii geworden. Ich kenne ihn nicht persönlich; aber er hat sich einen Namen in der Geschichte der Aufklärung erworben. Solche Männer werden doch einsehen, was den Bremern Noth thut und daß der rohe Glaube eben so wenig zu Christo führt, wie der Materialismus. Bemerkenswerth aber ist es, daß sich in den beiden Polen unseres Deutschlands: Bremen und München, so auffallende Kontraste herausstellen. Das südliche, sich an Tyrol lehnende München — durch und durch katholisch — beherbergt die Frivolität, die Poesie, die Kunst; Bremen, von Sand, Heide und Torfmoor umgeben, von dem Wellenschlag der Nordsee umrauscht — durch und durch steif und kalvinistisch — ist so ganz und gar häuslich, prosaisch roh und unkünstlerisch. Beide Städte veranschaulichen am Lebendigsten die Resultate

der alleinseligmachenden und der prosaischsten Kirche. Der neuen Schule unserer Literatur, mit ihren Koryphäen, bleibt es überlassen, ein die Poesie und Prosa vermittelndes Princip in's Leben zu rufen.

Die Kirche in Bremen ist in lauter Partheiungen geschieden. Die Lutheraner halten steif und fest an ihre Satzungen, und die Domprediger lehnen sich mit Macht gegen eine evangelische Kirche auf, weil sie nicht wissen, welchen Platz sie in einem evangelischen Ministerium erhalten werden. In schwarzem Frack, seidenen Kniehosen und Schuhen mit großen silbernen Schnallen schreiten sie einher. Der dreieckige Hut und der große schwere Hannöversche Prediger-Mantel von Tuch, der im Sommer mit einem seidenen Fähnchen vertauscht wird, und die priesterliche Halskrause bilden ihren geistlichen Ornat. Sie beabsichtigten, sich in den Luther-Mantel zu hullen und das priesterliche Barett auf ihren harten Kopf zu stülpen. Als sie aber vernahmen, daß die reformirte Geistlichkeit diesen Amtsornat wählen würde, so unterblieb es. Ihr Gehalt ist kärglich, der Pastor primarius hat nur funf hundert Thaler und freie Wohnung, die Andern noch weniger. Aber die lutherische Gemeinde zählt über 20,000 Seelen, und die Sporteln für Taufe, Konfirmation und Abendmahl bringen einem jeden der Prediger vielleicht 3000 Thlr. ein. Somit kann man es ihnen denn nicht verdenken, daß sie einer evangelischen Kirche, die diese große, dem Dom ergebene Gemeinde zersplittern würde, nicht ergeben sind.

Die reformirten Prediger — so weit sie nicht Mystiker sind, oder sich zu diesen hinneigen — sind vernünftige Leute und der evangelischen Kirche, bei welcher sie überdies auch nur gewinnen können, nicht entgegen. Sie bilden das Ministerium, von welchem die Lutheraner gänzlich ausgeschlossen sind. In der reformirten Kirche

ruft nun die Parthei Mallet jene bösen Spaltungen hervor, die ich früher bezeichnet habe.

Die katholische Gemeinde ist klein. Man hat ihr die Klosterkirche zum Gottesdienste eingeräumt.

Dem Senate steht die Ausübung des protestantischen Episkopalrechts und juris circa sacra zu, welches er — wie schon oben angedeutet — nachsichtig verwaltet. Der Mysticismus hat keine Hinderung von ihm erfahren.

Wenn ich vorhin das Antlitz und die Miene der Stadt angegeben habe, so will ich jetzt ihre Lage beschreiben. Sie erstreckt sich in langer Ausdehnung an beiden Ufern der Weser, in Alt- und Neustadt getheilt. Zwischen beiden liegt die Halbinsel: Werder und Theerhof, die durch die Weser und einen Nebenarm derselben (kleine Weser genannt) gebildet wird. Ueber beide Gewässer führen große hölzerne Brücken, deren erste an der untern Seite mit den Wassermühlen belegt ist, die sich in langer Reihe über die ganze Breite der „großen Weser" ausdehnen. Die beiden Brücken verbinden Alt- und Neustadt.

Die Stadt ist, rücksichtlich ihrer Bevölkerung, unverhältnißmäßig groß. Solches rührt daher, weil jede Familie meistens ihr eigenes Haus bewohnt. Nur in den wenigsten derselben findet man mehre Familien vertheilt. Es ist ein Bedürfniß der Bremer, sich zu isoliren. Vom Süden kommend, gelangt man, nachdem die Neustadt, die einfach gehalten und der neueren Zeit angehört, zurück gelegt ist, zu der großen Weserbrücke, und hier entfaltet sich die Altstadt in ihrer ganzen Ausdehnung, die Häuser dicht an den Fluß gereiht, mit Vorsprüngen und „Lauben" über seine Ufer hinaus, den Blicken. Der Martini-Kirche düstere Rückseite ist mit Lindenbäumen eingefaßt, rechts und links vor ihr dehnen sich die massiven Häusermassen aus, die stromabwärts durch die „Schlachte" von dem Fluß geschieden werden, den Landungs-

platz der Schiffe und die einstweilige Lagerstätte der ausgeladenen und zu befördernden Handelsgüter. Sie ist mit Lastwägen, zum weiteren Transport der Waaren in die entfernteren Stadttheile bepflanzt. Aus dem dichten Häuserwall, der absichtlich an den Fluß gedrängt ist, und in alterthümlicher Gestaltung dem Fremden entgegentritt, ragen die hohen Thürme der Martini-, Liebfrauen- und Petri-Kirche (des Doms) hervor; der kleine abgeplattete Thurm St. Stephani bezeichnet die westliche Grenze der Altstadt, die mit der Neustadt paralel, die Weser hinabläuft. Der größere Theil beider Städte liegt nämlich unterhalb der Weserbrücke. Die Miene der Stadt von hier aus imponirt, ohne gerade einen großartigen Eindruck zu machen. Der Strom ist von Leichterschiffen und Kähnen belebt; aber große Seeschiffe finden hier kein Wasser für ihre Tiefe und müssen mehre Meilen unterhalb der Stadt ihre Fracht in jene überladen, die sie weiter nach Bremen transportiren. Dieser Umstand beeinträchtigt das vollständige Bild einer mächtigen Handelsstadt, der zweiten Seestadt Deutschlands, die Europa mit der transatlantischen Welt verbindet.

Der nördliche Theil der Altstadt wird von dem Wall begränzt, der hier ein höchst anmuthiges Versteck der Stadt bildet, die man von dieser Seite vor den Gartenanlagen nicht gewahrt. Ich habe ihn oben beschrieben. Ein einfacher ungekünstelter Spaziergang begränzt den Süden der Neustadt. Die offenen und gänzlich modernisirten Thore der Altstadt mit ihren Wacht- und Accisehäusern erstrecken sich längs des Walls. Hier ist das Osterthor, Bischofsthor, Heerdenthor, Ansgariithor, Doventhor und Stephanithor. Die Neustadt wird durch zwei Thore, das bunte und hohe Thor, von der Umgebung geschieden.

Bremen hat ausgedehnte Vorstädte, die nicht wenig dazu beitragen, die Volksmenge noch mehr zu zersplittern, so daß man, außer an einzelnen Plätzen, selten einen regen Verkehr auf den Straßen antrifft.

Oeffentliche Plätze sind der Domshof, die Domshaide und der Markt, alle drei in der Nähe der Domkirche, im ältesten Stadttheile. Der Domshof ist ein regelmäßiges Viereck von eleganten und säuberlichen, jedoch nicht großartigen Gebäuden umgeben. Hier findet man das Stadthaus an der Stelle des alten erzbischöflichen Palasts, (Palatium,) in welchem die Polizei, das Kriminalgericht, Stempelbureau, die Hauptwache und die Stadtpost befindlich.

Das Rathhaus steht hinter der Rolandssäule am Markte. Es gewährt nicht den großartigen Anblick, wie das Lübecker Rathhaus, allein das Auge verweilt gern auf diesem symmetrischen Bau des Mittelalters, in dessen Verzierungen die Meister jener Zeit manche allegorische Ironie angebracht haben. Ihm gegenüber erhebt sich der Schütting, das Versammlungshaus der Aelterleute. Die Börse in der Nähe des Rathhauses, ist ein langes schmuckloses Gebäude.

An kirchlicher Pracht ist Bremen nicht reich. Man muß fast auf den Glauben kommen, daß der Reichthum Bremens im Mittelalter nicht von Bedeutung gewesen sey, und daß es sich erst nach und nach durch weise Oekonomie zu seinem jetzigen wohlhabenden Standpunkte emporgeschwungen habe. Die bremische Geschichte erzählt uns in der That auch sehr wenig von einem reichen Handelsleben, wie es die freien Städte des Mittelalters aufzuweisen hatten, und durch welches insonderheit Lübeck unter den Seestädten glänzte.

Das „conserva, domine, hospitium ecclesiæ tuæ“ an dem Brückenthor, wenn man, über die Weser kom-

mend, die Altstadt betritt, charakterisirt übrigens jene einfache Religiosität der Bremer, die es sich wenig angelegen seyn lassen mochte, mit der Kirche Prunk zu treiben, welche letztere außerdem ihnen durch den steten Kampf, den sie mit der erzbischöflichen Hierarchie zu bestehen hatten, mannigfach verdächtigt werden mochte. Die Poesie wurde ihnen von dem Katholicismus, der der Freiheit der Stadt häufig so übel mitspielte, verleidet. Die stete Opposition, die sie gegen die Erzbischöfe nothwendig unterhalten mußten, ließ sie keinen lebhaften Antheil an der Kunst nehmen, die jene zu fördern suchten. So geschah es denn vielleicht auch, daß die Bremer ihren Reichthum absichtlich nicht an die Kirche setzten, die der ärgste Feind ihrer republikanischen Verfassung war und stets darauf sann, dieselbe sich zu unterwerfen. Thaten sie es aber, so hatten sie auf der andern Seite wenig Garantie für den an die Kirche verschenkten Reichthum. Bischof Adalbert zersplitterte die Kostbarkeiten des Doms, seiner Prachtliebe zu Gefallen. Auch hierin zeigte sich die Spaltung, die zwischen dem erzbischöflichen Stuhl und Bremen bestand.

Mit einem Worte, die Kirchen meiner Vaterstadt zeichnen sich wenig aus. Wenn der schöne Thurm der Ansgariikirche Erwähnung verdient, so ist die Bauart der Kirche selbst kaum beachtenswerth. Der Dom ist fragmentarisch erbaut und später seines schönsten Schmuckes, der beiden hohen Thürme, beraubt worden. Dem noch stehenden, einst der höchste in Niedersachsen, ist im Jahre 1656 durch einen Wetterschlag seine symmetrische Spitze entzogen worden. Man hat ihn wieder aufgeflickt, aber das Verhältniß ist gestört.

Die Kirchen Bremens: der Dom, die Liebfrauenkirche, die St. Martinikirche, die St. Ansgariikirche, die St. Stephanskirche, die St. Pauli-

kirche, die St. Rembertikirche, die St. Michaeliskirche, die Klosterkirche, in welchen insgesammt noch Gottesdienst gehalten wird, und unter welchen die zweite, dritte, vierte, fünfte und sechste die Eintheilung der städtischen Kirchspiele feststellen, sind insgesammt — was ihre Geschichte und ihren Styl betrifft — in Storcks „Ansichten von Bremen", bei Wilmans in Frankfurt am Main ausführlich besprochen worden. Es würde hier zu weit führen, eine weitläufige Beschreibung von ihnen mitzutheilen, die selbst nicht einmal für die Kunst von Interesse sein würde. Die Architektonik hat sich um sie so wenig Verdienst erworben, wie die Malerei. Hatten sie Schätze, so hat der Protestantismus sie der letzten von den Erzbischöfen und anderen Unfällen verschonten Zier entkleidet. Jeder poetische Gesichtszug ist aber durch die nackte Hinstellung der Gotteshäuser der alten Hansestadt genommen, die nun, ganz in der prosaischen Form erstarrt, dasteht in der weiten sandigen Fläche.

Die bremischen Erzbischöfe fanden größtentheils ihre Ruhestätte in den bremischen Kirchen. Der Dom umschließt die Gebeine des heiligen Willehad, Ansgar, Hermann, Bezelin, (seines ersten Erbauers) Adalbert, Liemarus, Hildebold, Giselbert, Albert, Otto II. Johann, Baldwin, Gerhard III. Johann II, der heiligen Emma von Lesum, Lothars II Wittwe, Schwester des Bischofs Mainard von Paderborn. Knigge's leichte Philosophie ruht mitten unter ihnen. Sein beißender Witz, sein „Umgang mit Menschen" und der Heiligenglanz jener, die theilweise mit der Märtyrerkrone, theilweise mit der Geißel des bischöflichen Krummstabs geschmückt, zu Grabe gingen, aller dieser Kontrast praktischer Lebensansicht und christlichen Eifers, der Frivolität und Lauterkeit liegt hier friedlich beisammen, eine schauerliche Ironie auf den

Zeitgeiſt und die Menſchheit. Auch die übrigen Kirchen Bremens ſind mit biſchöflichen Ueberreſten angefüllt. Aber die Grabſtätten der Heiligen und Mächtigen ſind verwittert, Luther hat die Erinnerung an ſie verwiſcht. Es hält ſchwer, die Stellen anzugeben, wo ihre Gebeine ruhen, und die Dummheit der bremiſchen Domherren, die ſo wenig in dem kirchlichen Kalender bewandert waren, daß ſie einſt ſchon das Oſterfeſt begingen, als die Chriſtenheit erſt am Sonntage Oculi ſtand, wird von dem Volke in dem Verſe:

„**Asini Bremenses cantaverunt; Resurrexi,**
**Cum populus Dei cantavit: Oculi mei.**“

beſpöttelt.

Uebrigens bietet die bremiſche Geſchichte den Kampf eines Freiſtaats gegen die Hierarchie, ein Bild der hohenſtaufenſchen Zeit en miniature, aber mit einem lichten Vorgrunde. Im ſteten Kampfe mit der Kirche, geächtet von Kaiſer und Reich, aus der Hanſa geſtoßen, von inneren Feinden fortwährend bedroht, erhob ſich Bremen erſt in der ſpäteſten Zeit zur Reichsunmittelbarkeit, eine Stellung die ihr im J. 1731 durch ein Reſkript Georgs II unbezweifelt eingeräumt wurde. Es liegt am Tage, daß nur die Feſtigkeit und das Zuſammenhalten der Bürger die Freiheit durch dieſe Verwirrung der Dinge bis zu unſerer Zeit geleiten konnten. Jetzt aber, wo ſie einen höheren Schwung bekommen ſollte, wo ſich die Einflüſſe der Zeit auf ſie bemerkbar machen ſollten, droht ſie leider auf dem Faulbette des materiellen Verkehrs, wenn nicht einzuſchlafen, doch auszuruhen. Eine aufſteigendere Richtung ſcheint ſie wenigſtens erſt von einer ſpäteren liberaleren Zeit, die allerdings auch hier durch die Jugend vorbereitet wird, bekommen zu ſollen.

Auch aus der Umgebung Bremens, ſo dürftig ſie von Natur iſt, ſpricht derſelbe wohlhabende Ton, dieſelbe

komfortable Behaglichkeit, wie aus der innern Stadt. Die stroh- und schilfbelegten Bauernhäuser der bremischen Dörfer, mit ihren großen Dielen, ihrer zur Einfahrt der Heuwägen eingerichteten geräumigen bogenförmigen Hausthur, dem Feuerheerde im Hintergrunde, den Wohnungen hinter demselben, deren Thürwände, sowie das Gesimse jenes mit zahlreichem, großen Zinngeräthe: Schüsseln, Krügen u. s. w. verziert ist, diese Bauernhäuser, von hohen Buchen, Eichen und Erlen umkränzt, mitten in dem weiten Acker des Eigenthümers gelegen und von der Straße durch einen Vorhof getrennt, mit dem üppigen Reichthum an Zug- und Federvieh, bieten das lebendigste Bild ländlicher Wohlhabenheit, die einen so freundlichen Eindruck macht in der Prosa der Natur. Weite Getreidefelder dehnen sich vor unseren Blicken aus, wir sehen den Ackerbau in herrlicher Blüthe. Der Fleiß und die rastlose Arbeit hat der kärglichen Natur das abgezwungen, was sie freiwillig nicht gegeben hat. Wir fühlen uns wohnlich in der ländlichen Umgebung, in diesen sauberen reinlichen Häusern, unter diesem arbeitsamen, zuvorkommenden Völkchen, das Sommers seine Wohnungen den Städtern für einen billigen Miethzins erschließt.

Die Dörfer des südlichen Deutschlands bieten den auffallendsten Kontrast mit denen des nördlichen. In jenen tritt uns, mitten unter romantischer Umgebung, gar häufig die Armuth des Lebens entgegen; dicht gedrängt, eng aneinander gereihet liegen die Häuser und geben Dörfern den Anschein kleiner Flecken. Im Norden sind die Dörfer weit ausgedehnt, die Häuser liegen mitten in den Besitzungen, die einen großen Raum umfassen. Die Natur ist hier so widerspenstig, aber die Menschen haben trotz dem ihre Besitzungen zur Wohlhabenheit, ja zur Eleganz erhoben. Man spürt hier nichts von jenem

Schmutze und jener Armseligkeit, die meistens die süd-teutschen Dörfer bezeichnet; aber man wird allenthalben an den ländlichen Charakter erinnert, der selbst in jenen Gegenden des südlichen Deutschlands, die nicht an Armuth leiden, durch die engverbundenen Wohnungen der Dorfbewohner beeinträchtigt wird.

St. Magnus, Lesum, Blumenthal, Osterholz, Vegesack sind die reizendsten Punkte der bremischen Umgegend, die hier einfach, aber mild in der Nähe der Lesum, Wumme und Weser erscheint und mit Wiesengrün, Eichwäldern und pittoresken Hügeln aufgeputzt ist. Edelhöfe, Landgüter und Bauerwohnungen liegen hier im Schatten der Eichen versteckt, üppige Heerden grasen an den Ufern der Flüsse, und die von großen Kauffartheischiffen belebte Weser in der Nähe des Fleckens Vegesack, der hart am Strome gelegen, bietet eine gefällige Abwechselung von Land und Wasser. Er wird größtentheils von bremischen Schiffs-Kapitäns bewohnt und zeichnet sich durch seine freundlichen, buntbemalten Häuser und theerangestrichenen Gartenzäune aus. Man sieht es, daß Schiffer seine Bewohner sind. Die Häuser bieten in ihrem Aeußeren das farbige Mancherlei der Seeschiffe, die jedes Jahr sorgfältig angemalt und ausgetheert werden. Die Reinlichkeit und Nettigkeit der Kajüten findet man auch in den Wohnungen wieder. Dem Flecken Vegesack gegenüber, am entgegengesetzten Weser-Ufer, liegt das oldenburgische Gebiet; von Vegesack, die Weser hinauf, stößt man auf bremische und oldenburgische Dorfschaften, bis die Ochtum da, wo sie am linken Weser-Ufer sich mit diesem Flusse verbindet, alles Gebiet unter bremische Hoheit stellt, die durch zwei „Landherren", dem des linken und rechten Weser-Ufers repräsentirt wird.

Nördlich von der Stadt bieten die Dörfer Oberneuland, Horn und Blumenthal den Bremern Vergnügungs-Oer-

ter, die man allerdings, bei der mangelhaften und von Erhabenheit gänzlich entblößten Natur, anerkennen muß.

Wenn ich hier meine Skizzen schließe, so sey es mir noch einmal vergönnt, auf meine obige Behauptung zurückzukommen, daß die alte freie Hansestadt Bremen im Ganzen einen freundlichen Anblick gewähre, den Anblick der Wohlhabenheit eines stattlichen Oekonomie-Gebäudes. Nirgends zeigt sich Zerrissenheit; in Allem erkennt man eine treffliche materielle Organisation. Der Handel ausschließlich ist der Koncentrationspunkt des bremischen Staats, aber die Zeitverhältnisse sind ihm trefflich zu Statten gekommen und man wußte sie haushälterisch zu benutzen. Nichts hat man vorüber gehen lassen, den Wohlstand Bremens zu heben, das in jetziger Zeit, wie ein gutes, solides Handlungshaus, mit einer akkreditirten Firma versehen, dasteht. Nicht der poetische Ton, der uns Lübeck so anziehend macht, nicht die kosmopolitische Farbe Hamburgs tritt uns hier entgegen, es ist jenes selbstständige, ächt-bremische Gepräge der Einfachheit, bürgerlicher Wohlfahrt und — ich möchte sagen — herrenhutischer Abgeschlossenheit, das wir erblicken, und das sich so bedeutsam und charakteristisch in den vier Worten: „Ick bin Bremer Berger!“ ausspricht.

# Hamburgiſche Skizzen.

Hamburg ist Weltstadt. In den letzten zwanzig Jahren hat sie sich zu dem Zenith ihres Ansehens erhoben; sie hat Amsterdam, die erste Seestadt des europäischen Kontinents hinter sich gelassen, sie rivalisirt mit London und Liverpool; sie ist nicht die schönste, aber die angenehmste Stadt Deutschlands. Wien mag einen ansprechenderen Volkshumor gewähren, Berlin und München mögen als die Kunst- und literarischen Museen Deutschlands Hamburg überbieten; aber wo findet man jenes reiche, üppige Handelsleben, jenes geschäftige Volkstreiben, wie in Hamburg? Wo findet man jene königliche Elbe mit dem maſtbewimpelten Antlitz, die bei Hamburg lacht, wie oberhalb Dresden, in der sächsischen Schweitz? Sie will Abschied nehmen von der Erde und mit dem Meere die Hochzeit feiern. Darum lacht sie hold-verschämt, mit Thränen in den Augen, wie eine junge Braut. Die grünen, hügelumsäumten Elbufer bilden den Brautkranz, und die reiche, üppige Hammonia ist der Demant der Brautkrone. Er ist durch viele Hände gegangen, aber an Werth hat er nicht verloren. In bunter Pracht glänzt und flimmert er hinter dem Maſtenwalde des Hafens hervor, in Villen und Gärten eingefaßt, an Venedig mahnend und die Lagunen. Wie reich, wie belebt, wie weltanschauungsvoll gestaltet sich das Panorama, wenn man von dem hohen Thurme der Michaeliskirche seine Blicke hinabsendet in die Straßen, in den Hafen, die Elbe hinauf und hinab uber die große fürstliche Han-

delspracht, mit welcher sich Merkur und Neptun geschmückt. Dieses Bild bietet keine deutsche Stadt. Die transatlantische Welt und ganz Europa haben sich bestrebt, dasselbe auszuschmücken. Westindien, Meriko, die nordamerikanischen Freistaaten, Frankreich, Holland, Rußland und sogar Konstantinopel haben an diesem Panorama mitgearbeitet. Sie umlagern Hamburg mit ihren Schiffen, und die alte mächtige Hansestadt schaut mit stolzen Blicken, mit dem ehernen Mark Banko-Gesichte auf das Alles hernieder.

Wenn England und Holland durch die Kommunikation der Dampfschifffahrt mit Hamburg in der engsten Verbindung standen, so hat sich nun auch Frankreich ihnen angeschlossen. Die Dampfschifffahrt zwischen Havre und Hamburg vereinigt beide Städte, binnen zwei und fünfzig Stunden, wenige Stunden mehr genügen, um von der Mündung der Seine nach der Hauptstadt des französischen Reichs zu gelangen.

Wie sehr ist Hamburg von der Natur für den Handel begünstigt. Am nördlichen Elbufer gelegen, da, wo sich diese mit der Alster vereint, beträgt ihre Entfernung von der Nordsee nur achtzehn deutsche Meilen, die von dem baltischen Meere höchstens neun. Tägliche Verbindungen sind dieser Stadt mit Amerika, England, Frankreich, Holland und Belgien durch die Nordsee eröffnet; mit Rußland durch das baltische Meer, (Ostsee;) mit Kopenhagen und den dänischen Inseln durch Altona und Kiel; mit Hannover und Bremen durch Harburg; mit dem übrigen Deutschland durch die Elbe. Aus Böhmen, Sachsen und Preußen führt ihr der treue anhängliche Strom Eisen, Leinwand, Baumwolle und Wollstoffe zu. Endlich will Berlin sogar den Handels-Verkehr durch eine Dampfschifffahrt zwischen der Hauptstadt des preußischen Reichs und Hamburg fördern.

Hamburg selbst mit seinen engen unregelmäßigen Straßen, seinen hohen Häusern, seinen vielen verbauten „Höfen, "Gängen" und „Kellern" seinen stinkigen Kanälen, den vielen Brücken darüber und „Twieten" ist ein Bild der Unregelmäßigkeit, ein labyrinthischer Steinknäuel. Aber das regsame Leben an allen Orten macht diese Mißgestaltung weniger auffallend, und die Boulevards: „neuer und alter Jungfernstieg," die Promenaden längs der Stadt, deren Fuß hie und da von der Elbe geküßt wird, die zwischen den Häusern versteckten Märkte und öffentlichen Plätze bieten erfreuliche Lichtpunkte dem Auge dar. Die Gedrängtheit der Stadt jedoch erhöhet das große Handels-Gewirre, jenes wilde Chaos, das, wie Meerestosen, an das Ohr tönt. Hat man sich eine Zeitlang in dem Getümmel umhergetrieben, sehnt man sich nach Zurückgezogenheit aus dem Handels-Gewühl, so eile man zum „Jungfernstieg". Auch hier herrscht eine stete Bewegung, aber sie ist einförmig und weniger geräuschvoll.

Der „Jungfernstieg" ist ein freundlicher, durch Ketten und Bäume von der sich an ihm hinziehenden Straße getrennter Spaziergang. Die eine Seite wird von dem Alsterbassin begränzt. Er befindet sich in dem besuchtesten Stadttheile, in der Nähe des Theaters. An der entgegengesetzten Seite, außerhalb der Promenade, liegen die ersten Gasthäuser Hamburgs, „die alte Stadt London", das „Hotel de Petersbourg", das „Hotel de Russie." An der Wasserseite findet man die Alster-Pavillons. Hier sind die gelesensten Blätter des In- und Auslandes, und für Leib und Magen trifft man hier eine große Auswahl an. Einer der beiden Pavillons hat das Privilegium, daß in ihm geraucht werden kann. Das zartere Geschlecht begibt sich deshalb meistentheils zu dem andern, in welchem es süßer und kuchenartiger ist, als in jenem, wo der Hamburger und der Fremde, in stillem Schweigen,

zeitungsvertieft, seine Cigarren raucht. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend ist hier der Sammelplatz der Einheimischen und Fremden; man sieht eine stets bewegte Scene, auf welcher alle Nationen vor unsern Blicken vorüberziehen, die verschiedenartigsten Sprachen uns umschwirren. Der sich behaglich dehnende Engländer, die personifizirte Anmaßung in Allem; der lebhafte, sanguinische Franzose, ein Jupiter fulminans; der Holländer, mit dem dicken phlegmatischen Nebel auf der Stirn, der nie schwindet, außer da, wo der holländische Patriotismus angeregt wird; der Russe, mit dem noblen französischen Air und dem stolzen adeligen Blut, das an die Leibeigenschaft hält und Einen das liebenswürdigste despotische Savoir faire sehen läßt; der Amerikaner mit dem einförmigen, ungenirten materiellen Antlitz, über welches die Kälte des Egoismus und der Geldsucht hingehaucht ist; der Spanier; der Portugiese; der Orientale; und nun endlich der Hamburger Kaufmann selbst, jener allerdings kosmopolitische Charakter in englischer Form, der sich von dem niederen Hamburger dadurch unterscheidet, daß er höchst social ist und wenig von jener groben Rindfleischnatur blicken läßt, die diesem inwohnt. Sie Alle eilen zum Jungfernstieg aus dem Geräusch des Geschäftslebens und bilden die seltsame Mischung, die den Reiz einer Handelsstadt erhöhet. Sommers drängt sich hier Alles auf der anmuthigen Promenade. Man unterhält sich, man ließt, man raucht in den Pavillons bis zur mitternächtlichen Stunde. Erst die späte Nacht trägt jene Ruhe auf den Jungfernstieg und die ihn krönenden Pavillons hernieder, die man vorzugsweise nächtliche Ruhe heißt. Ja zur Sommerzeit gewinnt der Jungfernstieg erst nach zehn Uhr Abends, wenn die Theater geschlossen und die Geschäfte beendet sind, das belebteste Ansehen. Alles begibt sich dann hieher, die schöne Welt in männ-

licher Begleitung, die Priesterinnen der venus vulgivaga, die Handlungsdiener, die Fremden. Es ist ein stetes Wogen unter dem bunten Lichterschein, der aus den Laternen, den Häusern und vom jenseitigen Ufer der Alster her sich über Wasser, Pavillons und Menschen ergießt, unter dem hellblinkenden Sternenkranze dort oben, unter dem freundlich-heiteren Mondlichte am Azur des Nachthimmels.

Der Wall ist an die Stelle der alten Festungswerke getreten. Ein alter preußischer Ingenieur, Namens Schwartz, und der Kunstgärtner Altmann, aus Bremen, der den Bremer Wall anlegte, haben nicht wenig dazu beigetragen, ihn zu verschönern. Die schönste Vue bietet hier der „Stintefang", die Aussicht auf die Elbe, an deren Busen tausend stolze Kauffahrer ruhen, Kauffahrer aus der Havannah und Merike, aus Boston, New-York und Baltimore, aus der Peninsula und dem meerbeherrschenden England. In Frankfurt würde man diese Stelle „schöne Aussicht" nennen; in Kassel „belle vue"; aber die Hamburger sind patriotischer und halten auf Dankbarkeit. Die „Stinte" sind eine Art kleiner Fische, die besonders den niedern Klassen zur Nahrung dienen. Vermuthlich hat man sie fruher an jener Stelle gefangen. Und man hat sie nicht vergessen über die herrliche Natur, die Wallanlagen, die Blumenbeete und Bluthengänge, uber die königliche Elbe, uber die nautische Pracht, mit welcher dieselbe geschmückt ist, uber den Elb-Pavillon, uber die mächtige, weite, sinn- und herzerfreuende Aussicht; man hat sie nicht vergessen diese kleinen harmlosen „Stinte", die es sich gewiß nie träumen ließen, daß der schönste Platz der stolzen Hansestadt von ihnen den Namen entlehnen wurde. Ich kenne nichts Angenehmeres, als an einem schönen Sommerabend auf dem „Stintefang" zu stehen, von Bluthen und Blumen umkränzt,

mitten in dem Aroma des Walles. Rechts, zu meinen Füßen, liegt der Hamburger Berg, in Menschengewühl, in Rauch und Dampf gehüllt, anziehender sich gestaltend aus der Ferne; vor mir wogt die Elbe feierlich dem Meere zu, belebt, wie ein Jahrmarkt, von großen und kleinen Schiffen; hinter mir erhebt sich der Elb-Pavillon, der komfortableste Ort für die Behaglichkeit und den Magen.

Der Hamburger Berg — also wird der Vorstadts-Theil von Hamburg genannt, der diese Stadt von Altona scheidet. Beide Städte bieten sich hier beinahe die Hände. Schifft man über die Elbe zu Hamburg heran, so gewahrt man die Grenzscheide nicht: Hamburg und Altona scheinen eine weitausgedehnte Stadt zu bilden. Die neidische Holstein-Dänische allzunahe Nachbarin muß wider ihren Willen dazu beitragen, den Glanz und das Ansehen der stolzen Handelsstadt, die ihr den Fuß auf den Nacken gesetzt, zu erhöhen. Indeß zu Land sieht man hier die Scheidung, und es macht einen ziemlich seltsamen Eindruck, wenn man, aus dem Altonaer Thore hinauseilend, durch das große wüste Marktgewühl und den Trödel des Hamburger Berges zu der einförmigen Stille in dem nahen Altona gelangt, zu der Kirchhofs-Ruhe hinter dem sturmgepeitschten Meere des Verkehrs zwischen Juden, Matrosen, Gaunern, Seiltänzern, englischen Reitern, Riesen, Wachsfiguren, wilden Bestien, königlich privilegirten Herkulesen, den schmutzigsten Altären der Pandemos, den groben Rippenstößen der Hamburger Plebejer niedrigster Sorte, den Landdraggonern mit gezogenem Säbel, die hier, in dem labyrinthischen Gewirre, von der Menschenmenge, wie Lindwurms-Besieger umtoset, die Ordnung zu erhalten, sich bestreben. Der Kehricht des Lebens liegt auf dem Hamburger Berge aufgehäuft; die Menschheit starrt Einem hier mit kothbeworfenem Antlitze entgegen; die Matrosen feiern in den

engen, dumpfigen Gassen des Hamburger Berges ihre Bachanalien und attischen Nächte, mehr Vieh, als Menschen, nachdem sie Monate lang auf dem Ocean umhergeworfen und nun auf festem Boden angelangt, ihren rohen Begierden freien Lauf lassen. Indeß der Hamburger ist einmal an dieses schmutzige Getreibe gewöhnt, welches dem Fremden einen so großen Ekel und Widerwillen einflößt. Er geht ruhig und berechnend, theilnahmlos über den Hamburger Berg, und die Uhlanen erhalten die Ordnung und hauen mit flachem Säbel auf die Menschenhorde ein, wenn es einmal zu toll wird und hie und da eine Prügelei zum Sturm anschwillt. Hamburg ist zu groß und handelumfassend, als daß hier nicht das Elend der Demoralisation, welches von Merkur unzertrennlich ist, giftig um sich greifen sollte; aber Hamburg ist auch wiederum zu klein, als daß sich dieses Elend auf irgend eine Weise verbergen könnte. Man hält es übrigens in so weit mit Weisheit im Zaum, daß es die ehrlichen Leute, d. h. solche, die von ihrem Handel zur Genüge leben können, ungeschoren läßt.

Das Klima Hamburgs ist veränderlich, Regen und Sonnenschein wechseln in einem Tage oft mehre Male. Grome rechnet auf ein halbes Jahrhundert und drei bewölkte und achtzig heitere Tage. Ungeachtet dieser etwas nebligen Temperatur, ungeachtet des Wassers, welches Hamburg umgibt und der stinkigen Kanäle, die hier „Fleethe" genannt werden, kann man die Luft nicht in dem Grade ungesund nennen, als man solches anzunehmen berechtigt wäre. Ihr schädlicher Einfluß auf die Menschen wird freilich durch die vielen engen Lokalitäten vermehrt, durch die Anhäufung der Menschen in den „Gängen, „Höfen" und „Kellern", durch die Armuth und das mit dem Handel zusammenhängende Elend des Lebens. Aber man trifft mit Umsicht Verkehrungen gegen

Epidemieen, und selbst die Cholera, von der man fürchtete, sie werde einen glänzenden Hof innerhalb Hamburgs Ringmauern aufschlagen, benahm sich bescheidener und zahmer, als man es hoffen konnte. Gewöhnliche Krankheiten sind: Brustübel, Rheumatismen und Schwindsucht.

Es wird hier am rechten Orte seyn, von dem „allgemeinen Krankenhaus“ zu sprechen, welches für tausend bis zwölfhundert Kranke eingerichtet ist. Es kann sich kühn mit dem Hôtel-Dieu in Paris, dem Josephs-Hospital in Wien und dem des heiligen Julius in Würzburg messen. Der Bau und die innere Einrichtung machen dem Architekten Wimmel, dem Erbauer, die größte Ehre. Am 28. Juni 1821 wurde der Grundstein zu diesem Gebäude gelegt, und bereits am 30. Oktober 1823 wurde dasselbe feierlich eingeweiht. Es ist in der Vorstadt St. Georg, nahe bei dem Thore No. 1 dieser Vorstadt, gelegen, in einer Bastion des Walles, unmittelbar am Wallgraben, der die Ausflüsse des Hauses aufnimmt. Die nahe Alster versorgt es mit gutem Wasser. Das Gebäude umschließt drei Seiten eines Vierecks; die vierte Seite, am Wallgraben, wird durch eine hölzerne Befriedigung eingefaßt. In der Mitte der Fronte, deren Länge über 704 Fuß beträgt, befindet sich das Administrations-Gebäude, in drei Stockwerken. Es enthält einen Betsaal und die Zimmer für das Verwaltungs-Kollegium und die Aerzte, die Wohnung des Oekonomen und der Apotheker, die Küche, Vorrathskammern, das Laboratorium für die Apotheker, die Bandagen- und reich bedachten Operations-Zimmer. Die Gebäude für die Kranken nehmen den übrigen Theil der Fronte und die beiden rückwärts liegenden 330 Fuß langen Flügel ein. Die Krankenzimmer zur rechten Seite, wenn man in die Thür tritt, sind für das männliche Geschlecht, die zur linken

für das weibliche bestimmt. Die geräumigen Krankenzimmer liegen nach der Außenseite. Sie sind mit allen Bequemlichkeiten versehen und lassen nichts zu wünschen übrig. Die ärztliche Behandlung haben, neben dem ersten Arzte, der in der Nähe des Hauses wohnt, und, Konsultationen ausgenommen, keine ärztliche Praxis treiben darf, zwei Gehulfsärzte; die wundärztliche ein promovirter Chirurgus nebst zwei Unter-Chirurgen. Durch ein an der Alster liegendes, von zwei Pferden getriebenes Druckwerk wird das Haus fortwährend mit frischem Wasser versorgt. Vier auf dem Boden an den vier Ecken stehende große Kupfer-Behälter nehmen dasselbe auf. Aus diesen vertheilt es sich in die Küche, die Bäder und in alle Zimmer des Hauses und spült alle Unreinigkeiten endlich in den Wallgraben. Somit wird denn die Luft des Hauses stets rein erhalten. Zur Winterszeit ist das Wasser gegen das Erfrieren durch heiße Dämpfe gesichert, die aus Dampfkesseln um die Behälter geleitet werden. Die an Krätze und venerischem Aussatz leidenden Kranken sind von den Uebrigen durchaus getrennt. Jedes Zimmer hat einen Krankenwärter, oder eine Krankenwärterin. Die größten sind zur Aufnahme für dreißig Kranken, die kleinsten zu der von dreizehn Kranken eingerichtet. Die Kirche ist mit einem Gemälde des Lübecker Overbeck's verziert: Jesus am Oelberge. Es steht dem Gemälde desselben Malers: Christi Einzug in Jerusalem, in der Marienkirche in Lübeck nach. Christus ist zu groß gehalten und in der Gruppe der Aposteln erinnert die Figur des heiligen Johannes ein wenig zu sehr an die Manier Perugeins.

Es würde zu weit führen, hier alle Institute aufzuzählen, die dem umsichtigen Wohlthätigkeitssinne der Hamburger ihren Ursprung verdanken. Man findet dergleichen mehr, oder weniger in jeder großen Stadt, und Ham-

burg steht darin keiner nach. Aber jener Stiftung will ich gedenken, die von dem humanen Sieveking begründet wurde, und die — soviel ich weiß — in keiner Stadt ihres Gleichen hat. Sie bezweckt, Kindern beiderlei Geschlechts, die, vermöge der Verhältnisse in ihrem elterlichen Hause, keine Hoffnung, nützliche Staatsbürger zu werden, bieten, für den Staatszweck geeignet zu machen. Das Institut schließt mit den Eltern einen förmlichen Vertrag, in welchem sich diese verpflichten, sich jeder Einmischung in die Erziehung ihrer Kinder zu enthalten, und zugleich auf alle elterlichen Rechte verzichten, jene gänzlich der Leitung des Instituts überlassend, welches dafür die physische und moralische Erziehung der Kinder übernimmt. Bis zur Konfirmationszeit bleiben sie in dieser Anstalt; dann bestrebt sich dieselbe ihnen irgend einen Weg in das Leben zu erschließen, ihnen eine Stelle zu verschaffen, von welcher aus sie ein passendes bürgerliches Ziel erreichen können. Die Anstalt hat weder in ihrer Grundlage mit einem Waisen-, noch mit einem Armenhause Aehnlichkeit; denn es wird als Bedingung zur Aufnahme in dieselbe weder der Verlust der Eltern, noch die Armuth erfordert. Eben so wenig ist sie einer Besserungs-Anstalt zu vergleichen, denn es ist nicht nothwendig, daß die aufzunehmenden Kinder auf irgend eine Weise moralisch gelitten haben, auch wird hier durchaus nicht physischer Zwang angewendet. Noch weniger ist sie ein Asyl für kleine Vagabunden, oder Bettler. Ein Haupterforderniß zur Aufnahme ist das, daß die Eltern, wegen schlechter, unmoralischer Lebensweise, keine Hoffnung zu einer guten Erziehung ihrer Kinder geben. Um aber das Band der kindlichen Liebe so fest als möglich, unter solchen Verhältnissen, zu erhalten und zu keinen Kränkungen der Kinder unter einander Veranlassung zu geben, sieht man sorgfältig darauf, daß den Kindern die Veranlassung

nicht bekannt werde, weshalb man sie der elterlichen Gewalt entzogen hat. Fürwahr! ein in jeder Hinsicht humanistisches Institut, ein Institut, welches eine ganz und gar moralische Grundlage hat und die Hochherzigkeit des Stifters bekundet. Es handelt sich hier nicht um die Sicherung materieller, sondern psychischer Interessen.

Frau A. W. Sieveking hat einen Frauen-Verein hervorgerufen, welchen Herr de la Rourais in der „Revue germanique" mit vollem Rechte den Titel: „protestantische barmherzige Schwestern" beilegt. Die Hamburgerinnen, welche den Verein bilden, besuchen mehre Male wöchentlich die auf der Liste des Vereins verzeichneten Kranken und verschämten Armen; sie verschaffen ihnen Hülfe, Arbeit und Alimente. Es versteht sich von selbst, daß den Armen und Kranken, die an den Wohlthaten der Gesellschaft Theil nehmen wollen, kein schlechter Lebenswandel zur Last gelegt werden darf. Wollen sie zu jenen zugelassen werden, so müssen sie der Gesellschaft von den Armen-Aerzten oder Gesellschafts-Mitgliedern, oder endlich von durchaus bekannten Leuten empfohlen seyn.

Die Gefängnisse Hamburgs sind verschieden. Ich führe hier die neben einander liegenden: Spinnhaus und Zuchthaus an. Das erstere ist für schwere Verbrecher, die hier zur Arbeit angehalten werden. Sie müssen Decken verfertigen, Wolle spinnen und weben. Zu bewundern ist es, daß man hier keine andere Wache findet, als die, welche der Oekonom und drei Beamte versehen. Sie genügen vollkommen zur Aufsicht über die große Anzahl schwergravirter Sträflinge. Das Zuchthaus ist für leichte Verbrecher bestimmt, die auf ähnliche Weise beschäftigt werden, wie die Gefangenen des Spinnhauses, (für welche jenes zugleich das Spital ist;) nur daß man die Züchtlinge nicht zum Spinnen anhält, für dessen Erler-

nung ihre Strafzeit zu kurz ist. Hier ist das Wergpflücken eingeführt, d. h. das Aufdrehen alter Schiffstaue, deren Hanf zum Kalfatern der Schiffe gebraucht wird. Die übrigen Gefangenen, welche hier nicht beschäftigt werden, müssen zur Tretmühle, die sich, wegen Mangel an Raum, nicht im Zucht-, sondern im Armen- und Werkhause befindet. Diese Züchtigung ist von England nach Hamburg herübergekommen. In jenem Lande ist sie unter dem Namen „Thread-Mill" bekannt.

Ich will von dieser Abschweifung in die administrative Einrichtung Hamburgs zu der Stadt selbst zurückkehren, und zwar zur Vorstadt St. Georg. Hier verdient, neben mehren andern Vergnügungs-Orten, das nicht unberühmte Tivoli, wo die Rutschbahn befindlich und die dramatische Kunst im Freien agirt, Erwähnung. Der Unternehmer, Herr Maurice, hat hier, mitten in dem großen Garten, eine Bühne erbauen lassen, und die Zuschauer sitzen im grünen Rasenparterre, trinkend, rauchend und plaudernd. In aller Bequem- und Behaglichkeit genießt man hier die Kunst; und die Schauspieler bieten mitunter recht Gutes im Fache der Hamburger und Berliner Lokalposse. In einer großen Stadt überbieten sich die Genüsse und es giebt keine Bizarrerie, wodurch man nicht das große Publikum anzulocken versteht. In der ersten Zeit jener Entreprise hat das Tivoli-Theater sogar dem Stadt-Theater bedeutenden Abbruch gethan: man fand sich durch die Neuheit jenes zu sehr angezogen, und Herr Maurice wurde mit neidischen Augen von den beiden Schauspiel-Direktoren im Hause am Dammthore betrachtet. Tivoli ist eigentlich der Koncentrationspunkt der Hamburger Volks-Vergnügungen, die hier freilich nicht mit der so sehr ansprechenden Seele auftreten, wie in Wien, aber doch auch weit lebhafter, als in Berlin. Ein eigentliches Volksleben findet man in Hamburg nicht. Dasselbe

ſetzt Nationalität voraus, und wo wäre dieſe in der Geſchiedenheit der Bundesſtaaten zu finden? Der Hamburger iſt, wie die übrigen Freiſtädter, an den Materialismus gebunden. Im Welthandel verkehrend, in einer Stadt lebend, die weniger, als Bremen und Lübeck von Deutſchland geſchieden iſt, ſondern vielmehr durch die Elbe in die Hauptſtaaten deſſelben eingreift, tritt er großartiger auf, als die Bewohner der Schweſterſtädte und bietet den ſchroffſten Gegenſatz zu dem Philiſterismus des Bremers. Wenn dieſer um zehn Uhr ſeine Hausthür ſchließt, ſo iſt der Hamburger unter allen Deutſchen derjenige, der am ſpäteſten ſchlafen geht. Die größere Lebhaftigkeit des Hamburgers, welche theilweiſe den Anſchein einer Volksthümlichkeit erhält, erklärt ſich aber eben auch aus dem Verkehr mit Fremden aus allen Weltgegenden. Dieſe Lebhaftigkeit iſt jedoch nur äußerlich, nicht, wie bei dem Wiener, Humor. Die öffentlichen Vergnügungen in Hamburg ſind ſelten ohne rohen Genuß. Wenn wir in Tivoli dieſelben in ihrer zarteſten Haltung erblicken, ſo werden wir bei Peter Ahrens, Dorgerloh u. ſ. w., ſie auf dem Zenith des Materialismus ſchauen, ein Reſultat, welches bei einer Welt-Seeſtadt ſo natürlich iſt, welches jedoch kaum in irgend einer Seeſtadt der civiliſirten Welt in der Vollendung heraus tritt, wie in Hamburg.

Man folge mir zu Peter Ahrens, zu dem Salon des berühmten Peter Ahrens, deſſen Name in Deutſchland jedem Handelsreiſenden bekannt iſt. Wer ſind jene geputzten, in glänzendem Schmucke ſchimmernden Damen, jene lockenden Nymphen, die im wirbelnden Tanze das zitternde Parket des ſchönen, prachtvollen Salons, unter rauſchendem Orcheſter, umkreiſen? Alles iſt feenhaft eingerichtet, reiche Kandelaber, funkelnde Kronleuchter, ſeidene Vorhänge zieren den Saal; wo befinden wir uns?

An der Stätte, wohin die Pandemos ihre Priesterinnen sendet. Jene blonde, blauäugige; jene schwarzgelockte, flammende; jene Brünette, begehrende — sie Alle, die das Auge erblickt, rufen zu Opfern an den Altären Cytherens; sie Alle zeugen von dem Leben in Hamburg, von dem Auswuchs des Handels und Gewinnes den mächtigen Polypen im Herzen eines Volks. Ihnen strömt die hamburgische Welt zu, das große Chaos, welches man, ohne sich zu versündigen, nicht Volksleben nennen darf. Und wie stolz ist der gemeine Hamburger auf seinen Peter Ahrens! Großer Gott! kein Name lebt so sehr im Volksmunde, als dieser Peter Ahrens. Nach ihm nannte man zu meiner Zeit die Freitag, die vielleicht jetzt schon todt ist, die aber früher Haus und Hof hielt für die Venus vulgivaga, der hier die schönsten, lieblichsten Priesterinnne lächelten. Soll ich noch weiter gehen? Soll ich zu Mandels, zu Dorgerloh eilen, wo dasselbe Wesen herrscht? Wollen die Leser mir sogar auf die Drehbahn folgen, wo Haus an Haus elegante Niederlagen für jene Göttin bietet? Sechstausend Phrynen leben in Hamburg im glänzenden Elende; ich will derer gar nicht gedenken, die im elenden Elende leben, die Einem Abends an Arm und Rockzipfel fassen. Um sie und was ihnen anhängt drehet sich in Hamburg das „Volksleben" — wie man es mit so vielem Unrecht nennt. Man hat auch in Wien jenen rohen Materialismus, aber der Humor, die Gemüthlichkeit macht ihn übersehen, wenn die Grobheit und Indecenz, die Nacktheit ihn in Hamburg so ganz und gar als das hinstellen, was er ist.

Ich will die Leser zu einer Lichtseite der Hansestadt führen, und diese ist das Familienleben. Der Hamburger verkehrt zu sehr mit der Welt, als daß er sich der Socialität entäußern könnte. Der gebildete Hamburger nimmt sie mit hinüber in den Familienkreis, in die Stille

der Landhäuser, zur dampfenden Theemaschine, in die Zutraulichkeit des eigenen Heerdes. Wie auffallend kontrastirt die Gemüthlichkeit und das noble, ungenirte, sociale Savoir faire in den Häusern des gebildeten Hamburgs mit der Grobheit auf der Straße, mit der Rohheit bei Ahrens. Eine ganz andere Welt geht Einem hier bei der Theemaschine auf. Nicht eine Spur von Philisterismus findet man in diesen eleganten, hellen, mit venetianischem Spiegelglas geschmückten Kaufmannshäusern; wenn man irgend von kosmopolitischer Feinheit sprechen kann, so muß man sie dem Hamburger nachrühmen. Was bietet die Londoner City, was bietet Amsterdam, was bietet Paris, im Vergleich mit Hamburg für das sociale Leben? Hier steht Einem der Engländer mit aller seiner Bizarrerie, dort der Holländer mit allem seinen Mynheer-Phlegma, dort endlich der Franzose mit aller seiner Nonchalance und Frivolität entgegen. Der Hamburger aber ist in seinem Hause deutsch, d. h. gemüthlich; er übertrifft den Engländer an Zutraulichkeit, wenn er ihm an reiner Wäsche, an Offenheit und Freiheit gleich kömmt; er übertrifft den Franzosen an Sittlichkeit, wenn er ihm an Liebenswürdigkeit nicht nachsteht; mit dem Holländer hat der Hamburger nichts gemein, als den Patriotismus. Dieser Patriotismus zieht sich in die Einsamkeit des Hauses zurück; von hieraus wirkt er auf den Staat und das Staatswohl kräftig ein; von hieraus zügelt er das anscheinend zügellose Treiben der Oeffentlichkeit; von hieraus schreitet er, unbeeinträchtigt, zum Forum und ruft die schönsten Institute ächten Bürgersinns in's Leben, ohne sich irgend auf Pietismus und Mysticismus einzulassen und, zum Schaden der Humanität, eine Frömmigkeit zu affektiren, die dem Staatszweck so wenig entspricht.

Man sieht hier wirklich, was moralische Kraft und

bürgerliche Einfachheit vermag, die in sich selbst den sichersten Schutz gegen den Pöbel erblickt, der aus allen Klassen, hohen und niederen, in Hamburg zusammenströmt. Was würde eine republikanische Regierung, und gar eine demokratisch-republikanische ausrichten, wenn sie nicht in dem Bürgersinne die kräftigste Stütze fände?

Ich muß bei dieser Gelegenheit eines Zweiges der hamburgischen Staatsgewalt Erwähnung thun, der mir alle Achtung zu verdienen scheint. Es ist die Polizei. Die Hamburger Polizei ist die gemüthlichste und harmloseste von der Welt. Sie hat Handschuhe von Sammt über den Händen und geht auf Filzsohlen. Man merkt sie nirgends und sie ist allenthalben, mischt sich jedoch nie in die politischen Gedanken, sie mögen sich noch so laut und deutlich aussprechen. Sonst thut sie als Polizei ihre Schuldigkeit. Sie kennt einen Jeden, wenn er nur vierundzwanzig Stunden in Hamburg ist, und hütet ihn, ist er verdächtig, d. h. verdächtig in Betreff eines Attentats gegen die Sicherheit des Eigenthums oder die Person. Im Uebrigen hat sie keinen Verdacht, und die Unantastbarkeit der Person wird in Hamburg streng respektirt. Die Hamburger Polizei hat wirklich, dem großen Haufen gegenüber, einen Takt, der zu bewundern ist; selbst bei einer Emeute läßt sie sich nicht aus der Behaglichkeit und Ruhe bringen. Ich war im September des Jahrs 1830 in Hamburg, in dem weltberühmten Revolutions-Jahre. Auch Hamburg hatte seine revolutionären Tage, wie Braunschweig, Kassel und das Großherzogthum Hessen. Man war übereingekommen, Abends, mit dem Glockenschlag neun, die Juden aus allen öffentlichen Häusern, den Elb- und Alster-Pavillons vorzugsweise, herauszuwerfen. Das geschah denn auch, wie verabredet. Natürlich gab es dabei großen Spektakel; denn die Juden

wichen nicht gutwillig. Aber die Christenheit siegte in dem Feldzuge, und wer Jude war, (d. h. ungetaufter, denn die getauften Juden konnten sich durch ihren Taufschein, welchen man sie herbeiholen ließ, legitimiren) mußte das Feld räumen. Die Sache hätte dabei ihr Bewenden haben können. Indeß, nachdem der noble Pöbel der Pavillons einen Sieg gefeiert hatte, wollte auch der Plebs der unteren Klassen gleichfalls sein Juliusfest begehen, und da gerade das Brod mit einer neuen Steuer belegt worden war, so hatte man den trefflichsten Grund, zu rebelliren. Der Lärm begann ziemlich ernst und man blokirte das Stadthaus, in welchem die beiden Polizei-Herren ihre Wohnung haben. Man ging auf das Herz der Polizei los. Aber diese verhielt sich ruhig und mäuschenstill, und die vor dem Stadthause aufgestellte Bürgerwache ließ — auf Befehl der Polizei — in Gottes Namen alle Fenster des Stadthauses einwerfen. Man ließ dem Volke sein Spiel, und am anderen Morgen, in aller Frühe, waren die Fenster wieder eingesetzt. Keine Zerstörung, die zu neuen Attentaten hätte führen können, wurde sichtbar. Das war der zweite Tag der Hamburger Revolution. Am dritten Tage sollte wieder Revolution seyn; aber der Senat publicirte das Tumult-Mandat, und die Leute von Haus und Hof, die Familien-Väter, die sich nie in die Oeffentlichkeit der Straße mischen, schützten und schirmten das Gesetz. Das Volk aber, dem man einen Tag lang freies Spiel gelassen und dessen Leib und Blut man höher angeschlagen hatte, als die Fensterscheiben im Stadthause, ließ sich, ohne Kanonen, durch festen Bürgersinn zurückweisen, und das will viel sagen; denn der Hamburger Pöbel sucht wirklich seines Gleichen in Deutschland und giebt dem Pariser Nichts nach. So viel jedoch wird man aus Vorstehendem ersehen, daß die Hamburger Polizei psycholo-

gische Kenntnisse besitzt. Sie steht auf sicherem, festen Fuße, und in dem großen chaotischen Gewirre der Straßen, Promenaden, öffentlichen Häuser u. s. w. sichert sie hauptsächlich die Ordnung der Dinge.

Nach Lloyds Institute in London ist die Hamburger Börsenhalle eingerichtet. Sie ist der Sammelplatz einheimischer und fremder Kaufleute und anderer Notabilitäten, die es nicht versäumen werden, kommen sie nach Hamburg, sich dort einführen zu lassen. Herr Ramée, ein französischer Architekt, hat sie erbaut, und man muß an diesem Gebäude die Art und Weise der Verbindung des griechischen Styls mit jener Bauart, die sich der byzantinischen anschließt, bewundern. Dem Auge tritt dabei kein disharmonisches Verhältniß entgegen.

Die Börsenhalle ist Privat-Entreprise; aber sie ist ein wesentliches Institut für eine große Handelsstadt und findet deßhalb in dieser die kräftigste Unterstützung. In einer engen Gasse gelegen verliert sie allerdings an imposantem Ansehen; indeß man kann es nicht läugnen, sie gehört zu den Zierden der Stadt. Der Peristyl unter den Arkaden trägt einen gewölbten Balkon, dessen Vertiefungen mit den Attributen des Handels verziert sind. Die Treppe von der Straße führt unmittelbar in den großen Saal, die eigentliche Halle. Er ist 84 Fuß lang und 42 breit. Hier versammelt sich Alles, was zum Handel gehört, um die Vorbörse zu halten. Alle wichtigen, politischen und Handels-Nachrichten, werden hier, nach Ankunft der Post, schriftlich, an einer Tafel, mitgetheilt. Im Hintergrunde der Halle, links, befinden sich die beiden Lesezimmer. Die vorzüglichsten Handels-Werke werden hier angetroffen, nicht weniger die bedeutendsten Journale, Tageblätter, Flugschriften und allgemeines Interesse habenden literarischen Erzeugnisse des In- und Auslandes. Die Wände und Pfeiler der Halle

ſind mit kaufmänniſchen und Handels-Anzeigen bedeckt, die man alle auch an der Börſe findet; aber manches Andere, was dieſe nicht aufzuweiſen hat: neue Erfindungen, Dienſt-Anerbieten, Anzeigen aller Art, Dienſt-Empfehlungen, das trifft man hier. Im Hintergrunde rechts ſind Kaffee- und Billardzimmer. Im zweiten Stocke befindet ſich ein im ſchönſten Geſchmacke erbauter, 64 Fuß langer, 42 Fuß breiter und 30 Fuß hoher Saal, welcher zu Bällen, Koncerten und anderen Feſtlichkeiten benutzt wird. Eine, von achtzehn Säulen getragene, Gallerie zieht ſich rings um den Saal.

Die „Abendzeitung der Börſenhalle", eine zweckmäßige und dem Kaufmann großes Intereſſe gewährende Zeitung erſcheint hier. Früher wurde ſie in dem Lokale der Börſenhalle ſelbſt gedruckt, jetzt in einem gegenüber liegenden Hauſe. Auch ſie iſt nach „Lloyds Liſt" eingerichtet, nur daß ihr politiſcher Theil bei Weitem beſſer redigirt iſt, als der jener Zeitung. Ich ergreife hier die Gelegenheit, zu der Hamburger Journaliſtik überzugehen.

Der Hamburger „unpartheiiſche Korreſpondent" erſcheint im Verlage der Grund'ſchen Erben, und wird von Runckel redigirt, der die ſeltenſten Sprachkenntniſſe vereint und mit einer Geläufigkeit ſein redakteurliches Geſchäft verwaltet, die zu bewundern iſt. Ueberſetzend aus der einen Sprache und einem Schreiber diktirend unterhält er ſich mit einem Dritten in einer anderen. Die gerühmte Unpartheilichkeit, die dieſe Zeitung, als Motto ihres Wappens, an der Stirn führt, hat nun freilich in der letzteren Zeit einem fremden Einfluſſe weichen müſſen. Unverhältnißmäßig werden in dieſer Zeitung die Intereſſen Rußlands begünſtigt. Nicht minder wird der Einfluß Preußens auf ſie bemerkbar. Endlich waltet die hamburgiſche Cenſur über ſie, wie ein ſchützender

Genius, mit dem Schwerdt in den Händen. Somit erhalten die beiden stolz umher blickenden Löwen, die Wappenhalter der hamburgischen „Thurme“ denn ein ziemlich spießburgerliches, hölzernes Ansehen. Ganz vortrefflich sind die fremden Artikel redigirt: man findet hier die Parlaments- und Kammerverhandlungen, in extenso, meisterhaft und zuverlässig ins Deutsche übertragen. Mit „gelehrten Sachen“ befaßt sich diese Zeitung in jetziger Zeit wenig. Sie ist eine der ältesten deutschen Zeitschriften; aber die neuesten Regungen des Zeitgeistes werden, aus den obigen Gründen, nicht in ihr bemerkbar. Deshalb mag es denn auch wohl kommen, daß ihre Abonnentenzahl so sehr gesunken ist. Sie zählt deren kaum mehr, als 3000. Der Korrespondent erscheint täglich, mit Ausnahme des Sonntags, in kleinem Quartformat. Der Druck ist eng aber deutlich.

Die neuen „Adreß-Comptoir-Nachrichten“ werden — so viel mir bekannt ist — von Lülmann redigirt. Auch sie muß man, wegen ihrer trefflichen Uebersetzungen, loben. Dazu kömmt noch, daß sie keinem fremden Einflusse unterliegen. Sie erscheinen jetzt in großem Folio, und, so viel ich weiß, Abends, wie die „Börsenhalle“; wodurch es ihnen möglich wird, die neuesten Nachrichten sofort dem Publikum zu bieten, was um so angenehmer, da auch die Redaktion dieser Zeitschrift sich der Ausführlichkeit befleißigt und sofort die Parlaments- und Kammer-Debatten ihren Lesern auftischt.

Die „wöchentlichen Nachrichten“ beschäftigen sich theilweise mit politischen, größtentheils aber mit städtischen Angelegenheiten. Sie erscheinen wöchentlich drei, oder vier Mal. Dieses Blatt ist das einzige politische, welches das Theater bespricht.

Das Letztere ist an viele belletristische Journale verwiesen, die, nach Gefallen, damit Federball spielen.

Keines von ihnen bietet dramaturgische Unterhaltung oder Belehrung.

Ich nenne hier zuerst die „Originalien, Blätter für Witz, Laune und Phantasie.“ Ihr seit „30 Jahren unheilbar erblindeter“ Redakteur ist Georg Lotz, der in der Herausgabe dieser Zeitschrift eine „tröstende und erheiternde Beschäftigung“ findet. Vorstehendes sind die ausdrücklichen Worte des Herausgebers, mit welchen er sich halbjährig an das Publikum wendet, dasselbe zum Abonnement einladend. Lotz hat seine „Originalien“ auf diese Weise — ich glaube neunzehn Jahre lang — durch die Literatur gebettelt, und seine Leser scheinen auf den pauvre honteux mehr zu geben, als auf den Witz, die Laune und Phantasie seines Blattes, die man, bei dem besten Willen, in demselben nicht auffinden mag. Früherhin benutzte Müllner die „Originalien“ zur Verbreitung seiner rabulistischen Ausfälle gegen die Literatur, und der von ihm redigirte fortlaufende Artikel: „Literarischer Kriegs-Kurier“ rechtfertigte wenigstens den Titel des Blattes: „Originalien“ und „Witz“ und „Laune.“ Mit seinem Hinscheiden schwand dieser Schandfleck der Zeitschrift, aber auch die letzte Spur der Originalität wurde ihr genommen. Sie beschäftigt sich jetzt auf ihrer vierten Seite mit hämischen Ausfällen gegen das Theater-Personal, oder mit übermäßigen Lobhudeleien desselben, und Frau Birch-Pfeiffer hat in der neuesten Zeit viele Lorbeerkränze aus den Händen des „unheilbar erblindeten“ Lotz, als würdigen Lohn ihrer dramatischen Muse erhalten. Der übrige Theil der Zeitschrift ist mit schlechten Erzählungen und Gelegenheits-Gedichten angefüllt, die Herr Lotz gern von denjenigen, die kein Honorar verlangen, entgegennimmt. Ich kenne Lotz persönlich. Er ist wirklich blind, unheilbar blind, und von den Interessen der Literatur

und Kunst weiß er so wenig, wie vom Sonnenlicht. Außerdem ist er gelähmt, gänzlich gelähmt, so daß er sich von einem Stuhl zum anderen tragen lassen muß. Seine Lähmung ist jedoch nicht blos körperlich, sondern auch geistig. Indeß er hat Lebensmuth und Lebensfrische für zehn Gesunde, und läßt es sich angelegen seyn, Schauspieler und Andere, denen er es irgend bieten kann, zu seiner „tröstenden und erheiternden Beschäftigung" auf die frechste und unverschämteste Weise mit Persönlichkeiten und Invektiven zu quälen. Weil ihm dazu die „Originalien" noch nicht hinreichten, so ließ er in Altona eine zweite Zeitschrift, den „Kanonier" ins Leben treten, die es sich auf alle nur mögliche Weise angelegen seyn ließ, Haus und Hof der Hamburger mit Schmutz zu bewerfen und den Kehricht des Lebens auf dem Markte der Literatur aufzuhäufen. Sie mußte, da sie den Unwillen des Publikums im höchsten Grade auf sich zog, den Platz räumen, und die öffentlichen Blätter haben wirklich wunderbare Dinge von der Art und Weise, wie in ihr verfahren wurde, berichtet.

Bei dem Allen ist Lotz's Haus der Versammlungsplatz der Schauspieler, fremder und einheimischer, über welche er, nach seiner Laune, in den „Originalien" referiren läßt und dazu Anmerkungen macht, die Gottlieb Koke, Setzer der „Originalien", unterzeichnet sind. Auf dem Sopha hingestreckt ist er stets von sogenannten Künstlern umlagert; er bekundet ihnen ziemlich ohne Rückhalt seine Denkweise und amusirt sich mit ihnen über Stadtklatschereien und Theater-Intriguen, die er früher für seinen „Kanonier" zu benutzen wußte. Seiner Frau, die er in die Literatur eingeführt hat, diktirt er, während des Gesprächs mit Anderen, die Persönlichkeiten, die in seinem Geiste auftauchen. Ist er allein und ungestört, so geht es an die Uebersetzung französischer und englischer

Romane, welche ihm seine Frau im Originale vorlies't und dafür die deutschen Diktate von ihm entgegennimmt. Nie ist mir ein Mensch vorgekommen, der, von körperlichen Gebrechen aller Art heimgesucht, so lebensfroh und unermüdlich thätig war, wie Lotz; nie Jemand, der sich so wenig von Beschuldigungen aller Art, die seinem Streben gemacht wurden, beugen ließ. Aber daß er fortwährend sein Spiel treibt, das liegt wohl theilweise an der Gutmüthigkeit seiner Abonnenten, die dem „unheilbar Erblindeten" wohlwollen, theilweise an der Inkonsequenz der Schauspieler, die ihn heute verunglimpfen, um Morgen mit ihm zu Mittag zu essen. Immer aber bleibt es eine merkwürdige Erscheinung in unserer Literatur, daß dergleichen Ruditäten nicht der öffentlichen Meinung unterliegen.

Die „literarischen und kritischen Blätter der Börsenhalle", die früher getrennt, jene unter des Raths Ludewig und Niebours, diese unter der Redaktion des Dr. Wurm, erschienen — sind jetzt vereint unter einem Titel: „literarische und kritische Blätter der Börsenhalle." Wurm urtheilte nicht ohne Sachkenntniß und zeigte in seinem Styl französische Eleganz. Aber mit dem einen Auge nach dem Hamburger Senat blickend, mit dem andern nach seinem Gehalt, konnte er seine Kritik nicht zur Unpartheilichkeit erheben. Der kritische Wurm der Börsenhalle war der erste unter den deutschen Würmern, der Börne, wegen seiner Pariser Briefe in die Ferse stach. Wurm's kritisches Räsonnement war mehr ein geistreiches Geschwätz, mit Citaten gespickt und auf das Bestehende gestützt, als eine Kritik. Ludolf Wienbarg besorgt jetzt größtentheils die Kritik der Börsenhalle. Er gehört der jüngeren Literatur an, die sich von der Anbetung und dem Götzendienste losgesagt hat und auf humanere, durch die Julius-Revolution geweckte Principien

gestützt, nicht ohne Einfluß auf das sociale Leben Deutschlands seyn wird. Wienbarg, Gutzkow, Laube u. A. sind die Wortführer dieser literarischen Parthei, die man bald „Bewegungsparthei", bald „neuere Schule" heißt. In der ersteren Bezeichnung erblicken wir in dieser jungen Literatur die Anhänger Menzel's, der bereits, vor der Julius-Revolution, jene Opposition in der literarischen Welt feststellte, die nicht an blinder Verehrung litt, sondern den Begriff der Republik vor Augen hatte, ohne die Gottheiten Schiller und Göthe; eine Opposition, die, nach dem Eintritt der Julius-Revolution, auch zu politischem Einfluß gelangte und die Augen des Volks auf sich zog. Politik und Literatur wurden verschmolzen, man verachtete den Dichter Göthe mit dem Diplomaten. In der zweiten Bezeichnung „neuere Schule" nimmt man die Scheidung Einzelner von dem republikanischen Terrorismus der Bewegungsparthei wahr, zu welcher auch Börne gehörte. Diese „neuere Schule" Deutschlands hat wohl nur in Gutzkow und Wienbarg ihre eigentlichen Repräsentanten, nur daß der Erstere mehr mit logischer Konsequenz, der zweite mehr in Streifzügen sich der Interessen der Literatur annimmt und diese zur Emancipation aus den Händen der Politik geleiten will, sie, auf der anderen Seite, gegen jeden Servilismus schützend. Wienbarg hat in dieser Beziehung gehaltvolle Urtheile über Raupach ergehen lassen, die in den „literarischen und kritischen Blättern der Börsenhalle" enthalten sind; nicht weniger scharfsinnig und treffend hat er in dieser Zeitschrift den Salon II Heine's beurtheilt. Seine Kritiken sind abgeschlossene literarische Charakteristiken; sein Styl ist gedrängt und umfassend, leicht und elegant. Den eigentlichen literarischen Theil der Zeitschrift versorgen die Herren Ludewig und Riebour mit Uebersetzungen. Die Auswahl ist hier zu loben.

Rath Ludewig ist ein äußerst belesener, aber etwas geschwätziger Mann, und das Publikum mag im Ganzen damit zufrieden seyn, daß es nicht die breiten politischen Räsonnements desselben zu lesen bekömmt, mit welchen er früherhin die Bremer Zeitung ausstattete, sondern, statt deren, jene pikante Auswahl der besten englischen und französischen literarischen Erscheinungen, die nur hie und da mit erläuternden Anmerkungen der Redaktion versehen sind. So erinnert z. B. Herr Ludewig in einem aus dem Französischen übertragenen anthropologischen Artikel: „Ob der Mensch vom Affen oder vom Frosche abstamme?“ (Nr. 1030 der erwähnten Zeitschrift S. 359. Jahrgang 1835) sehr gelehrt seine Leser daran, daß, wenn ernstlich von möglicher Abstammung des Menschen vom Affen die Rede seyn solle, bei solcher Untersuchung nothwendig das Geistige auch mit in Betracht gezogen werden müsse.

Der „Freischütz“ erscheint jede Woche einmal. Er hatte es in früherer Zeit zu einem kritischen Ansehen in theatralischen Angelegenheiten gebracht, und theilweise mit Grund; denn das Urtheil des musikalischen Kritikers (Kapellmeister Wahrlieb nannte er sich), war treffend. Jetzt ist dieser eigentliche Stützpunkt des Blattes geschwunden; aber der Dorfzeitungston, in welchen sich die Redaktion hineinstudirt hat, sichert dem „Freischütz“ viele Leser aus der mittleren Volksklasse. Die Redaktion greift in Welt, Staat, Kunst und Politik hinein und giebt nun Alles, was das Volk interessiren kann: Theater und Prügeleien, Bücherschau und Welt-Händel, Gedichte und fromme Wünsche pêle-mêle in jener Form, die gemüthlich-witzig seyn will, aber in der That wie Waschweiberton klingt, besonders wenn sie bei Urtheilen über Poesie und Kunst angewendet wird. Dabei verfährt

der „Freischütz“ wirklich mit einer unverschämten Arroganz, ganz in der Art, wie nur Abends in der Bierschenke ein Schulmeister, seinen wißbegierigen Bauern gegenüber, verfahren kann. Es herrscht in dem unglücklichen Kaspar, dem nun, seit Wahrliebs Hinscheiden, nur noch die siebente Kugel zu Gebote steht, in Betreff der Bühne ein wahrhaft diktatorischer Ton, der in gedrängter Redseligkeit Allem entgegen tritt, was in anderen Blättern anerkannt wird, jene unbescheidene Bescheidenheit, die da recht wohl weiß, daß ihr der wahre innere Gehalt fehlt, und daß sie daher zu jenen unschuldigen Jagdkünsten ihre Zuflucht nehmen muß, die der großen Menge zusagen. Bald legt der Theater-Referent den Schauspielern sein „Käppel zu Füßen“, bald ruft er tadelnd: „nit für ungut, Sie sind ja sonst ein braver Schauspieler!“ immer ist er gutmüthig, geräth aber übrigens sofort in Harnisch, wenn irgend Jemand seine — in Betreff des Schauspiels — oft absurden Urtheile bezweifelt. Als der erste Theil von Börne's Briefen erschien, da war auch sofort der „Freischütz“ auf dem Platze, und machte; seinem Patriotismus in Sonetten und gemüthlichen Ausfällen Luft, von welchen Börne wenig erfahren mochte; später aber, als dieser mit Kartätschen auf Eduard Meier, Wurm, Willibald I und Andere losschoß, zog sich der „Freischütz“ bescheiden zurück und mischte sich nicht im Entferntesten in weiteren Kampf. Die Scheinheiligkeit und Unverschämtheit dieses Blattes hat die Anonymität zum Deckmantel gewählt; der Trucker Gottfried ist als Redakteur desselben unterzeichnet. Erklären kann man es sich übrigens, eben wegen dieser Redaktions-Verschleierung, weshalb dem „Freischützen“ in öffentlichen Blättern gar häufig ein so übermäßiges Lob gespendet wurde. Der Redakteur selbst konnte solches Lob in alle Blätter einschwärzen, weshalb

denn auch jener Zeitschrift das Glück zu Theil wurde, aller Orten mit Anerkennung überhäuft zu werden, eine Anerkennung, die man wahrlich nie und nimmer hätte vertreten können. Träte die Redaktion mit offenem Visir auf, man würde dann wissen, was man von ihr zu halten habe. Lange Zeit hat man sich in den Wirthsstuben Hamburgs und hinter den Koulissen darüber den Kopf zerbrochen, wer der eigentliche Redakteur des „Freischützen" sey. Jetzt ist man so ziemlich darüber einverstanden, daß es der Gatte einer jetzt verstorbenen Schauspielerin ist, der im Fache des Munteren und Naiven Vorzügliches leistete. Herr D. R..... lebte geschieden von seiner Frau, jetzt aber, nachdem sie der Kunst entrissen, weint er ihr in jeder Recension Thränen der Dankbarkeit und Anerkennung nach, deren er, während ihres Lebens, so gar keine für sie hatte. „Aber es ist keine R....." so heißt es in jeder Recension.

Der „Beobachter" wird von einem Buchdrucker, Menck, redigirt. Stadtklatschereien bilden den Hauptbestandtheil dieses Blattes.

Die eigentlichen Skandalosa liefert der „Neuigkeitsträger", oder „Erzähler." Die Censur gestattet es, daß hier dem Nächsten Ehre und Kredit abgeschnitten werden. So ängstlich, wie die Hamburger Censur auch in Betreff politischer Angelegenheiten ist, in Betreff der Privaten läßt sie eine freie Presse walten. Auf eine wahrhaft entsetzliche Weise tritt die Preßfreiheit in dem letzteren Blatte auf; ungehindert wird hier aller Unflath des Lebens zusammengefahren, das Menschenrecht mit Füßen getreten. Man hat ja eine Injurienklage. Aber nicht bloß Hamburg, sondern auch die Nachbar-Orte tragen ihren Mist in jene Kloaken. Es ist das ein Beweis, wie wenig jene kleinen Republiken unseres Vaterlandes die republikanische Größe begreifen. Demüthig und unterwürfig ge-

gen das Ausland, fremden Principien unterthan, ängstlich besorgt für die Erhaltung ihrer materiellen Freiheit, sehen sie es gern, wenn ihre Burger sich im kleinlichen Lebensgetreibe gefallen. Man gibt der Presse insonderheit die Bühne, die Person und die Familie des Nächsten frei, damit sie sich damit beschäftige, wie der Hund mit der Abnagung des Knochens. Wenn man dabei zur Bedingung macht, daß kein Name genannt werde, so ist das nur um so schlimmer; denn der Injurien Klage, der letzten schwachen Schutzwehr des Verunglimpften, wird solchergestalt meistentheils der Grund genommen. Eine Injurie per demonstrationem ist schwer zu erweisen.

Ich komme hier zu einer weiterern Folgerung. Die Humanität (man versiehe hier nicht den beschränkten Begriff darunter,) ist in Hamburg nicht zu Hause. Man stößt auf keinen Philisterismus, wie in Bremen, auf keine Dürftigkeit, wie in Lübeck, man findet geselliges Leben in den Häusern, milde, sanfte Augen bei den Hamburgerinnen der höheren Stände, Armen- und Krankenhäuser, die nichts zu wünschen übrig lassen, Kunst-Anstalten wissenschaftliche Vereine; man wird es bis zu Eisenbahnen bringen. Aber die Humanität gehört in Hamburg zu den böhmischen Dörfern. Das große Handelschaos, der Nerv des öffentlichen Lebens, die politische und örtliche Beschränkung stehen ihr entgegen. Man arbeitet von neun Uhr Morgens entweder für den täglichen Lebensbedarf oder Luxus; die Nacht über schläft man, und die Zeit, die man nicht verschläft, weihet man dem menschlichen Theile des Menschen. In den Alster- und Elb-Pavillons den Theatern u. s. w. werden keine Kollegia über Humanität gelesen, und wenn man um Mitternacht nach Hause kömmt, ist man todtmüde. In den Hafern waltet ein humaner Sinn; er hat die vielen den Stiftungen hervorgerufen, er schützt die Kunst,

Socialität mit allen ihren Einzelnheiten, der Gastfreundschaft und Urbanität; aber dieser humane Sinn, wird sich nie über die Verhältnisse zur Humanität erheben; auf das Volk ist er nie übergegangen. Man empfindet in Hamburg den Ekel nicht, welchen der „Neuigkeitsträger" nothwendigerweise erregen muß, man tritt nicht öffentlich gegen diesen Schmutz auf, man hält die Censur nicht an, die Sittlichkeit gegen dies Organ zu schützen und das haud imprimatur, mit welchem sie sonst gleich bei der Hand ist, gegen dasselbe in Anwendung zu bringen. — Man wurde nicht recht thun, zu behaupten, derjenige, was Hamburg als augenscheinlichen Beweis der Sicherung geistiger Interessen aufzuweisen habe, verdanke lediglich dem Ueberflusse seinen Ursprung. O nein! es ist kein Prunk, der jene trefflichen Anstalten in's Leben gerufen hat, an welchen Hamburg so reichhaltig ist. Aber man wurde sehr unrecht thun, nach diesen Anstalten den Pulsschlag des geistigen Lebens der Bevölkerung zu ermessen.

Die Juden haben in Hamburg ein Asyl gefunden; man konnte sie nicht wohl ausweisen. Hamburg hatte den reichen Banquier Heine und so viele andere reiche Juden, und da ist man denn gnädig gewesen, und die Juden dürfen in Hamburg wohnen und handeln. Zur Advokatur werden sie nicht gelassen, in Zünfte und dergleichen Institute erhalten sie keinen Zutritt, und an eine Vereinigung Hamburgs mit Israel im Geiste und in der Wahrheit ist fürs Erste nicht zu denken. Ein „Jud" ist noch bis auf den heutigen Tag ein Schimpfwort in Hamburg. 1830, als die Hamburger ihre Revolution aufführten, durfte sich im strengsten Sinne des Worts keiner derselben auf der Straße erblicken lassen; man hätte ihn in aller Behaglichkeit todtgeschlagen. Es ging so weit, daß die Juden, als der Pöbel durch die Gassen rasete,

kein Licht in ihren Wohnungen anzuzünden wagten. Sie hätten den Tod davon haben können. Und das war im September 1830 der Fall; wir aber leben im Jahre 1835. Ich zweifele, daß sich die Sache seitdem bedeutend geändert hat. Diese blutige Toleranz aber ist eine grauenhafte Schattenseite Hamburgs. Lieber gar keine Juden-Duldung, als eine solche, die an die Zeit der „Kammerknechte" des heil. röm. Reichs mahnt, an die Zeit der Feuertaufe in Frankfurt a. M., an alle jene finsteren Gräuel des Mittelalters.

Was die Kunst betrifft, der Hamburg vor allen anderen deutschen Städten huldigt, so verdient das Stadt-Theater die Aufmerksamkeit des Fremden. Die Hamburger interessirten sich von jeher für die dramatische Kunst; von Hamburg ging die Reform der deutschen Bühne aus. Die Reuber, Schönemann, Koch, Ackermann, Seiler, Klos, Zuccurini und Brandes waren nacheinander die Leiter der deutschen Bühne daselbst. Lessing schrieb hier seine Dramaturgie; Friedrich Ludwig Schröder erhob in Hamburg die Kunst der Menschendarstellung auf den Zenith der Natur und Wahrheit. Das kleine unansehnliche Haus am Gänsemarkt, das ärmlichste Schauspielhaus in Deutschland sah jene Kunst zu der höchsten Blüthe emporreifen. Die Zuschauer waren damals bescheiden und genügsam; sie beschwerten sich darüber, daß der Baumeister jenes Hauses, David Fischer, den Bau zu prächtig hingestellt habe; die Freunde der Kunst klagten, daß über die Augenweide das Wesentliche verloren gehe. Wie ganz anders ist das im Laufe der Zeit geworden. Auch Hamburg hat das Vermächtniß Schröder's längst aufgegeben; man fühlt sich in dem neuen Schauspielhause am Dammthore kaum an jene Schule erinnert, die la vérité, toute la vérité, rien que la vérité zum Motto erwählte, die das kleine, enge

Theater zur Welt ausdehnte. Die Jünger Schröder's sind längst dahin, und wo sie noch wirksam sind, da sind es ohnmächtige Kräfte, oder solche, die der Zeit haben nachgeben müssen, den Dichtern, dem Publikum, den Recensenten, dem Applaus, den Abgängen. Selbst Friedrich Ludwig Schmidt, der Nachfolger Schröder's, der Verfasser der dramaturgischen Aphorismen ist, als Direktor, allen jenen Einflussen unterlegen. Er hat ausziehen müssen mit den Schröderschen Fragmenten aus dem kleinen, wohnlichen Hause am Gänsemarkte; unter dem 88 Fuß breiten und 71 Fuß tiefen Theater des neuen gigantischen Kunsttempels, dessen Fronte-Eingang übrigens keineswegs in Verhältniß zu dem stolzen Bau steht, liegt das Konversationsstück und mit ihm die letzten Ueberreste der Schule Schröders begraben. Die Hamburger Direktion ist genöthigt worden, dieselben Kunstgriffe in Anwendung zu bringen, wie die übrigen deutschen Bühnen. Die Porte St. Martin ist so wenig von dort abgewiesen worden, wie der Hund des Aubry vom Theater in Weimar; Pfefferröschen hat in Hamburg ihr Jubiläum gefeiert; die Stumme von Portici hat das letzte Andenken an die Einfachheit verwischt. Die Direktion der Hamburger Bühne muß Tag und Nacht, zu ihrer Selbsterhaltung, darauf sinnen, dem hundertköpfigen Ungeheuer neuen Köder vorzuhalten, die erhöheten Tageskosten und die noch höheren Gagen zu erschwingen; Lebrün aber, der Mitdirektor der Hamburger Bühne, lächelt, wenn man ihm von einer deutschen Kunst spricht. Wann wird der Tag der Bühnen-Umwälzung kommen? Ich meine nicht für Hamburg, sondern für Deutschland. Ich glaube, er kann nur mit einer Umwälzung, des socialen Zustandes eintreten. Wir fühlen uns nicht mehr geneigt, jenes bürgerliche Leben, in dessen Veranschaulichung die deutsche Bühne eigentlich allein nur Meisterhaftes bot,

zu goutiren; wir sind dieses häuslichen Jammers, dieses ungestörten Gluckes zwischen vier Mauern überdrüßig, jene kleinen pikanten Ingredienzien von spitzbubischen Kammerdienern und schnippischen Zofen sagen uns nicht mehr zu; wir wollen großartigere Interessen auf der Bühne behandelt sehen. Wir befinden uns in der Uebergangs-Periode, und da man uns nicht bieten darf, wonach wir begierig sind, ein Stück mit dem Sieg der Freiheit, einen Absolutismus im entehrenden Gewande, eine Nationalität, ohne die Achtung der bestehenden Gesetze, so bietet man uns kleine gutgewurzte Surrogate, eine zahme Revolution mit Freiheitsgeschrei, einen Rossini'schen Tell, einen alten Feldherrn, satyrische Allegorien von Raimund, mit Theater-Effekt und Koulissen-Pomp, und wir lassen uns abspeisen und warten auf zukünftige Tage.

Die Hamburger Bühne verdient wegen ihres guten Ensemble Anerkennung. Es sind nicht einzelne vorzügliche Talente, sondern ein lebendiges Zusammenspiel, welches uns überrascht. Direktor Schmidt bemühet sich, wenigstens in dieser Hinsicht dem Hamburger Theater eine Auszeichnung zu verleihen. Rastlos beschäftigt er sich mit den Proben und zwar ganz mit jener Lebendigkeit des Geistes, die ihn zur Seele der Bühne macht. Was auch gegeben wird, es wird als harmonisches Ganze gegeben, und da das Repertoire nun einmal jenes buntscheckige Ansehen der Mode bewahren muß, so ist es zu loben, daß auf Pfefferröfel nicht weniger Fleiß und Mühe verwendet wird, als auf Nathan den Weisen. In der That, der Ernst, mit welchem in Hamburg die Sache betrieben wird, ist das Lobenswertheste der dortigen Bühne; diesen Ernst findet man — mit Ausnahme Stuttgarts, wo Seydelmann dirigirt, und Düsseldorff's, wo Immermann einen dramatischen Kunst-Hof hält — schwerlich bei irgend einer Bühne Deutschlands angewendet.

F. L. Schmidt und C. Lebrun, die beiden Direktoren der Hamburger Bühne, sind selbst dramatische Schriftsteller. Der Erstere hat das deutsche Theater mit manchen trefflichen Originalien beschenkt; der Zweite hat ihm größtentheils Uebersetzungen aus dem Französischen geboten. Schmidts „dramaturgische Aphorismen" sind ein Leitfaden dem angehenden Schauspieler sowohl, wie dem routinirten. Sie enthalten werthvolle praktische Bemerkungen. Bedenkt man, daß sich Schmidt aus der Trivialität des Lebens, aus niederen Verhältnissen zu seinem jetzigen höheren Standpunkte, ohne fremde Hulfe, auf sich selbst beschränkt, emporgeschwungen hat, so muß man ihm alle Achtung zollen. Als Darsteller ist er in chargirten Rollen, in allen jenen Charakteren, die eine gewisse Manier und den Ministerpli erfordern, wohl zu Hause. Schröder's Enthusiasmus für die Kunst, der denselben 30,000 Mark bei seiner ersten Direktionsführung zusetzen ließ, scheint freilich Schmidt nicht eigen zu seyn; man kann nicht sagen, er habe es sich angelegen seyn lassen, die Kunst, auf Kosten seines Geldbeutels, in Schutz zu nehmen, dafür aber hat er es auch zum Schwiegervater eines Hamburger Senators und zu nicht unbedeutender Wohlhabenheit gebracht.

Lebrun ist der erste deutsche Till der Raupachiaden. Ich habe keinen Darsteller dieser Rolle den Grundton des Charakters so fest halten sehen, diesen humoristischen Pedantismus, der sich über sich selbst lustig zu machen scheint, diese lebendige Satyre, die sich selbst über dem Gemälde hält, die causa movens des ganzen Lustspiels. Alles ist scharf und kaustisch an diesem Till; er ist der Schalk, aber nie der Schalksnarr. Nicht weniger Treffliches leistet Lebrun als Bonvivant und in jenen Rollen, die einen natürlichen treuherzigen Humor erfordern. Lebrun mußte nicht Direktor seyn, um als Schauspieler

die Stufe der Vollendung erreichen zu können. Es ist wirklich zu viel künstlerisches Blut in ihm, als daß er den ökonomischen Theil des Theaters begreifen könnte.

Ich unterlasse es hier, das Hamburger Schauspielhaus, welches in seinem Innern ein großartiges Ansehen gewährt, zu beschreiben. Es ist zur Genüge in Zimmermann's „dramaturgischen Blättern", Hamburg bei Hoffmann und Campe und in den „Ansichten von Hamburg", von Plath, Frankfurt a. M. bei Wilmans, besprochen. Das Schauspiel hat durch das große Gebäude nur zu sehr gelitten, das Konversationsstück kann sich, als solches, nicht in ihm hörbar machen. Der unverhältnißmäßige Raum treibt den Schauspieler an, einen Ton anzustimmen, der über die konversationelle Sprache hinausgeht; das leichte Savoir faire des Lustspiels muß einer gewissen Schwerfälligkeit und Monotonie weichen. Das Schlimmste bei dem Allem ist, daß die Mimik verloren geht für den Zuschauer. Wahrlich! bei diesen großen Schauspielhäusern könnte man auch die Masken wieder einführen. Eingerichtet, wie im Alterthum, würden sie dazu dienen, den Schauspieler hörbarer zu machen; was aber das Mienenspiel anbetrifft, so könnte man bei ihnen nur gewinnen, indem die beiden mimischen Grund-Elemente des Charakters auf den beiden Hälften der Maske in scharfen Zügen ausgeprägt seyn würden, so daß sich nur der Schauspieler zu wenden hätte, um das Eine, oder das Andere dem Publikum zu zeigen. Man hätte dann doch wenigstens noch etwas Gemaltes. So hat man gar nichts; denn das Antlitz geht ja doch für den entfernt sitzenden Zuschauer verloren. Es liegt nur zu sehr am Tage, daß die großen Schauspielhäuser das Leben der Darstellung sehr beeinträchtigen, wenn nicht gar vernichten.

Der Lustspieldichter Karl Töpfer lebt in Hamburg,

er, der Kotzebue und Iffland vermittelt hat und, ohne Beiden an Charakteristik und Porträtirung gleich zu kommen, bei weitem mehr Theaterwirkung aufzuweisen hat. Insonderheit sind ihm die Schauspielerinnen hoch verpflichtet, sie verdanken ihm: „Nehmt ein Exempel d'rau!", den „besten Ton", die „Einfalt auf dem Lande", „ein Stündchen Incognito." Es gibt keinen Theaterdichter, der fremde dramatische Erzeugnisse so geschickt als die seinigen umzuarbeiten weiß, wie Töpfer. „Karl XII auf Rügen" entnahm er dem Englischen des Planché, war aber doch so gefällig, sich auf das Original zu beziehen. „Die Gebrüder Foster" aber führte er dem deutschen Publikum, als Original, vor, obwohl dieses Lustspiel weiter nichts, als eine Uebersetzung aus dem Englischen jenes nämlichen Dichters war. Endlich hat er in der „Einfalt auf dem Lande" nur eine Umgestaltung eines von Schröder nach dem Englischen gearbeiteten Lustspiels: „das Landmädchen" geboten. Die letztere Quelle scheint der Kritik bis jetzt noch nicht bekannt zu seyn. Töpfer ist der augenscheinlichste Beweis, wie gern man in Deutschland heut zu Tage auf die Poesie und eigentliche Charakteristik verzichtet, wenn der Schriftsteller nur das bietet, was Effekt macht. Eine pikante Naivität in den Händen einer liebenswürdigen jungen Schauspielerin ist noch immer ein Magnet für die Menge. Uebrigens hat Töpfer im Norden und wiederum in Wien immer mehr Glück mit seiner leichten bühnenkundigen Muse gemacht, als im eigentlichen Reiche. Zu keiner Zeit ist er in Frankfurt a. M. anerkannt worden, obwohl es sich nicht läugnen läßt, daß seine Naivitäten stets in der Lindner eine treffliche Repräsentantin fanden. Theilweise mag das wohl an dem mangelnden Sinn der Frankfurter für das feinere Lustspiel liegen; aber gewiß ist auch der Umstand mit daran Schuld, daß

die Leute daselbst humanistische Bedürfnisse fühlen und auf der Bühne andere Dinge behandelt sehen wollen, als ein bischen Liebesintrigue und Spaßhaftigkeit, die nicht dem Leben, sondern dem Theatereffekt ihre Entstehung verdanken. Die Reform der deutschen Bühne wird sich machen. Es kömmt nur auf die Schriftsteller an, daß sie nicht zu engherzig sind und sich auf den Zeitgeist verstehen, der in der Nationalität in diesem Augenblick nicht blinde Vorliebe für die deutschen Eichenhaine und Haß gegen jede Extremität erblickt, sondern jene Liebe im umfassendsten Sinne des Worts, die überall den Menschen anerkennt, aber stolz darauf ist, ihm in dem Volke, welchem sie angehört, seine ursprünglichen Rechte zu sichern. Unter dieser Voraussetzung werden wir auch fremde National-Stoffe als die unsrigen betrachten, und uns an Kosciusko und Arnold von Winkelried, an die Julius-Revolution und die Helden Polens kräftigen und erheben. Ja wir werden noch weiter gehen. Wir werden die Natur über den Staat, das Menschenrecht über das historische stellen. Wir werden nicht die Nase rümpfen, wenn ein Dichter eine Jungfrau für unbefleckt erklärt, die hinter den Koulissen in die Wochen kömmt, wenn sich neue sociale Zustände auf der Bühne entfalten, von denen das römische Recht so wenig weiß, wie das kanonische, die dem longobardischen Lehn-Rechte derogiren, wenn sie etwa für ein adeliges Blut keine legitime Geburt feststellen. — Töpfer übertrifft Clauren, bei allem seinem Haschen nach Naivität und Kartoffel-Unschuld, an Wahrheit, Kotzebue muß er den Preis der Satyre zugestehen; Raupach den des Wortwitzes; Iffland ist ihm an; Charakteristik und scharfer Porträtirung überlegen. Aber dem Ersten thut er es an Sittlichkeit zuvor; dem Zweiten an komischen Situationen, an Witz der Handlung; dem Dritten übertrifft er darin, daß er es mehr

auf den Menschen, als den Hofrath und was mit ihm zusammenhängt absieht. An Bühnenkenntniß steht er Keinem von Allen nach; an Produktivität allen Dreien. Er kann nur Gerippe mit neuen Fetzen behängen; das Leben setzt er dem Theater nach; die Intensivität dem Worte. Bauernfeld übertrifft Töpfer an Geschliffenheit und Glätte des Dialogs. Was die Leichtigkeit der Handlung betrifft, den drastischen Effekt, so steht er ihm unter allen neuern Lustspieldichtern am nächsten.

Zu meiner Zeit zählte Hamburg manche literarische Notabilitäten, die sich später nach andern Orten begaben: Maltitz, der übersprudelnde, keinen zu Worte kommen lassende Verfasser der Pfefferkörner, der Vorsteher der Schweins-Knochel-Gesellschaft, Wit von Dörring, der berüchtigte Verfasser seiner Memoiren, Karl Julius Schutz, genannt der Schutz von Halle, der Magister Lämmermeyer der Hamburger Journalistik, Lewald, der Verfasser des Mundtener Panorama's, Heine, Salomon Heine's abtrünniger Neffe, von welchem sein Oheim sprach: „Hätt' er Geld, er brauchte keine Bücher zu schreiben", Professor Zimmermann, der Zimmermann des hamburgischen Theaterschiffs, alle diese brachten längere, oder kürzere Zeit in Hamburg zu, und man sah sie Abends abwechselnd bei dem poetischsten Gastwirthe Deutschlands, dem Herrn Marr, im „König von England" versammelt, vertieft in die Literatur und in Wein, oder Wasser, an welches Letztere sich Herr von Maltitz hielt, sein Haß gegen Preußen und Berlin hinunterspühlend. Man hatte ihn wirklich zu unglimpflich behandelt. Weil er den „alten Studenten" geschrieen, der sich weit besser als Vaudeville, denn als Schauspiel ausnehmen müßte, hatte man ihn aus Vaterland und Vaterstadt, aus dem märkischen Sande verbannt. Verlassen und bekümmert irrte er in Hamburg

under, unterhielt die Gäste und ließ sich von Herrn Marr trösten, der das gefühlvollste Herz unter allen Gastwirthen hat, aus dessen jeglicher Miene die Worte sprechen: „Wär' ich nicht Marr; ich möchte wohl Schiller seyn und den „Wallenstein" gedichtet haben." Marr ist größer als Gastwirth, denn als Dichter, das läßt sich nicht läugnen, und die Schellfische, welche man bei ihm ißt, sind bei weitem besser, als seine Poesieen. Ich führe das nur aus dem Grunde an, damit Reisende, die Marr's poetische Einladung zu seiner neuen Gastwirthschaft im Hamburger Correspondenten gelesen haben, sich durch dieselbe nicht abschrecken lassen. Sie haben zuversichtlich eine gute Bewirthung in den beiden Königen von England und Irland zu erwarten, und sich nur davor zu hüten, daß sie den Eigenthümer derselben nicht unter vier Augen begrüßen. Dann sind sie verloren und müssen jedenfalls das zweiaktige Stück mit anhören, dessen Verfasser er ist und das bereits auf dem Theater in der Steinstraße gegeben wurde. — Um wieder auf Maltitz zurück zu kommen. Sein „Polonia" ist ein schönes Gedicht, in mehr als patriotischer, in lyrischer Begeisterung geschrieben. Schade nur, daß der alte grimmige Dichter es nicht unterlassen kann, Preußen zu Rede zu stellen. Nachdem das Unglück Polens und die unterliegende Freiheit mit wahrhaft tragischer Kraft besungen worden sind, so kommt nun plötzlich wieder Herr von Maltitz dazwischen und fragt das preußische Ministerium vor „ganz Europa", (wie es in dem Gedichte heißt,) weshalb man ihn aus Berlin verwiesen habe? Ist das nicht zum Tollwerden? Berlin und was daran hängt: Weißbier, Stehely, Koliseum, die Hasenhaide und nun — Polen. Ja, Herr von Maltitz ist Einer jener Patrioten, die ihr Unglück zum Unglück der Welt machen und über das Unglück der Welt in aller Ruhe, obwohl mit vielem

Feuer und Grimm, bei Marr raisonniren können. Von Marr und Hamburg ist Herr von Maltitz nach Frankreich gewandert, hat Börne in Paris besucht und die Franzosen, weil er nicht französisch spricht und sich deshalb nie auf den Speisekarten zurecht finden konnte, sondern ewig Saucen erhielt, bis er endlich ein für alle Mal Sauerkraut und Schweinefleisch aß, unleidlich gefunden. Er ist wieder nach Deutschland zurückgekehrt, hat sich darauf dem Grafen von Leiningen, dem Intendanten des Karlsruher Hoftheaters, als Theatersekretär angeboten, und, da sich dieser vor ihm fürchtete, endlich nach Dresden begeben, wo er Deutschland und Frankreich im Stillen zürnt.

Professor Schütz, der Sohn des verstorbenen Hofraths Christian Gottfried Schütz in Halle, des Stifters der „allgemeinen Literatur-Zeitung", der Gatte der Händel, lebte geraume Zeit in Hamburg von der Journalistik, von Wein und Branntwein. Er ist mir merkwürdig als sogenanntes „verdorbenes Genie" mit vieler wissenschaftlichen Bildung aus seinem früheren Universitäts-Lehramte, mit seltenem Witz und ungeheuerer Gemeinheit, die insonderheit den Schauspielern die Pistole auf die Brust setzte, mit den Worten: „la bourse, ou la vie". Wenn ich ihn den Lämmermayer der Hamburger Journalistik nannte, so geschah das aus dem Grunde, weil die Schenke und die Literatur ihm so ziemlich Eins waren, ein Umstand, der Mullnern bewog, ihm eine Charade zur Errathung aufzugeben, die mit folgenden Worten schloß:

„Doch wenn der Geist ihm fehlet,
Kaum noch ein Reim auf Witz"

Die Gemüthlichkeit hat Schutz nicht mit dem Voß'schen Original gemein. Wer ihm zahlte, dem lieh er seine Feder zu allem Möglichen, und nachdem es mit der Journalistik nicht mehr gehen wollte, vermiethete er dem Her-

zoge von Braunschweig seine Dienste zur Habhaftwerd
eines Manuskripts, welches von Wit von Dörring
schrieben war und sich in den Händen des Buchhänd
Campe befand, der es verlegen wollte. Es handelte
dem Herzog Karl. Der berüchtigte Memorienschre
hat den Vorgang dieser Sache in seinem „politischen
manach" erzählt. Schütz tritt hier unter dem Namen
nes Professors Eulenbeek auf, und wenn nur die Hä
dessen wahr ist, was Dörring von ihm behauptet
mag das Ganze als ein Beweis von dem schändli
Unfug der Literatur, wie sie, vor Mullners Z
schaltete, seinen Werth haben. Und Mullner favori
diesen Schütz, weil er ihn dann und wann gebrau
Seine „Teufelszeitung", die übrigens nur ein kurzes
seyn lebte, wurde sofort in der „Mitternachtszeitu
wegen einer Parodie des Schiller'schen Handschuhs,
Tieck Eins versetzte, empfohlen. Mullner erklärte,
er in dem redigirenden Samiel den „genialen" Profe
Schütz ahne. Bald darauf mit Schutz entzweit ga
ihm obige Pille zu verschlucken. Ich führe das nur
dem Grunde an, um darzuthun, wie segenbringend
die Interessen der Literatur und die literarische Ehr
keit der Schlagfluß war, an welchem der Verfasser
„Schuld" verschied.

Oft sah ich diesen Schütz, der nun in Halle von
Briefwechsel seines ehrwürdigen verstorbenen Vaters
den er mit aller ihm eigenen Indiskretion, mit aller
ner spekulativen Unverschämtheit der Oeffentlichkeit ü
geben hat, bei Marr und in den Alster- und Elb-Pa
lons. Blind an einem Auge, hinkend und Branntwei
röthet saß er da, ebensoviel Gemeinheit, wie Witz in se
Unterhaltung bietend und stets bereit, beide Vorzüg
der Journalistik aller Welt vorzuführen. Man werfe
hier keine Persönlichkeit vor. Wie soll ich anders e

Literaten schildern, der sein bürgerliches Leben so ganz und gar zur Folie seines schriftstellerischen machte und wiederum sein schriftstellerisches Leben zur Folie jenes materiellen Treibens, das in Hamburg allenthalben bekannt ist? Er hätte eine glänzende Stellung in der deutschen Literatur erlangen können, wenn er sich irgend auf literarische Redlichkeit verstanden hätte. Es ist mir kein Mensch vorgekommen, der, bei eminenten Geistesvorzügen, Tag und Nacht darauf hinarbeitete, sich moralisch todt zu machen. Es ist ihm auch gelungen; die Braunschweiger Geschichte hat ihm den Rest gegeben. Er mußte Hamburg verlassen; und man könnte ihn billig in Halle, wo er jetzt lebt, der Vergessenheit übergeben wenn er nicht neuerdings durch die Veröffentlichung des erwähnten Briefwechsels, mit welchem er eine Biographie seines Vaters einleiten will, die Augen der literarischen Welt auf sich gezogen hätte. Heißt das den Stifter der „hallischen allgemeinen Literatur-Zeitung" ehren, wenn man rücksichtslos das Brief-Geheimniß profanirt? Was erwächs't den Lesern Vortheilhaftes aus jenem Briefwechsel? Dient er, so zerrissen und oft ohne literarisches Interesse, wie er ist, wenigstens im Drucke, zu einer Kritik über den Hofrath Schutz? Konnte es dieser nur im entferntesten wunschen, seine Redaktions-Geheimnisse zu einer Schriftsteller-Spekulation seines Sohnes her zu geben? Die kritischen Blätter unserer Zeit haben nur zu gelind über das schmähliche Verfahren des Professors Schutz geurtheilt. Wo sie Börne mit Füßen traten, da haben sie für jenen nur eine glimpfliche Zurechtweisung. Ein Beweis, wie wenig man geneigt ist, den Uebertreter des europäischen Gleichgewichts über den Uebertreter der Humanität zu stellen.

Auch Wit von Dörring lebte zu meiner Zeit in Hamburg. Diesen talentvollen Schriftsteller hat seine Ei-

telkeit und Charakterlosigkeit in die schriftstellerische Berüchtigkeit gebracht, von der er sich noch nicht auf seinem mit der Frau erheiratheten Gute in Schlesien erholen zu wollen scheint. Bereits ist von neuem etwas von ihm im Drucke erschienen, was vermuthlich wieder auf ein Weißwaschen abzielt. Wenn er sich doch nur entschließen könnte, sein vergangenes Leben, sein Ich unter der Viehzucht und Oekonomie zu begraben und sich gänzlich abstrakten Wissenschaften, oder der Poesie zu widmen; er könnte es dann vielleicht noch zu etwas bringen. Nur die Eitelkeit, seine Person, als es mit der Politik nicht gehen wollte, in der Literatur unterzubringen, hat ihn, bei allem Mangel an Charakter-Festigkeit in jene Verlegenheiten gebracht, denen er sich nimmermehr entreißen wird. Eitel, geschwätzig, schadenfroh, ohne Seelenadel und im höchsten Grade indiskret, schloß er sich der Demagogie an und mußte Schweres ihretwegen erdulden. Seine Sucht, zu glänzen brachte ihn aus einem Gefängniße in das andere. Er wurde durch Leiden bekehrt und warf sich nun der Regierung an den Hals, verrathend, was er unter seiner früheren Umgebung erfahren hatte, entstellend, übertreibend und sich das Ansehen eines Mannes gebend, der wichtige Dinge wisse. Was ihm unter vier Augen von diesem, oder jenem mitgetheilt wurde, das hat er ehrlich aller Welt anvertraut. Am Ende hat er es solchergestalt, ohne gerade Böses zu wollen dahin gebracht, daß ihm keine Parthei traut; das Ende aller Charakter-Schwächlinge. In Kassel versagte ihm die Regierung den Aufenthalt und das Volk wollte ihn steinigen. So viel ist gewiß, daß Witt, ohne irgend dem Bestehenden drohend gegenüber zu treten, der gefährlichste Mensch im Staate ist. Er wird es nie unterlassen können, sich in die Oeffentlichkeit zu drängen und was er hie und da in den Salons mit halben Ohren gehört, je nachdem es ihm

seine Eitelkeit einbläßt, der Welt zu verkünden. Umgekehrt aber wird er eben so sehr bereit seyn, was ihm alle Welt verkündet hat anderen Ortes unterzubringen. Er ist von Fleisch und Blut zum Zwischenträger bestimmt; wo er auftritt, da sucht er die Augen des Publikums auf sich zu richten, und da er ohne System, in den Tag hinein handelt, so kann es nicht fehlen, daß er ewige Zerwürfnisse herbeiführt. — In Hamburg war er nur bei einem Theater-Partheikampf betheiligt. Professor Zimmermann reizte seine Eitelkeit durch eine Antikritik, die hie und da einen ministeriellen Charakter blicken ließ. Auf der Stelle war Wit bei der Hand und rückte mit einer Broschüre gegen jenen Professor und die hamburgische Theater-Direktion zu Felde. Ein Mordspektakel entstand, da ein dänischer Major auf Wartegeld sich der Direktion und Zimmermann's annahm, bis denn am Ende Julius Schütz die ganze Komödie durch eben jene Parodie, deren ich oben erwähnte und die alle Tragödien jener Zeit persiflirte, beendigte.

Außer seinen eigenen Memoiren („Aus meinem Leben") hat bekanntlich Wit die des Satans geschrieben, eine Fortsetzung des Hauff'schen gleichnamigen Buchs, nur mit dem Unterschiede, daß der Satan bei Wit charakteristischer und ernster auftritt, aber auch platter und auf eine Halbphilosophie des gemeinen Lebens gestützt, die z. B. den Teufel behaupten läßt, daß der bloße Gedanke der bösen That schon das Verdammungsurtheil nach sich ziehe. Daß wir mit den Gedanken vielfach sündigen, ist eine unläugbare Wahrheit. Aber diesen Vordersatz zu benutzen, um die Menschheit zum Abgrunde zu führen, ist mehr als Ironie, ist Unmoral. Indeß diese lare Philosophie charakterisirt Wit vollkommen. Ich möchte nicht behaupten, daß er nicht an sie glaube. Gedanke und That sind bei ihm stets Eins gewesen, aber selten da, wo es

irgend einem edelen Werke galt. Wit von Dörring ist von der Spekulationsgier der Buchhändler benutzt worden. Seine Zeit ist jetzt vorüber. Von den meisten deutschen Staaten mit Recht ausgeschlossen mag er sein ferneres Leben getrost in Schlesien beschließen. Die Welt wird nichts an ihm verlieren. Ihm in einem Lande den Aufenthalt gestatten, welches Börne verschlossen ist, wäre ein Verbrechen gegen die Sittlichkeit, gegen die deutsche Treue.

Zimmermann, Lehrer am Johanneum, ist gestorben. Er schrieb zu meiner Zeit viel über deutsche Bühne, aber mehr breit und gelehrt, als lebendig und praktisch, jedenfalls aber, unter Berücksichtigung der Hamburger Theaterdirektion. Vereilig im Lobe, wie bei Deinhardstein's „Hans Sachs", war er mit dem Tadel zurückhaltend; über die Maßen gedehnt rücksichtlich der dargestellten Poesie, ließ er sich über die Darstellung selbst nur mit wenigen Worten aus. — Lewald ist ihm, als Dramaturg, bei geringeren Kenntnissen, dennoch vorzuziehen. Zu meiner Zeit war der Letztere, welcher sich jetzt mit so vielem Glücke als Schriftsteller bewegt, nur Inspicient der Hamburger Bühne, ein Umstand, der ihm von den kleinlichen Beurtheilern seiner schriftstellerischen Erzeugnisse so häufig vorgeworfen wird. Als ob ein Theater-Inspicient nie zum Schriftsteller taugen könnte, weil Mancher unserer heutigen Schriftsteller umgekehrt nicht einmal zum Theater-Inspicienten tauglich ist. Er hielt sich in bescheidener Zurückgezogenheit und lebte seinem Berufe, hie und da mit einer Novelle auftretend, einmal mit einer dramatischen Dichtung: „Der Gärtner von Valencia", zu der er sich nunmehr ungern als Verfasser bekennt. Seine Novelle „Der Familienschmuck", die in den „Originalien" ab- und sofort in den „Lesefrüchten" nachgedruckt wurde, zog schon damals die Augen des

Publikums auf ihn. Immerhin aber war es gut, daß Lewald seine Stellung in Hamburg aufgab, um sich im südlichen Deutschland gänzlich dem Schriftstellerfache zu widmen. Seine „Theater-Unterhaltungen", die mit Sachkenntniß geschrieben wurden, sind ein wesentlicher Beitrag zur Geschichte der neuesten Bühne, ein trefflicher Leitfaden für den Schauspieler. Sein „Panorama" Münchens ist mit eben so vieler Freimuthigkeit, wie mit Einsicht geschrieben. Es leidet weder an der Oberflächlichkeit der heutigen Genre-Malerei, noch an gemachtem Geiste, oder pedantischer Kunst-Affektation. Es ist lebendig gehalten, objektiv und ruhig, Vorzüge, die Lewald zu einem vorzüglichen Schriftsteller in jenem Fache erheben. Freilich wird er immer mit jener Berliner Clique zu kämpfen haben, die es ihm bei ihrem Wasser und Brode nicht vergeben kann, daß ihm die Literatur mehr abwirft, als den dürftigen Lebens-Unterhalt. Der alte theaterdirekterialische Pli hat Lewald nicht verlassen; eine gewisse Bedächtigkeit und vornehme Herablassung sind ihm im höchsten Grade eigen. Aber er führt uns das Alles in nobler Verklärung vor, ohne eigentlichen Koulissen-Zusatz. Lewald ist nicht unliebenswürdig; er sieht mit seinem schwarzen Schnurrbarte und seinem glänzenden dunkeln Auge, das unter der Mütze mit freundlicher Zuvorkommenheit und Weltkenntniß eine Elle weit hervorschaut, wie ein polnischer Edelmann aus, und vor der jungen Literatur, der er, der ältere Schriftsteller, beigetreten ist, hat er das voraus, daß er sich trefflich mit Damen zu unterhalten weiß. Lewald ist Weltmann. Wenn man ihn erblickt, wird man eingestehen müssen, daß auch die Koulissenwelt in einem diplomatischen Takt unterrichten kann. Wenn er einmal renommirt, so wird er stets mit dem Savoir faire renommiren, welches sich für das Salonleben eignet. Er hat jetzt die Redaktion einer Zeitschrift,

„Europa" in Stuttgart übernommen, die eine Uebersicht über die Literatur unseres Welttheils enthalten wird.

Neben diesen literarischen Nota-, Unnotabilitäten und Kuriositäten muß ich noch des Sängers Cornet gedenken der sich gewöhnlich der Literatur anschloß und durch seinen Stiefelputzer der Redaktion des „Freischutzen" auf die Spur kam. Ein kleiner lebhafter Tyroler, mit dem revolutionärsten Temperament, welches zu fortwährenden Theater-Debatten Veranlassung gab und endlich die Madame Kraus-Wranitzky von der Hamburger Bühne trieb, war er der trefflichste Masaniello, den ich je gesehen habe. Will man erfahren, was ein dramatischer Sänger heißt, so muß man Cornet hören. Aber nur im Gesange ist er Darsteller und Charakterisiker. Oeffnet er den Mund zum Sprechen, so hat Alles ein Ende. So meisterhaft deklamatorisch er seine Recitative vorträgt, eben so schulerhaft spricht er den einfachsten Satz.

Ein reges wissenschaftliches Leben ist in Hamburg nicht zu finden. Der Handel mit allen seinen Einflussen ist am schärfsten im öffentlichen Leben ausgeprägt; er ist der Koncentrationspunkt des Verkehrs. Demohngeachtet muß man doch zugeben, daß Wissenschaft und Kunst in keiner der freien Städte so sehr goutirt werden, wie in Hamburg. Man könnte vielleicht glauben, solches rühre aus einem gewissen Luxus-Getreibe her, welches auch mit den Musen ein Haus zu machen suche. Allein dem ist nicht so; es herrscht in Hamburg wissenschaftlicher und Kunstsinn Der reiche Hamburger fühlt ein gewisses Bedürfniß nach geistiger Unterhaltung, wie er das Bedürfniß nach einem Whistspiele empfindet, den Robber zu einem Dukaten gerechnet. Er ist nicht nur über Hamburg hinaus gekommen, er hat so ziemlich Deutschland, England und Frankreich gesehen, oft auch ein Stück der neuen Welt,

und da er social ist, so hat er sich dort, wenigstens zum Dessert, wenn die Geschäfte beendet waren, um die Literatur bekummert. In dem gesellschaftlichen Leben Hamburgs ist geistige Bildung vorherrschend. Man kann den soliden Kunstsinn der Hamburger schon daraus entnehmen, daß sie lange Zeit an die Einfachheit der Schröder'schen Schule im Schauspielhause hielten. Schröder entzuckte, bezauberte sie; sie waren stolz auf ihn. Aber nicht blos Schröder fand in Hamburg wahrhafte Anerkennung; jeder Künstler — es sei in welchem Fache es welle — wird sich daselbst heimisch fühlen. Mit warmer, weltbürgerlicher Hingebung feiert ihn der Hamburger, mit eben so vielem Enthusiasmus, wie mit Einsicht. Beispiele würden hier überflüssig seyn; die Sache ist notorisch. Seitdem die Hamburger Bühne von ihrem hohen Standpunkte herabgestiegen ist und sich der Mode akkommodirt hat, findet man nun freilich keine Auswahl im Repertoire mehr, aber der gebildete Hamburger wird sich nie von Frau Birch-Pfeiffer angezogen fühlen. Indeß, als Göthe's „Faust" in die Scene gesetzt wurde, konnte man zur Genuge den Sinn der Hamburger für höhere Poesie und die Würde der Bühne erkennen. In welcher der freien Städte wurde ein Schauspieldirektor, ein Mann ohne Familie, Schwiegervater eines Senators geworden seyn? Schmidt hat es, wie schon früher bemerkt wurde, in Hamburg dahin gebracht. Ein Beweis, wie sehr man hier dem Künstler auch die Achtung im bürgerlichen Leben zollt. Das Alles gilt aber nur von dem civilisirten Hamburger, der in jeder Hinsicht von dem großen Publikum zu trennen ist, von dem oft seinen Pöbel der Pavillons, der nicht weniger, wie der Bremer, auf sein Bürgerrecht stolz ist und mit dem Worte „Borger" dasselbe Gewicht verbindet, was jener. In dieser Hinsicht widerspreche ich mir nicht, wenn ich in der „Einleitung"

behauptete, dem eigentlichen Hamburger gehe sein materielles Hamburg über Alles. Er zeigt Einem jene Rohheit, die dem in viele Theile zersplitterten Deutschen so eigenthümlich ist, der sich selten über sein Territorium zu Deutschland erhebt. Eine geistige Richtung des Volks, wie in Paris und London, wo wenigstens die Masse sich der Journalistik hingibt, wird man in Hamburg vergebens suchen. Hier existirt nur jene todte, ganz materielle Menge, die, im Schweiße ihres Angesichts, ihr tägliches Brod verdient. Ein Umstand, der unangenehm auf den ruhigen Beobachter einwirkt, der aber nicht in Deutschland zu heben seyn wird, so lange dem Volke nicht geistige Interessen an die Hand gegeben werden, sondern dasselbe lediglich für den Lebenserwerb abgerichtet wird.

Uebrigens herrscht in Hamburg ein reger Buchhändler-Verkehr. Perthes und Besser; Hoffmann und Campe stehen hier an der Spitze, als bedeutende Verlagshandlungen. Die Leser mögen mir in Campe's Comptoir folgen. Sie sollen dort einige literarische Portrait kennen lernen und den Buchhändler Campe, den Verleger von Börne's und Heine's Schriften.

Mittags, wenn das holländische Glockenspiel der Kirchthürme über die ganze Stadt ertönt, wenn die Börsenhalle das wechselnde Bild der Fluth und Ebbe bildet, wenn sich Alles regt und drängt in der winkeligen Straße, die jenes weltberühmte Hoftrup'sche Institut umschließt und man gewissermaßen auf dem Zenith des Hamburger Volksverkehrs steht, im hellen blauken Sonnenschein, und wie ich das voraussetze, müßig, höchstens beobachtend, so wird man, die bunte Häuserreihe musternd, gar bald jenes Haus gewahren, das weder von dorischen, noch korynthischen Säulen getragen wird, auch nicht mit Basreliefs geschmückt ist, sondern mit Büchern vor den Fenstern, mit schönen glänzenden Büchern, die, mit ihren

goldenen Namen, in Reihe und Glied geſtellt, den Beſchauer anziehen. Es iſt die Buchhandlung von Hoffmann und Campe. Heine und Börne, die nur in dieſer Form ſich Deutſchland präſentiren durfen, bilden unter den mancherlei engliſchen, ſpaniſchen, franzöſiſchen und deutſchen Romanciers und Klaſſikern die beiden Tragiker, die ihr eigenes Leid dichteten, in dem ſie den großartigſten Stoff, das Leid der Welt, beſangen, der Erſtere ſpielend, auf dem Sopha liegend, unter Lyrik und Langweile, Politik und Pantheismus, der Zweite auf dem ſchwarzen, nachtumfloſſenen Todtenroſſe Verzweiflung nach Paris reitend, und dort ohne Ruhe umherſchweifend durch die Gaſſen und Boulevards, die Gerichtshöfe und Deputirten-Kammern, die deutſchen Zeitungen u. ſ. w.; bis er ſich am Ende am Schreibtiſche einigermaßen ſammelt und jene Briefe ſchreibt, die außer dem Hamburger „Freiſchützen" halb Deutſchland in die Schranken riefen. Heine und Börne ſtehen zur Zeit noch vor den Fenſtern des Herrn Campe ruhig und einträchtig neben einander, friedlich ſchauen ſie auf die Gaſſe hernieder, auf das Leben, das ſie wenig zu kümmern ſcheint, wenn Börne in Paris bereits einen ſcharfen Schuß gegen Heine gethan hat, den Schuß eines ergrimmten Feindes, und wenn Herr Profeſſor C. L. B. Wolf, der Heine in Paris ſprach, bereits erklärte, Heine habe ihm aufgetragen, Deutſchland zu benachrichtigen, daß er, (Heine,) Börne desavouire. In der That hat ſich denn auch Herr C. L. B. Wolf rückſichtlich dieſes Auftrags in dem „Phönix" bereits Luft gemacht, und Herr Wolf bemerkt noch dazu, daß es eine Ehre ſey, von Börne getadelt zu werden. Dergleichen Exklamationen, wie ſie etwa ein Schauſpieler, dem der Theater-Referent in irgend einem Blatte für Geiſt und Magen übel mitgeſpielt hat, die Welt hören laſſen würde, werden nun freilich wenig dazu dienen,

die gute Meinung, die man hie und da von Börne gefaßt hat, zu vernichten. Aber das Mißverhältniß zwischen den beiden poetisch-publicistischen Elementen der heutigen Literatur, welches Börne selbst in dem „Reformateur" offenkundig gemacht hat, gibt der Gegenpartei Stoff zu Deutungen — Meinungen — Hoffnungen. Sie sieht es gern, daß Heine und Börne die Lanzen gegeneinander gekehrt haben, daß der erste Ritt bereits gewagt ist; sie kann nun von der Hauptsache zu Nebendingen übergehen und sich der Schadenfreude, beim Kampfe dieser feindlichen Brüder, überlassen, der nur zu sehr auf Vernichtung zielen wird. Börne hat Alles an Heine angegriffen, seine politische Gesinnung nicht nur, sondern auch seine moralische, sein positives Wissen und sein Urtheil. Er will ihn verderben. Heine aber ist eitel und übermüthig; er sagt, ich will nichts von Börne wissen. Die Gegner aber meinen, Börne habe nicht Unrecht gegen Heine; und wiederum, sie haben Recht, wenn sie Börne für den unverträglichsten Menschen erklärt haben, für lauter Leidenschaft und Gereiztheit, die des eigenen Fleisches und Blutes nicht schone. Der Unbefangene aber wird eingestehen müssen, daß Börne's Einseitigkeit das Kind mit dem Bade ausschütte.

Ich kann es nicht glauben, daß Heine's Anstreben gegen die socialen Zustände und die sogenannten guten Sitten eine bloße frivole Spielerei ist. Wer kann das auch darin wahrnehmen? Wer mag das nach dem Allem glauben, was Heine dem Publikum geboten hat? Ein frommes, stilles, reines Gemuth, das bei dem Gedanken an eine deutsche Nachtigall, jenseits des Rheins, in die traurigste Stimmung geräth, das sich so gern in alte Erinnerungen vertieft, das sich oft nicht einmal Vorurtheilen entringen kann, weil es einen kindlichen Glauben bewahrt, wie sollte das nur dazu kommen, sich auf einmal

aller dieſer Weſentlichkeiten zu entäußern und aus bloßer Affektation gegen Dinge zu Feld zu ziehen, über die es nicht im Klaren iſt?

In Heine iſt nicht ſo viel Widerſpruch, als man hie und da glaubt. Es wäre ungerecht, ihn der moraliſchen Gleichgültigkeit zu zeihen. Er fürchtet nur die Folge einer Kugel, die, einmal abgeſchoſſen, nicht mehr zu lenken iſt; er meint, die Frage der Freiheit ſey, ohne Berückſichtigung der ſocialen und moraliſchen Verhältniſſe unſerer Zeit, unmöglich zu erörtern, man dürfe nicht ſtets auf ein Ziel ſchießen, man habe nicht einen Feind, ſondern mehre zu bekämpfen. Die Berichtigung von nur einer aus dem Zuſammenhange gerißenen Idee ſey unheilbringend. Kam nicht Semele in den Flammen um, weil ſie ihren Liebhaber, den Jupiter tonans in ſeiner ganzen Herrlichkeit ſehen wollte? Was würde aus der Civiliſation werden, wenn die Politik und der Fürſtenhaß allein die Völker beſchäftigten? Was würde aus dem deutſchen Volke werden, wenn es der einen unerheblichen Frage Kunſt, Literatur, Poeſie, das Jahrhundert aufopferte? Was hätte es von einer Republik, ohne geiſtige Organiſation? Würde dieſelbe nicht der Donnergott des deutſchen Volks werden, in deſſen Flammen es umkäme, wie jene Jovisvermählte, als ihr Geliebter, wie ein deus ex machina, zu ihr kam. Uns der Gottheit näher bringen, ohne uns in den Stand zu ſetzen, ihren Glanz zu ertragen, heißt, uns der Vernichtung Preis geben. Man diskutire über die ſocialen Zuſtände; ſie liegen uns zunächſt; aus ihnen werden weitere Reſultate hervorgehen. Ich will nicht mit Gutzkow behaupten, Heine ſey ein Prometheus, denn es iſt heut zu Tage leichter, den Göttern zu fluchen als den Menſchen. Wegen ſeines Pantheismus iſt Heine nicht an Paris geſchmiedet worden. Ich glaube nicht einmal, daß ihm jener von Jupiter geſandte Geyer an der

Leber frißt. Heine hat zu jugendliches leichtes Blut dazu. Aber Heine ist auch kein Epimetheus, wie ihm Börne vorwirft. Pandorens Büchse hat er nicht geöffnet, Vernunft und Thorheit kämpfen nicht in seinen Schriften. Er behandelt Dinge, die man ernster nehmen sollte, zu leicht. Das ist seine eigentliche Schwäche. Er ennuyirt sich in dieser langweiligen Welt nicht weniger, als er an ihr leidet. Er will sich amusiren, sich und die Welt heilen. Deshalb jene überweiche Zartheit und wilde Kraft, jene Tiefe und jener Leichtsinn, jene Lyrik und jene Handlung in seinen Schriften; deshalb jene Satyre gegen einen eingebildeten Gott und die Philister.

Mangel an Treue hat man Heine vorgeworfen, und Börne unterstützt diesen Vorwurf. Ich meine, dieser Vorwurf rührt daher, weil Heine eine ewige Beweglichkeit, eine Rapidität bekundet, die den Anschein erhält, als interessire ihn nichts absonderlich, als benutze er Alles nur als Folie seines Genius, als liege ihm kein eigentliches Ziel vor, weder ein ideelles, noch ein reelles. Aber wer möchte dieses Alles für mehr als Schein nehmen? Heine hat sich nicht aus der Welt exilirt, wie Börne, er lebt in ihren Genüssen, in den Pariser Salons, in der Mode, den Ereignissen des Tages, über welche Dinge Börne längst hinweg ist. Dieser benutzt die Welt nur zu Reflexionen, die sein Thema unterstützen; er durchirrt sie mit dem düsteren Blick eines Verzweifelten, er sieht mehr Gespenster, als Menschen; er liebt die Menschheit und haßt die Menschen. Das Leben übt keinen Einfluß aus auf ihn; eine deutsche Nachtigall würde ihn mit Grimm erfüllen, obwohl sein Herz sonst ganz Liebe ist. Heine hat eine Thräne für sie. Vielleicht würde er von blondem Haar und blauen Augen gerührt werden und die Welt und die Menschheit über solchen Anblick vergessen. Vielleicht würde Sauerkraut und Schweinefleisch

ihn mit wehmuthigen Erinnerungen an Deutschland erfüllen. Vielleicht ißt er eben jetzt in Paris nur Sauerkraut aus dem Grunde, weil es ein deutsches National-Gericht ist. Behauptet er doch, es nie in Deutschland zuvor gegessen zu haben. Ich glaube, seine Sehnsucht nach dem Vaterlande wird es noch dahin bringen, daß sie ihn rauchen und Bier trinken lehrt. Heine kann selten Jemanden von sich stoßen, wenn er ihn auch bekämpfen muß. Er ist zu kindlich, zu lebensfroh, um mit der Gegenparthei nie ein Glas Wein zu trinken; er ist zu sehr Enthusiast, um die Größe des Feindes nicht anzuerkennen. Dem ärgsten Despoten würde er eine Lobrede weihen, fände er in ihm edle, großartige Elemente vereint. Napoleon hat ihn begeistert; Casimir Perier hätte er eingeführt in das Pantheon. Das ist aber eine Sache, die ihm Börne nicht verzeihen kann. „Wer nicht wider mich ist, der ist für mich", heißt's bei ihm. Börne ist auch Parthei im socialen Leben, Heine nur in seinen Schriften. Wenn Heine der Welt anhängt, aus welcher Börne geschieden ist, der nun einmal nur zwei Pole: Haß und Liebe anerkennt; beweiset es denn auch, daß Heine treulos sey? Woran ist er treulos? An der guten Sache? Es ist nur eine Idee in seinen Schriften, die der politischen und socialen Reformation, also ein reelles und ideelles Ziel. Ist diese Idee bloße Affektation? Dann hätte er ihr nicht Alles das geopfert, was ihm so sehr am Herzen liegt, nicht Deutschland, nicht die deutschen Nachtigallen, die er seit vier Jahren nicht gehört hat. Er muß seinen Brief an Ghasles schließen, wie er an diese deutsche Nachtigall denkt; er wird traurig. Ist das Affektation? Heine kann Gott aufgeben, aber nicht die Welt, nicht die Menschheit, nicht Deutschland. Das ist vielleicht Mangel an Treue und Pietät? Ja wohl, so werden es diejenigen taufen, die an das Wort glauben.

Heine glaubt an die sittliche Natur des Menschen und meint, Gott werde sich schon finden, wenn jene nur feststehe und der Staat nicht ewig mit ihr in Widerspruch gerathe und sie bekämpfe. Was soll der Gott im Staate, wenn in der Menschheit kein Gott ist? Ist die Kirche, als Dienerin des Staats, auch Dienerin Gottes? Dieser Zweifel ist nur zu sehr begründet. Der Gott — wie man ihn uns zeigt, von den Publicisten und den Kirchenvätern, statt von der Natur im Menschen verherrlicht — ist nicht der Gott Heine's. Aber er glaubt an den Gott über uns, nie hat er seine pantheistischen Sympathieen verläugnet. Wo ist hier Treulosigkeit?

Daß Heine Börne verläugnet ist eine Ungerechtigkeit. Daß Börne Heine mit schwerer Anklage belastet ist eine Einseitigkeit. Börne wird, ist er zum Ziele gelangt, die socialen Verhältnisse nicht unberührt lassen; denn er sagt in der Vorrede der Gesammt-Ausgabe seiner Werke: „Wo ich die göttliche Natur nicht fand, da fand ich elende Stümperei." Wird er denn in den socialen Verhältnissen eine göttliche Natur finden, wenn er dem Staat einen äußeren göttlichen Anstrich gegeben hat? Es muß uns betrüben, diese beiden großartigen Elemente unserer Literatur im Kampfe mit einander zu sehen, in einem Kampfe, welcher der guten Sache so wenig förderlam ist, wie er die Finsterlinge in ihrem Streben begünstigt.

Von Heine und Börne, vor den Fenstern des Campeschen Hauses, treten wir in den ringsum mit Büchern besetzten Saal. Hier findet eine seltene Industrie Statt. Alles funkelt und glänzt von schönen Einbänden, wie in einem Galanterie-Laden. Der Bücherhandel, das Sortiments-Geschäft, wird hier en gros getrieben; Engländer kaufen ganze Bibliotheken, Klassiker und Romantiker, Tragiker und Lyriker auf Treu und Glauben, in Bausch und Bogen, nach der Elle.

Campe ist unermüdlich in Spekulationen, die das Volk interessiren. Nicht nur Heine und Börne gingen aus seinem Verlage hervor; er ließ auch, zur Zeit des südamerikanischen Befreiungskrieges, die spanische Konstitution in seiner Officin drucken und versandte sie an die deutschen Konsuln nach Mexiko und anderen Städten. Da erkennt man den umsichtigen Buchhändler einer Seestadt. Nicht Leipzig ist sein Koncentrationspunkt; nicht Teutschland, nicht Frankreich, nicht die Julius-Revolution lenken seine Interessen. Sein Geist führt ihn hinaus über den atlantischen Ocean; er unterstützt die Sache der Freiheit durch die Presse in einem Lande, wo man nichts von Buchhändlern und ihren Procenten weiß. Aber Campe weiß Alles zu benutzen.

Der jetzt verwittweten Gemahlin Don Pedro's mußte Campe deutsche Lektüre verschaffen. Ganze Ballen literarischer Notabilitäten wurden ihr zugesandt. Sie aber verlangte nur Sachen von Furst in Nordhausen und von Wasse in Quedlinburg; Schiller, Göthe, Uhland, die schwäbischen Lyriker, sie Alle seyen nichts für Brasilien. Herr Campe staunte, und ein ganzes Heer von Räubern und Banditen, Vehmrichtern und Pilgern zog ein in Rio-Janeiro, sorgfältig verassecurirt und von den heißesten Segenswünschen Campe's begleitet.

Es ist also zwölf Uhr Mittags, und wir befinden uns in der Campe'schen Buchhandlung. Nicht Heine, der blonde, blauäugige, schüchterne Verfasser der Reisebilder, nicht Lewald, nicht Mattis, der ewig Demonstrirende und den Anschein eines die Pariser Ouvriers haranguirenden Revolutionärs Bietende treten uns hier mehr entgegen. Aber wir bemerken daselbst eine lang aufgeschossene Figur, mit dünnem, blonden Haar, gläsernen Augen, einem nonchalanten, aber doch literarischen Pli, eine Mischung von Student und Professor mit

holsteinischem Anstrich. Er reckt die Arme, als stehe er auf der Mensur und sey im Begriff, den Schläger in die Hand zu nehmen, er krämpt den Rockärmel auf, als wolle er an der Tafel, mit Hülfe der Kreide, doctren. Seine Rede ist kurz und aphoristisch, aber an geistigen Blitzen reich. Wenn er in Eifer geräth, so erhebt er sich zu hinreißender Suada, in ciceronischer Eleganz. Es ist Ludolf Wienbarg. Er unterhält sich mit Alexander Simon junior, dem eingefleischten Allopathen, einem kleinen Mann mit hoher Stirn und starker Nase, der kaustisch und mit vielem Witz die Interessen seiner Schule vertheidigt und stets mit klassischen Citaten bei der Hand ist, die seine Rede spicken. Als die Unterhaltung lebhafter wird, schleicht eine kurze stämmige Person, in schwarzen Ueberrock, schwarze Weste, schwarze Beinkleider gekleidet, hinter dem Schreibpulte zu den Streitenden heran. Die bedächtig über einander gelegten Hände, das gescheitelte Haar, der Jesuitismus, der auf dem Angesichte thront, lassen uns in ihr nicht einen ehemaligen Husaren aus Lützow's wilder, verwegener Jagd erkennen. Wir erblicken Herrn Campe, einen abgesagten Feind aller Homöopathie — wie man sich leicht denken kann — denn er ist der Verleger der Börne'schen Werke, derselbe, welcher, als er der Briefe wegen, vor Gericht stand, so geschickt die Merkzeichen, welche der Richter zwischen die gravirenden Blätter gelegt hatte, auf den Boden zu fallen lassen wußte. Hahnemann, der von Wienbarg vertheidigt wird, zieht ihn in's Gespräch. Er schlägt sich auf Simons Seite und spricht kalt, freundlich und abgemessen, anscheinend ohne große Theilnahme. Aber ein Vulkan glühet unter dieser glatten Miene, dieser gescheitelten Freundlichkeit. Denn wir sehen ein brandtweingedunsenes Gesicht in den Saal treten und sich nach Herrn Campe erkundigen. Herr Campe mißt die sich ihm vor-

ſtellende Geſtalt mit der Miene eines Kenners. Sie bittet um privatives Gehör; und Beide begeben ſich in einen entfernten Winkel des Zimmers.

Campe. Was iſt Ihr Verlangen?

Das Brandtweingeſicht. Ich habe ein arithmetiſches Werk vollendet.

Campe, (in die Taſche greifend). Wollen Sie eine Mark?

Das Brandtweingeſicht. Ich wünſchte —

Campe, (ſchon unruhig und mit Gereiztheit). Eine Mark ſteht zu Dienſten.

Das Brandtweingeſicht. Ich wünſchte, Sie verlegten —

Campe. Herr! Eine Mark. (Sein Geſicht glüht, er ergreift den Fremden beim Arm, läßt ihn aber wieder fahren).

Das Brandtweingeſicht. Ich bitte — ich wollte nur — meine Logarithmen — (Sich zurückziehend und die Hand hinhaltend).

Campe. Da! Eine Mark (Er führt den Schriftſteller eilig an die Thür. Dieſer verläßt demüthig, ſtets den Rücken ſichernd, das Zimmer).

Dieſes kleine Intermezzo beluſtigt die Anweſenden. Herr Campe beſchwert ſich mit hochrothem Geſicht über die Lumpe, die ihm keine Ruhe laſſen. Nach und nach zieht ſich der Grimm von ſeinem Antlitz zurück und er begiebt ſich wieder an die Arbeit.

Ein Mann von mittlerer Größe tritt in den Saal. Er iſt nicht ohne Embonpoint; ſein Haar iſt blond und gelockt; ſein Auge iſt ſanft und mild, wie der italieniſche Himmel. Will man die Humanität perſonifiziren, ſo muß man ihr dieſes Antlitz geben. Gabriel Rieſſer, der Verfechter des greiſen Knechts Iſrael, konnte von der Natur nicht beſſer zu dem Kampfe ausgeſtattet werden,

den er so rühmlich fortkämpft. Dieses so ganz und gar germanische Aussehen straft alle diejenigen Lügen, die im Juden den Juden sogleich erkennen wollen, die nie geeicht sind, an den Deutschen im Juden zu glauben. Gott hat ihn zum Vertreter der Freiheit seines Volks erkoren. Er kömmt aus der Börsenhalle; denn er ist Redakteur des englischen und französischen Theils der politischen Abendzeitung jenes Instituts. Welch' ein Mann! Ausgezeichnet als Jurist, eine Wissenschaft, die er, als Israelit, in Hamburg nicht ausüben darf, ist ihm nichts auf dem Felde der Literatur fremd. Er spricht mit Wienbarg über Aesthetik, Philosophie und Raupach, über Heine und Börne mit aller der Gründlichkeit, die man nur von einem Eingeweihten verlangen kann, und mit einer Ruhe, die von seinem Selbstbewußtseyn zeugt. Nicht eine Spur von Anmaßung, lauter Sanftmuth und Bescheidenheit, selbst da, wo sich die Unterhaltung auf seine Lieblings-Idee hinzieht, die Leidenschaft seines Lebens, auf die Emancipation Israels. Ohne Parthei-Eifer widerlegt er Wienbarg, der hin und wieder die Nationalität geltend zu machen sucht. Hört man in seinen Schriften eine andere Sprache? Scheinbar, ja! Hier redet er mit Donnerworten gegen Paulus, jene gelehrte Ungerechtigkeit in Heidelberg; er schleudert der Dummheit Blitze in's Antlitz; wir sehen ihn im Harnisch, mit dem Schwerdt in der Hand, ihr gegenüber. Partheigänger ist er nirgends; denn die Sache der Humanität ist Gottes Sache, bei welcher er nicht einmal das Volk zur Seite hat; die Idee der Juden-Emancipation ist nie in unsere hochgerühmte Liberalität übergegangen. Die badische Stände-Versammlung hat davon nicht nur den Beweis geliefert; auch Sachsen, Darmstadt, Würtemberg können sich nicht zu jener Idee erheben. Kurhessen aber gab ihr aus Prunksucht und deshalb nach, weil in Kassel

viele Juden wohnen, die die Stände gewannen, und weil Rothschild einige Ansprüche auf Erkenntlichkeit an das hessische Fürstenhaus zu machen hatte. Die Emancipation der Juden ist hier nur anscheinend von dem Volke ausgegangen. In der That war sie das Werk Einzelner. — Aber Riesser hat auch nicht einmal Israel zur Seite. Man ist stolz auf ihn und ehrt ihn dann und wann durch besondere Auszeichnungen; aber man tritt ihm nicht thätig bei. Die Reichen in Israel sind zu lässig in Betreff der Emancipation. Sie unterstützen den Juden, aber sie unterstützen nicht die Sache der Freiheit. Hier könnte nur ein Schutz- und Trutzbündniß zu dem einen Zwecke Etwas fördern. Die Interessen des Papierhandels müßten ihm nachgesetzt werden, denn dieser Papierhandel ist das fressende Gift am Herzen Israels.

Bei Campe sah ich auch Dr. Wurm, den früheren Redakteur der „kritischen Blätter der Börsenhalle" einen unterrichteten, aber gereizten Mann, der, der alten Publicistik von Putter und Schlözer zugethan, wegen seines Urtheils über Börne viel erdulden mußte, und am Ende auch von seinen Landsleuten, den Wurtembergern, desavouirt wurde. Er ist Anglomane im ganzen Sinne des Worts. Hume und Locke sind seine Evangelisten. Als Professor am Gymnasium mochte es ihm, selbst bei dem besten Willen, nicht möglich seyn, sein kritisches Urtheil mit der Zeit in ein Gleichgewicht zu bringen, ein Umstand, der ihn wohl bewog, von der Veröffentlichung desselben abzustehen.

Amalia Schoppe, Henriette Frese, diese fingerfertigen Schriftstellerinnen, von denen die Erstere sogar in früherer Zeit sich in eine Polemik mit der Hamburger Journalistik einließ, sind gleichfalls in dem Campe'schen Geschäftszimmer zu finden. Wundern wird man sich aber, wenn man daselbst eine Dame, in Begleitung zweier

kaum dreizehnjähriger Töchter, eintreten sieht, und diese beiden kleinen Geschöpfe mit seltener Geschwätzigkeit über die Journalistik und den neuesten Meß-Katalog reden hört. Die Dame verlangt nach dem Buche der Rahel, und Herr Campe tritt ihr mit höflicher Verbeugung entgegen, das Verlangte überreichend. Es ist die Frau Doktor Assing, unter dem Namen Rosa Maria als Schriftstellerin bekannt, die Schwester Varnhagens von Ense.

Wer ist denn jener Jude, der sich so angelegentlich nach Heine erkundigt und den ersten Theil seiner „Reisebilder" verlangt?

Jude. Haben Sie die Reisebilder von dem Musjö Heine?

Campe. Zu dienen.

Jude. Ein schlechtes Buch, ein grundschlechtes Buch!

Campe. Wollen Sie das Buch kaufen?

Jude. Ja! ein schlechtes Buch, ein abscheuliches Buch! Der schändliche Kerl, der Heine! Ich möchte die ganze Auflage von dem Buche kaufen. Was kostet das schlechte Buch?

Campe, (es ihm reichend). Drei Mark.

Jude, (das Buch nehmend und es verächtlich auf den Tisch werfend). Ein gemeines Buch! Ein schmutziges Buch!

Campe. Wollen Sie es kaufen?

Jude. Ja! (Er zieht den Beutel und zahlt). Drei Mark für die Schmiere. (Er nimmt das Buch). Pfui! hat keine Ehre von dem Buche, der Musjö Heine, wahrhaftig! keine Ehre! (Er entfernt sich rasch mit dem Buche).

Wer ist der Jude? fragte ich Herrn Campe. Es ist der schwarze Ungehängte, antwortete dieser. Jetzt wurde mir Alles klar. Wer kennt den schwarzen Ungehäng-

ten nicht aus Heine's Harzreise, in dem ersten Theil der „Reisebilder"?

Ich will mich von diesem kleinen Zwischenspiel zu der inneren Organisation des Freistaats wenden.

Die Verfassung Hamburgs ist die bestorganisirte der Hansestädte. Die Hoheit des Staats ist in den Händen des Raths und der Bürgerschaft, wie in den übrigen freien Städten; aber der Bürgerschaft ist eine weit festere Stellung, ein weit ausgedehnterer Wirkungskreis eingeräumt, als solches die Verfassungen Bremen's und Lübeck's gestatten. Schon die Kollegien der Oberalten, der Sechsziger und Hundertachtziger, die uns, als Repräsentanten der Bürgerschaft, entgegentreten und derselben ein festes kollegialisches Fundament verleihen, einen Anhaltspunkt, auf den sie sich verlassen kann, bestätigen diese Behauptung. Auf den Bürger-Konventen kann jeder „erbgesessene" Bürger, d. h. ein solcher, der mit einem Grundstück angesessen ist, erscheinen; aber jene bürgerlichen Kollegien müssen gegenwärtig seyn. Sie wachen über die Interessen der Bürgerschaft, verhandeln mit dem Rathe über minderwichtige Angelegenheiten, Namens der Bürgerschaft, und bereiten diejenigen Sachen vor, welche der Rath derselben zur Annahme proponiren will. Repräsentanten der Bürgerschaft sind sie jedoch nur in Betreff der vorstehenden Dinge. Diese wird durch sie nicht von den Staats-Geschäften ausgeschlossen. Jeder erbgesessene Bürger kann an der Gesetzgebung Theil nehmen. Die bürgerlichen Kollegien bevormunden ihn, in Betreff derselben, durchaus nicht. Ohne Anwesenheit von wenigstens 195 „erbgesessenen" Bürgern auf dem Konvente kann nie ein Rath- und Bürgerschluß zu Stande kommen. Die erwähnten bürgerlichen Kollegien dienen daher hauptsächlich zur Organisirung des Bürger-Konvents, der nun nicht, wie eine

rohe Masse, sturmbewegt, ein leckes Schiff dem Senate gegenübertritt. Diesen Kollegien steht es auch zu, dem Rathe Vorschläge zu machen, obwohl der Letztere sonst die Initiative hat. Der Receß von 1612 nennt sie das „Auge des Staats." Wenn das Bestimmungen der Hamburger Verfassung sind, die Lübeck und Bremen mehr oder weniger entbehren, die man aber gerade nicht als rühmlich bezeichnen kann, weil sie eigentlich nothwendige Erfordernisse einer republikanischen Staats-Einrichtung sind, will diese nicht in verderblichen Aristokratismus ausarten, so kann man auf der anderen Seite einen höchstwesentlichen Vorzug der Hamburger Verfassung darin erblicken, daß die Verwaltung des Staatsvermögens ausschließlich in den Händen der Bürgerschaft ist. Zehn Bürger, je zwei aus den fünf Kirchspielen, „Kämmerei-Bürger" genannt, haben die Stadtkasse in den Händen. Jährlich tritt Einer von ihnen aus. Die Kämmerei-Bürger präsentiren sodann — was auch bei dem Tode eines Mitglieds geschieht — der Bürgerschaft vier Personen, die aus dem Kirchspiele, in welchem die Vakanz Statt findet, genommen und erbgesessen seyn müssen. Von diesen erwählt die Bürgerschaft zwei Kompetenten, unter denen der Rath, vermittelst des Looses, entscheidet. So ist also dem Rathe jeder Einfluß auf das gedachte Kollegium benommen. Das Staatsvermögen ist in den sichersten Händen und alle möglichen Irrungen, oder Willkurlichkeiten schwinden. Der zehnte April des Jahres 1563 war der merkwurdige Tag für Hamburg, der dem Senate die Verwaltung des Fiskus nahm, mit welchem er bis dahin nach Belieben geschaltet hatte.

Ein gutes Zeichen des Regiments ist es immer, wenn man das freundliche Verhältniß betrachtet, in welchem Rath und Bürgerschaft in Hamburg zu einander stehen.

Seit 1710 ist nur einmal der Fall vorgekommen, daß die Bürgerschaft von dem ihr zustehenden Rechte Gebrauch machte, dem Rathe eine sogenannte Neben-Proposition vorzulegen. Man versteht darunter den Fall, wenn die Bürgerschaft ausnahmsweise von der eigentlich dem Rath zustehenden Initiative Gebrauch macht. Die Beobachtung des regelmäßigen Geschäftsganges in den Konventen ist das sicherste Zeichen einer innigen Harmonie zwischen Rath und Bürgerschaft. Das Oppositions-Verhältniß beider Korporationen, welches ja nur durch Zufälligkeiten entstehen kann und durchaus nicht Absicht, oder Wesentlichkeit der Verfassung ist, wird solchergestalt aufgehoben. Auch die Mitglieder des Senats sind ja Bürger; und in der Anrede, die der erste präsidirende Burgermeister an die versammelte Bürgerschaft hält, dürfen die Worte: „Mitbürger, vielgeliebte Mitbürger" nicht fehlen. Im Jahre 1658 sah es die Bürgerschaft sehr ungern, daß diese Worte nicht gebraucht wurden, und man bat den Senat, es bei der alten Form zu lassen. Es war das ein ehrenwerthes Begehren der Bürgerschaft, denn die Form wird nicht selten Grundsatz. Sie aufgeben, hieße, einen Grundsatz in Gefahr bringen, an den sie wenigstens stets erinnert.

Um die Burgerschaft nicht in die Lage der Abhängigkeit von den bürgerlichen Kollegien zu bringen, stimmt sie nach den Kirchspielen. Auch das ist gut; denn der absichtliche Oppositions-Geist, der sich so leicht bei kollegialischen Verhältnissen herausstellt, wird dadurch vermieden. Aus den fünf Kirchspielen wird dann, nach der Majorität, der Bürgerschluß gebildet. Sollte sich Rath und Bürgerschaft nicht einigen können, so werden in gleicher Zahl sechszehn bis zwanzig Männer erwählt, deren Entscheidung, (nach der Majorität), als vollständiger Rath- und Bürgerschluß angenommen wird. Soll-

ten auch diese durch Stimmen-Gleichheit nicht zu einem Beschluß gelangen können, so werden aus ihrer Mitte fünf Personen durch das Loos gewählt, die, gleichviel ob Senatoren oder Bürger, einen Beschluß fassen, der Gesetz wird.

Die Verfassung Hamburgs ist vollständig, und zwar wie man aus dem Obigen ersehen kann, rein demokratisch. Der Senat steht nur als aufsehende und vollziehende Behörde da. Daß er sich selbst ergänzt, ist der einzige Punkt, der einer Umgestaltung bedürfen könnte. Allein dieser Umstand ist ohne wesentlichen Einfluß, da die hamburgische Konstitution nicht der Art ist, daß sie dem Senate eine die der Bürgerschaft überwiegende Stellung einräumt. Der Senat wird stets dahin Sorge tragen, daß seine Mitglieder tüchtig für die ihnen übertragenen Funktionen sind, da er von der Unfähigkeit derselben am meisten zu leiden hat.

Was die Justiz-Verfassung Hamburgs angeht, so ist sie, ohne vollkommen zu sein, doch der Art, daß sie diejenige Lübecks theilweise, aber die Bremens bei weitem übertrifft.

Das Nieder-Gericht besteht nicht aus Senats-Mitgliedern. Sein Personal, aus einem Präsidenten und sechs Richtern zusammengesetzt, von denen zwei Rechtsgelehrte sind, die übrigen Kaufleute, ist der Bürgerschaft entnommen. Die rechtsgelehrten Mitglieder verwalten ihr Amt lebenslänglich; die Kaufleute werden jedesmal nach zwei Jahren durch andere ersetzt. Dieses Gericht ist erste Instanz für alle Sachen, die nicht der Prätur anheim fallen, oder dem Handels-Gericht. Die Prätur (erste und zweite) wird von zwei Mitgliedern des Raths verwaltet. Sie ist kompetent für Mieth- und Zinssachen, sowie für alle Civilstreitigkeiten, die den Werth von 400 Mark Banko nicht übersteigen, in welchem Falle sie vor

das Nieder-Gericht gebracht werden müssen. Das Handels-Gericht endlich, welches aus einem Präses und Vice-Präses, die Rechtsgelehrte sind und ihr Amt lebenslänglich verwalten, und aus neun kaufmännischen Richtern besteht, von denen alljährlich drei austreten und durch Andere ersetzt werden, entscheidet in allen Handelssachen, im weitesten Umfange des Worts, so wie in allen Processen, die aus Handels-, Fracht- und Schiffbausachen entstehen. Das Personal dieses Gerichts ist gleichfalls der Bürgerschaft entnommen. Für Streitangelegenheiten, die den Werth von 500 Mk. Banko nicht übersteigen, ist es erste und letzte Instanz; jedoch hat der gravirte Theil das Recht, von einer Kammer des Handels-Gerichts an die andere zu appelliren, und, im Falle der Reformation, an beide vereint. Bei dem Handels-Gericht findet nur eine mündliche Verhandlung Statt. Das Ober-Gericht, welches nur aus Mitgliedern des Raths besteht, ist zweite Instanz aller Sachen, die vor dem Nieder- und Handels-Gerichte in erster Instanz verhandelt sind und die erforderliche Appellations-Summe aufzuweisen haben.

Das vorstehende Verhältniß beweiset zur Genüge, daß man in Hamburg darauf Bedacht genommen hat, die Administration von der Justiz zu sondern. Der Senat kann überall in erster Instanz keinen Einfluß auf die Entscheidung ausüben, zumal da die Unter-Gerichte sich in gänzlich unabhängiger Stellung von ihm befinden. Eine Berufung an den Senat steht nun in dem Willen der Partheien. Sie kann nur da Statt finden, wo man sich nicht in die Entscheidung der der Burgerschaft entnommenen Richter fugen will.

Außerdem muß man den Vorzug der hamburgischen Justiz anerkennen, der in der Errichtung eines eigenen Handels-Tribunals besteht. Er ist in zwiefacher Hinsicht

lobenswerth: einmal, weil er die Kommerzsachen einem besonderen Gerichte überweiset, welches nicht von anderen Rechtsgeschäften in Anspruch genommen wird; dann aber, weil hier ein mündliches Verfahren eingeführt ist, das eine rasche Entscheidung involvirt. Bei Handelssachen ist stets periculum in mora und der gewöhnliche Gerichts-Schlendrian hält Manchen ab, sein Recht an die Langsamkeit des Proceß-Ganges zu hängen, die oft einem Geschäfte durchaus störend entgegen tritt und den Handel, der vom Augenblicke abhängig ist, an jahrlange Erörterungen bindet.

Will man die dem Senate ausschließlich zustehenden Befugnisse detaillirt angeben, so kann man sie in folgendem feststellen. Man wird daraus ersehen, wie wenig diesem Kollegium der Staat ausschließlich in die Hände gegeben ist. Der Senat hat das Recht, Gesandte zu akkreditiren und die Akkreditive derselben entgegen zu nehmen; Privilegien zu ertheilen; das Staatssiegel ist seinen Händen anvertraut; er hat die Aufsicht über das Staats-Archiv, das Begnadigungsrecht und das Recht der Dispensation bei vorkommenden Ehehindernissen. Daß diese aus der Administration und der vollziehenden Gewalt herfließenden Befugnisse ihm kein Uebergewicht über die Bürgerschaft, bei den bestehenden Bestimmungen der Verfassung, wie ich sie oben angegeben habe, verleihen können, liegt am Tage.

Diese verständige Sicherung der republikanischen Verfassung hat nicht wenig dazu beigetragen, Hamburg auf die Stufe der Wohlfahrt zu geleiten, die es in diesem Augenblick unbezweifelt eingenommen hat. Man hat es sich angelegen sein lassen, die Bürgerschaft unabhängig und frei hinzustellen; man hat in dieser Hinsicht nichts dem Zufalle überlassen, sondern Alles verbrieft und versiegelt, wohleinsehend, daß Diskussionen über Observan-

zen nicht genügen, die Willkür abzuweisen, die in einer Stadt, wie Hamburg, so leicht zu Excessen führen kann. Hamburg ist in der Beziehung zu sich wenigstens Freistaat; in der Beziehung zum Auslande verdient es freilich diesen Namen nur, nach den Bestimmungen der Wiener Kongreß-Akte, die, des europäischen Gleichgewichts wegen, die republikanische Anomalie in Deutschland dulden mußte. Geistige und politische Freiheit kann man deshalb in Hamburg so wenig suchen, wie in den anderen freien Städten. Man darf sich nicht wundern, wenn der Senat der freien Hansestadt in dieser Hinsicht ängstlich lauscht, um den Bestand der Republik zu sichern; nicht wundern, wenn ein Bürgermeister sofort dem Ansinnen eines Gesandten genügt, der diesen oder jenen Orden einer europäischen Groß-Macht nicht an der Brust eines Schauspielers auf der Bühne sehen will; nicht wundern, wenn die Censur nach allen Weltgegenden blickt, und überhaupt auf das Ausland allzuviel Rücksicht nimmt. Es sind das Alles Ergebnisse der Nothwendigkeit, Bedingungen, an welche die Freiheit geknüpft ist. Diese kleinen eingesargten Republiken können einmal weiter nichts thun, als an ihre Erhaltung denken, und man kann mit ihnen zufrieden sein, wenn ihre innere Organisation ihren Namen nicht Lügen straft.

Die hamburgische Geistlichkeit tritt nicht mit dem pietistischen oder mystischen Gepränge auf, wie in Bremen. Auch ist jener alle Bigotterie fremd. Ein einfacher christlicher Sinn, der sich nirgends zur Schwärmerei hinneigt, sondern vielmehr an den Rationalismus hält, ist das Fundament der dortigen Kirche, die freilich formell geschieden ist, die aber nirgends eine geistige Spaltung bietet. Im eigentlichen Volksleben findet man freilich weniger Hinneigung zu der Kirche, als erfreulich ist. Der Materialismus tritt auch hier hindernd auf. Aber im

Familienleben, welches — wie schon früher auseinandergesetzt ist — die Stütze des Staats bildet, zeigt sich die Religiosität nicht geringer, als in irgend einer deutschen Stadt.

Kirche und Geistlichkeit blühen in Hamburg, weil man ihnen thätig zu Hülfe kömmt, ohne beiden einen Einfluß einzuräumen, der dem praktischen Leben nicht zuträglich sein möchte. Daß aber der Mysticismus nicht unheildrohend aufwachert, liegt wohl hauptsächlich daran, daß in Hamburg Weltverkehr herrscht, welcher der in sich Gekehrtheit, dem patriarchalischen Leben der Familien und der Abgeschlossenheit keine Einwirkungen auf den Staat gestattet. Mag auch hie und da sich eine mystische Gemeinde zeigen, sie wird sich an dem großen Tagesgewirre brechen, an der Oeffentlichkeit, an den Interessen des Handels, der hier mit allem Gepränge auftritt, an dem Zufluß von Ideen aus Deutschland, Europa und der neuen Welt, die durch die Fremden und die Journalistik eingeführt werden. Eine Welt-Stadt kann sich nie und nimmer einer Gefühls-Schwärmerei hingeben, die Praxis und die gesunde Vernunft müssen hier die Oberhand behalten. Hamburg hat auch in kirchlicher Hinsicht ein heiteres, unbefangenes Angesicht. Die dortige Geistlichkeit vergräbt sich nicht in das Wort. Sie hält es mit dem Staate und dem Leben. Im Ganzen kann man die hamburgischen Prediger mit Fug und Recht Welt-Geistliche heißen; auch sie haben den kosmopolitischen Einfluß ihrer Umgebung empfunden und treten mit jener Unbefangenheit auf, die sich eben so sehr zur Toleranz hinneigt, wie zum Lichte, ohne das Christenthum zu beeinträchtigen.

Wie in Lübeck, so ist auch in Hamburg die lutherische Kirche die herrschende und zugleich die größere Gemeinde umschließende. Ich meine, die reformirte Gemeinde werde

hier nicht über 2000 Köpfe zählen. Die Senats-Mitglieder können aus beiden Konfessionen genommen werden.

Es läßt sich zwar nicht beweisen, aber ich glaube es immer, die reformirte Kirche giebt Bremen das rigoristische Ansehen. Man verkriecht sich mit ihr in die Häuser und Familien, und sie steht so schroff und abgeschlossen von aller Poesie da, so unkünstlerisch, daß die, welche in ihr erzogen werden, nothwendig ein kaltes, formelles, herzloses Etwas anziehen müssen. Der Bremer sieht starr aus, wenn der Lübecker und Hamburger menschliche Variationen aufzuweisen haben, sanfte Blicke, poetische Gedanken und lebendige Augen. Bei dem Hamburger mag das mehr aus der Socialität fließen, als aus der Kirche; aber bei dem Lübecker ist eine kleine Mischung des Lutherthums dabei, das sich dem Katholicismus entwand, ohne ihn in seinen ersprießlichen Aeußerlichkeiten zu vernichten. So viel ist auch gewiß, ein Lutheraner neigt sich, nach den Worten seines Meisters:

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Sang
Der bleibt ein Thor sein Lebelang,"

mehr zur Socialität hin, als der Reformirte, bei dem einmal Alles steif, bestimmt und zugeschnitten ist, sogar das Leben, durch die Prädestination. Könnte auch der Lutheraner es je vergessen, daß die liebenswürdige Nonne, Katharina von Bora den größten Antheil an seiner Kirche hat. Weil die Geistlichkeit anderer socialer Zustände bedurfte, so verlangte sie nach einer andern kirchlichen Einrichtung. Der Glaube war es, um den sich der dreißigjährige Krieg bewegte, und dem Staate galt es. Wie sollte nicht eine Kirche, die aus dem Bedürfnisse der Socialität entstanden ist, auf die Letztere zurückwirken. Die reformirte Kirche aber war ganz Glaubenssache, sie übte keinen staatsbürgerlichen Einfluß aus, wie die lutherische, an ihr arbeiteten allein die

Dogmatik und die Exegese, wenn an dieser die Natur und die Humanität mitgearbeitet hatten. Daher der Rigorismus jener, und die Milde dieser, daher die Wichtigkeit der Satzungen und Lehrsätze bei jener, und die Unerheblichkeit der Satzungen und Lehrsätze bei dieser. Es glaubt kein Lutheraner an die Verkörperung Christi im Abendmahl, aber dieser Begriff ist eine poetische Gemeinschaft, wie die Ehe eine fleischliche Gemeinschaft ist. Die Socialität, das Leben liegt überall dem Lutherthume zum Grunde, und seine, es von der reformirten Kirche scheidenden, Dogmen sind Nebendinge, um die sich kein vernünftiger Mensch kümmert. (Dieses Alles mag auch ein Grund mit seyn, daß der Mysticismus nicht leicht in der lutherischen Kirche um sich greifen kann. —) Daß aber die Dogmen bei der reformirten Kirche Hauptsache sind, ist gewiß. Ohne jene würde sie nicht existiren. Die Kirche Luthers aber existirt, abgesehen von allen ihren Lehrbegriffen, schon in den staatsbürgerlichen Einrichtungen, die durch sie herbeigeführt wurden; und die vielen ehelichen Nachkommen der Geistlichen zeugen nicht minder für sie, als die Uebersetzung der heiligen Schrift, von Dr. Martin Luther. Die lutherische Kirche ist lebendig, praktisch und nicht ohne alle Poesie; die reformirte Kirche ist todt und prosaisch. Auf das Leben hat sie nie einen Einfluß ausgeübt. Daher erkläre ich mir den Rigorismus und die Ungemüthlichkeit, die verständigen und unsocialen Gesinnungen der in ihr Erzogenen. Wenn ich in meinen „Bremischen Skizzen" eine andere Ansicht über die Hinneigung der reformirten Kirche zum Mysticismus aufstellte, so mache ich hier noch nachstehende geltend. Ich glaube, eben weil die reformirte Kirche dem Gemüthe jede Richtung nach Außen nimmt, weil sie alle Sinnlichkeit verwirft, so veranlaßt sie jenes, sich nach Innen zu wenden. Da findet es nun meistens mehr Zweifel,

Angst und Besorgniß, als Glaube, Liebe und Hoffnung. Es greift nach Rettung, es versenkt sich in Andacht und krankhafte Anbetung, in Buße und Reue. Der Verstand unterliegt dem Gefühle, das hier zum Glauben gemacht wird, zum Besieger des Zweifels. Wir haben nun jene Pietisten und Mystiker, wie sie gerade in Bremen hausen. Will ich einmal eine Kirche des Gefuhls, so lobe ich mir den Katholicismus. Ach! „die römische Hure" — wie Ihr sie nennt, Ihr, Mallet und Ihr, lieben Brüder, die ihr zwischen dem gesunden Menschenverstande und dem lieben Gott umhertaumelt, ist wahrlich so übel nicht. Sie mag von den Päbsten nach der Reihe beschlafen seyn; aber sie bleibt doch eine Madonna. Tausende trieb sie in den Tod; ihr Thron war von Blut umflossen; ihr Fuß trat auf Leichen; aber die ihr fielen, die fielen aus Liebe zu ihr, wie die Freier jener Braut vom Kynast. Sie war wirklich eine seligmachende Kirche. Mich hat sie noch im Tode angelächelt und zur Liebe hingerissen, als ich sie sah in der Marienkirche in Lübeck, in dem Heiligenschein der Bilder, in den vielen frommen Patricier-Augen, die gen Golgatha sehnsuchtig schauen, freudetrunkenen Blickes. Sie ist auch eine Kirche des Gefühls; aber sie zieht mit diesem Gefuhl in die Welt hinaus und macht Tausende glucklich. Und Ihr macht sie zur Hure, weil Ihr ihre Poesie über die Unzucht vergeßt, die man mit ihr trieb. Schon gut! Aber meint Ihr, daß die Welt jemals an die dunklen Ahnungen und mystischen Offenbarungen Eurer Jungfrau, mit dem Gebetbuche in der Hand, an jene Offenbarungen und Deutungen, die in geistiger Sentimentalität schwelgen, glauben werde. Im Leben nicht; sie will, wo vom Gefühle die Rede ist, sinnliche Aeußerungen desselben. Wo der Mysticismus Wurzel faßt, da wird er — und solches liegt in der menschlichen Natur — sich am Ende mit seinem kränkelnden Gefühls-

wesen nach Außen wenden; er wird alle jene unseligen Schwärmereien erzeugen, die sich der Staats-Maschine störend entgegen stellen. Also geschah es mit Proli und seiner Sekte. Auch der Mysticismus, oder, wie Ihr es nennt, die Liebe wurde hier zur Hure gemacht. Die Scheinheiligkeit diente ihr nicht weniger zum Deckmantel, als sie einst der katholischen Kirche zum Deckmantel diente. Ein Beweis, daß jede Religion, die nicht der Vernunft huldigt, stets verderbliche Einflusse, verborgenes Gift in sich trägt.

Wenn ich den staatsbürgerlichen und kirchlichen Zustand Hamburgs besprochen habe, so sey es mir vergönnt, noch der Zuckersieder-Knechte und Dienstmädchen zu gedenken. Auch sie verdienen genannt zu werden. Wenn ein Franzose — ich glaube, es war Balzac — behauptete, die Bremer Kellnerinnen hätten große Aehnlichkeit mit den Münchener Kellnerinnen, so war das ein grober Irrthum. In Bremen trägt die dienende Klasse „Regentücher", die über den Kopf gelegt, zu beiden Seiten des Körpers herabhängen und häufig wohl ein Antlitz mit einladenden Augen durchblicken lassen, aber doch sonst allen Reiz der Person dem Beschauer entziehen und, statt Lascivität und Frivolität, Solidität und Keuschheit bieten; die Bremer Dienstmädchen sind schöne Beguinen; die Hamburger Dienstmädchen aber sind lustig, üppig, leicht und fein gekleidet, mit herabhängenden, flatternden Hauben versehen, mit bebänderten Schuhen geschmückt, und kurzen, modigen Kleidern, die, beim raschen Gange, anziehend um die Wade spielen. Alles ist nett und reinlich an diesen Mädchen, und daß sie der dienenden Klasse angehören, ersieht man nicht gleich auf den ersten Blick; denn der Korb, welchen sie hoch unterm Arme tragen, ist stets von einem schneeweißen Tuche verhüllt, das, wie ein Segel, schon von Ferne ihren Lauf

bezeichnet. Ich meine, die Hamburger Dienstmädchen haben am meisten Aehnlichkeit mit denen in Wien, bis auf den neckischen Humor der Letzteren, der freilich in Hamburg durch den plattdeutschen Charakter, welcher nun einmal nichts von angeborener Grazie weiß, verdrängt wird. Diese Hamburger Amouretten sprechen, wie überhaupt die untere Volksklasse in den Hansestädten, plattdeutsch, einen Jargon, der durch die Vermischung des Hochdeutschen mit der alten sassischen Sprache entstanden ist, der aber gerade in Hamburg rauher und derber klingt, als in Lübeck und Bremen, wo er allerdings einen naiven, kindlich-herzlichen Charakter durch die Weichheit des Dialekts annimmt. Dieses Plattdeutsch macht sie Einem nicht angenehmer bei'm Sprechen; im Gegentheil gewähren sie, im schnellen schweigsamen Fluge an Einem auf der Straße vorübereilend, durch das Gedränge am Jungfernstieg sich gewandt hinwindend, wie im Tanze, ein bei weitem anmuthigeres Bild, welches zur Anschauung des öffentlichen Treibens durchaus nothwendig ist. Die Hamburger Dienstmädchen stehen als eine besondere Klasse da, die sich durch die Tracht mehr, als die Sitten, von andern Klassen der Einwohner unterscheidet.

In dieser letzteren Hinsicht muß ich auch noch der Zuckersieder-Knechte erwähnen, schmucker Leute, mit weißen, bezipfelten Mützen, die beinahe wie Nachtmützen aussehen, und weiß leinenen Schürzen. Sie sind die Arbeiter in jenen großen Zuckersiedereien, die das übrige Deutschland mit diesem Fabrikat versorgen; und der Fremde wird sich häufig wundern, wenn er Abends, nach der Feierglocke, ganze Reihen dieser Menschen an sich vorüberziehen sieht, die durch die Reinlichkeit ihrer Kleidung zur Genüge darthun, daß sie nicht den gewöhnlichen Handwerken angehören.

Ich weiß nicht, ob die „schöne Marianne“ n
lebt, oder ob sie noch schön ist, wenn sie noch lebt. S
hielt in früherer Zeit in Eimsbuttel Haus und Hof, d
eine Gastwirthschaft, die von Einheimischen und Fr
den besucht wurde. Die schöne Marianne galt für e
Merkwürdigkeit Hamburgs. Sie war eine holsteini
Schönheit: groß, fest und körnig, und mit ein P
Augen versehen, die, wie der Plöner See, schmacht
da lagen, von edlen, langen Seiden-Wimpern besch
tet, wie jener von duftigem Grün. Aber ihre Schönh
die eben nur durch die Augen einen poetischen Anst
erhielt, im Uebrigen zu sehr nach Fleisch und Blut a
sah, war nicht die größte Merkwürdigkeit an dieser M
rianne. Sie war sittig, gebildet, und — sittlich. M
huldigte ihr, man drängte sich zu dem Buffet, wo si
eigener Person das Amt eines weiblichen Ganymed v
waltete, man überhäufte sie mit Zuvorkommenheit u
Auszeichnung; ja selbst der Herzog Karl von Bra
schweig zog ihretwegen Eimsbuttel Hamburg vor, u
verweilte ganze Tage in ihrem Gasthause, hier dejeu
rend, dinirend, soupirend. Marianne war liebensw
dig, aufmerksam, wie es einer schmucken Wirthin ge
ihre Gäste zustand, indeß mit jener Zurückhaltung u
Bestimmtheit, die Achtung einflößt und jede Zudringl
keit abhält. Sie schien sogar, ohne indifferent zu se
kein Auge für Männer zu haben; und doch, wenn m
ihr in das Antlitz sah, das sich stets mehr zu Thrän
als zum Lächeln neigte und zur Genüge bewies, wie
nigen Antheil sie eigentlich an dem Geschäfte nahm, s
dern dasselbe vielmehr in mechanischer Einförmigkeit
trieb, man konnte nicht umhin, auf den Gedanken
kommen, die Liebe sey nicht spurlos an diesem M
chen vorübergegangen, es sey Resignation, und Sel
beherrschung, daß sie sich mit aller Grazie, mit al

Savoir faire einer Gastwirthin, so zuvorkommend, wie gleichgültig, hinter dem Buffettisch bewege. In der That, man mochte Recht haben zu jener Vermuthung. Marianne litt nicht an unglücklicher Liebe, die so häufig in den Novellen vorkömmt und nirgends im Leben; denn die Liebe ist nie unglücklich. Ja es ist nichts unsinniger, als unglückliche Liebe. Das hat uns Kleist in seinem „Käthchen von Heilbronn" veranschaulicht. Wetter von Strahl greift nach der Peitsche, allein die Liebe des Mädchens von Heilbronn wird über diese Peitsche nicht unglücklich, sie legt sich auf dem steinigen Boden, vor der Burgthur, unter dem Hollunder-Busche, schlafen und träumt von sich selbst.

Marianne war eine glücklich Liebende, wie jenes Käthchen, aber sie liebte — ein Bild, die Phantasie irgend eines beredten Malers, der ihr lange Zeit, ohne Hoffnung der Erhörung, gehuldigt hatte, ja ohne daß sie seine Huldigungen bemerkt hatte. Er war von Hamburg geschieden, hatte ihr geschrieben, ohne seinen Namen zu nennen, hatte ihr jenes Gemälde übersandt, welches das Brustbild eines Jünglings vorstellte, dessen Angesicht sie im Leben nicht gesehen. Er schrieb ihr, es solle ein Zeichen seiner Verehrung sein, ein Beweis seiner Kunst, die er, neben ihr, einzig und allein auf dieser Welt liebe. Das Bild war ein veni, vidi vici für Mariannen. Es hing im goldnen Rahmen in ihrem Schlafzimmer. Sie lebte mit unendlicher Liebe in diesem Bilde, welches die Götter nie und nimmer beleben zu wollen schienen, in diesem Bilde, ohne welches sie kein Glück auf Erden kannte. Ob jener Maler sich mit diesem Bilde an Mariannen hatte rächen wollen? Ich weiß es nicht. Aber seinen Zweck hatte er bis dahin in solchem Falle nicht erreicht; denn die Liebende kannte keinen Wunsch, den jenes nicht erfüllt hätte. Sehnsuchtig lächelnd blickte es sie von Mor-

gen bis zum Abend an; sie fand sich im Anschauen Bildes beglückt, wie sich jene Jungfrau Jules Ja im Anschauen der Sonne beglückt fand, jene Jungf die erst von einer Sonnenfinsterniß den Tod hatte. N zündete Marianne zwei Wachskerzen auf dem Tisch über welchem das Gemälde hing. Sie wollte zu k Zeit den Anblick des Geliebten entbehren. Alles das seltsam, aber wahr. Es giebt eine rein ideelle Liebe, buntes Reich der Imagination und Phantasie. Mari war kluger, als Pygmalion, sie bat nie um Fleisch Blut jenes Bildes, das ihr so ganz unterthan war, ihr Keiner streitig machte, das sie nie zur Eifersucht te; ihr bangte vor dem Leben des Bildes; nie konn ohne Grauen daran denken, dasselbe sey mehr, als P tasie.

Plötzlich, an einem lauen Sommerabend, nach alle Gäste heimgekehrt, verlangten mehre Stimmen laß in das Gartenthor. Es wurde geöffnet. Ein W hielt vor der Pforte, und Diener waren beschäftigt, im Mantel gehüllte männliche Gestalt aus demselbe heben, die — wie es schien — auf den Tod verwu war. Eine Dame, die in einem von einem Diener g teten Kabriolet dem Wagen gefolgt war, bat um Asyl für den tödtlich Verwundeten. In ängstlicher räumte die gefällige Wirthin demselben ihr Schlafzim ein. Er wurde auf das Bett Mariannens gelegt, Bilde gegenüber. Marianne trat hinzu, hülfreiche H zu leisten, da die unbekannte Dame, (wie es schien Gemahlin des Unglücklichen), im Nebenzimmer in O macht lag.

Er schlug die Augen auf, Marianne bebte mit e Schrei des Entsetzens, elektrisch von seinem starren berührt, zurück. Sie erkannte in jenem Verwundeten Original ihres Bildes. Ihr Verstand erklärte ihr

Uebrige; sie mußte sich eilends zurückziehen und die weitere Verpflegung ihren Dienern und denen des, allem Anscheine nach, Sterbenden überlassen, welchen ein zu gleicher Zeit mitgekommener Wundarzt assistirte.

Am Morgen darauf erfuhr sie, die sich bis dahin, in ihrem Zimmer eingeschlossen, von allen weiteren Vergnügen fern gehalten hatte, folgendes: Der Verwundete, ein neapolitanischer Edelmann, war gegen Morgen verschieden. Ein junger Maler hatte ihm, ohnweit Eimsbuttel, im Pistolen-Duell die tödtliche Wunde beigebracht, die seinem Leben ein Ende machte. Die Sekundanten, bekannt mit der Orts-Gelegenheit, hatten den Verwundeten in Mariannens Behausung geleiten lassen; seine Gattin war hierher aus der Stadt geeilt, nachdem sie inzwischen von dem Duelle Kunde erhalten hatte. Er war in ihren Armen verschieden.

Marianne eilte athemlos in ihr Schlafzimmer. Die Leiche war von der trostlosen Gattin bereits in die Stadt geschafft; alle Fremden hatten sich entfernt. „Ein Traum! ein Traum!“ Das waren die einzigen Worte, die die schöne Wirthin hervorbringen konnte. Sie suchte das Bild. Es war verschwunden, und die Kerzen standen ganz herabgebrannt, erloschen auf dem Tische.

Keine Nachforschungen nach dem Bilde führten zu einem weiteren Resultat. Die Dame, die in jener Nacht mit dem Unglücklichen zu Mariannens Wohnung gekommen war, hatte ihren Weg sofort an dem Morgen nach dem Ereignisse nach Italien fortgesetzt. Die Leiche wurde auf dem Begräbnißplatz vor dem Dammthore in Hamburg der Erde übergeben. Die Wittwe des Getödteten hatte dazu die nöthigen Gelder hinterlassen. Von dieser, wie von dem Mörder wurde nie etwas Weiteres lautbar. Nur so viel vernahm man, daß der Letztere der Bruder jener Dame, der Schwager des Getödteten und derselbe

Maler gewesen sey, der Mariannen das Gemälde übersandt hatte, welches sie zu so mächtiger Liebe entflammte.

Ob Marianne noch glücklich liebte? O gewiß. Sie hatte ein Bild geliebt, und dieses Bild lebte in ihrer Phantasie fort. Das Leben dieses Bildes hatte ihre Liebe, die, wie jede Liebe, eine Egoistin war, nie gewünscht. Ihr Wunsch war erfüllt worden. Sie hatte nichts eingebußt durch dieses blutige Ereigniß, als Leinwand, Farben und einen goldnen Rahmen. Ich sah die schöne Wirthin häufig in dem Buffet ihres Gasthauses; sie hatte nicht einmal an Schönheit verloren und stand der Wirthschaft, nach wie vor, mit demselben Eifer vor. Es mochte süß für sie sein, zu wissen, daß der Gegenstand ihrer Liebe nie und nimmer einer Anderen mehr zufallen könne. Diese Gewißheit mochte sie für die entzogene Wirklichkeit entschädigen. Das Ideelle blieb ihr und stellte sie gegen jede Versuchung sicher. Marianne soll den Herzog Karl von Braunschweig nicht erhört haben, so wenig wie irgend einen Anderen.

Ein Sonntag in Hamburg. In London herrscht Todtenstille an einem solchen Tage. Politik und Vergnügungen weichen der anglikanischen Kirche, diesem reichen Tyrannen, dem Einzigen in Alt-England. Eine Million Einwohner: Herzöge, Pairs, Kaufleute, Matrosen, Gauner und Bettler, ziehet sich an diesem Tage in die Stille des Hauses zurück. Das Gesetz verlangt es, das Gesetz will Andacht, und der Engländer folgt dem Gesetze. Die Gottesverehrung ruht schwer, wie der Steinkohlendampf und Nebel, auf der sonst so rührigen Insel; man giebt ihr das Recht, welches sie in Anspruch zu nehmen, befugt ist. Die Strenge der Form, das Ansehen des Buchstabens, welche dem Engländer stets im öffentlichen Leben vorleuchten, dehnen sich auch auf seine Religiosität aus. Der Sonntag verwandelt, wie auf einen

Zauberschlag, diesen unaufhörlichen Geschäftssturm, der über London, während der Wochentage, ertönt, in jene ängstliche Stille, wo sich kein Lüftchen regt und selbst die rohe Natur der Matrosen dem Prediger lauscht, der sie auf der Themse, in schwimmender Kirche, Gottes Wort lehrt.

Anders ist es in Hamburg. Das Geschäftsleben schweigt; aber es tritt ein anderes, eben so geräuschvolles Leben an die Stelle des Handels. Hunderte von Wägen halten an den verschiedenen Thoren, und ganz Hamburg strömt, nach dem Morgen-Gottesdienst hinaus nach Harvestehude, Hamm, Horn, Billwärder, Wandsbeck, Eimsbüttel, Rainville, Ottensen, den Vierlanden, Reinbeck, Friedrichsruhe, Wohldorf und Poppenbüttel. Der Wall ist mit Spaziergängern bedeckt; die Droschken haben vollauf zu thun; der Jungfernstieg bietet ein Gedränge von Feierkleidern. Eine Lustbarkeit sucht es der andern vorzuthun: Feuerwerker, Aerostaten und Seiltänzer wetteifern, sich die Menge zuzuwenden. Das Treiben wächst von Stunde zu Stunde bis zur Mittagszeit, wo es in der Stadt seinen Gipfel erreicht. Was der Morgen nicht hinausgezogen hat ins Freie, das wendet sich, Nachmittags, der Umgebung zu. Hamburg wird jetzt stiller, wenig bewegter, bis zum Abend, wo Alles wiederum von den Landhäusern und den vielen Vergnügungs-Orten zurückkehrt. Jetzt öffnen Peter Ahrens, Dorgerloh, Mandels ihre Pforten, und mit ihnen erschließt sich jenes Bild, welches ich oben beschrieben habe, und welches Einen auf den Zenith thierischen Genusses geleitet. So ist denn Hamburg in unaufhörlicher Regsamkeit, ein stets bewegtes Meer, eine ewige Brandung der Menschheit, die sich an tausend Klippen bricht, um wieder in den großen Ocean des nie rastenden Verkehrs zurückzuströmen. Das

öffentliche Leben hat keinen Ruhepunkt aufzuweisen; nicht einmal die Kirche bringt hier den Menschen zum Stehen. Es wird Alles unter steter Bewegung vollbracht. Man geht in die Kirche, und aus der Kirche sofort zu anderen Dingen über. Hamburg ist das Perpetuum mobile Deutschlands, ein ewiges chaotisches Gewirre von Menschen, Kaufleuten, Lastträgern, Maklern, Christen, Juden, Seiltänzern, Bestien, Pfründen, Matrosen, Gaunern, Fremden. Man sollte es nicht für möglich halten, daß diese stete Bewegung zu zügeln sey. Daß sie gezügelt wird, solches verdankt Hamburg der Weisheit seiner Regierung.

Seltsam sticht gegen den Vergnügungs-Verkehr in jenen Stadttheilen, die ich oben bezeichnet habe, die Ruhe im Hafen ab, der sonst ganz Hamburg übertönt. Die Schiffe liegen in ihrem Feierkleid, mit aufgezogener Flagge dicht neben einander gereihet, ruhig und harmlos. Kein Geräusch der Segel, kein Aus- und Einladen von Waaren; keine Schiffsart, kein Matrosengeschrei, keine Ruderschläge stören diese Stille. Hie und da durchschneidet ein leichtes Boot, oder eine Jölle in taktmäßiger Bewegung die Fluth. Sie will den Kapitain an's Land tragen, dem die Einförmigkeit des Hafens nicht behagt. Wahrlich! nur die Schiffe scheinen an einem Sonntage in Hamburg andächtig Gott zu feiern; die Menschen kommen vor lauter Beweglichkeit und Genuß selten zu mehr, als zum Besuch der Kirche.

Ich habe oben den Charakter der Kirche in Hamburg bezeichnet. Was ich davon sagte bezog sich nur auf sie, als Ausfluß des Staats, nur auf die Geistlichkeit. Dem wirklichen Leben mag man im Ganzen mehr Indifferentismus, als Religiosität nachrühmen; und was für die Kirche in so reichem Maße gethan wird, das geht theilweise vom Staat aus, theilweise von dem Fa-

milienleben, das übrigens vom Volke geschieden ist. Hamburg selbst, die große Menge, empfindet eben kein religiöses Bedürfniß, das ja überhaupt mehr Moral voraussetzen würde, als man hier im öffentlichen Leben antrifft.

Die Umgebungen Hamburg's übertreffen die der beiden anderen Hansestadte nicht nur an Reiz und pittoresker Gestaltung; sie können auch mit zu den schönsten Partheen des nördlichen Deutschlands gezählt werden. Nicht Erhabenheit spiegelt sich in ihnen, aber unendliche lyrische Anmuth. Sie sind keine Oden der Schöpfung, sondern Kanzonen, Kinder der Elbe, die diese mit dem Flachlande erzeugt hat, wie sie im Süden von dem Hochlande jene riesigen Felsen empfing, jene kräftigen Titanen-Gestalten, die die sächsische Schweiz bilden. Hier Amouretten, die ihrem Brautzug zum Meere voranschweben; dort eine Leibwache geharnischter Kolosse, en haye aufgestellt, die böhmische Königin auf ihrer Wallfahrt zum Norden zu begrüßen.

Altona kontrastirt mit Hamburg auffallend durch die Ruhe seiner Straßen und durch die regelmäßigere Bauart. Die Palmaille, ein schöner Spaziergang, von vier Reihen großer Bäume eingefaßt, und von stolzen Gebäuden zu beiden Seiten begrenzt, bietet schöne Aussichten auf die Elbe, die hier an zwei Punkten, wo die Häuser sich theilen, mit ihren südlichen Ufern, grünbekränzt und von Hügeln umsäumt, das Auge entzückt. Ottensen mit dem Rainvilleschen Garten, der, terrassenförmig angelegt, eine Fernsicht auf die Elbe gestattet, schließen sich der Palmaille an.

Ottensen ist ein historisches Dorf geworden. Zwei Namen: Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, und Klopstock, haben es in die Geschichte eingetragen. Beide strebten nach einem Ziele, der Freiheit und Unabhängigkeit Deutschlands.

Klopstock lebte und sang ihr in seinem „Hermann"; Karl Wilhelm Ferdinand lebte und starb ihr, und die kleine Kirche in Ottensen, in deren Nähe der Sänger der Messiade ruht, mußte lange Zeit die Ueberreste eines deutschen Fürsten beherbergen, der Leben, Krone und Vaterland der Realisirung jener Idee der Freiheit und Unabhängigkeit geopfert hatte, und dem daher nicht einmal ein Platz in der Gruft seiner Ahnen, neben dem Löwen, gestattet wurde. Nur ein schmerzvoller Tod ließ ihn jenes Dekret nicht erleben, welches seinen Namen aus der Reihe europäischer Dynasten strich. Des Augenlichts in der Schlacht bei Auerstädt beraubt, starb der greise Fürst in Ottensen, wie Augenzeugen behaupten, ohne irgend ein Zeichen von Schwäche, ohne sich einen Augenblick ungleich zu werden. Ein schöner Tod; man setzt dem Leben stets den Schlußstein auf, wenn man so stirbt, wie man gelebt hat. So starb der Herzog von Braunschweig; so starb Klopstock; nur daß der Letztere allen trüben Verhängnissen seines Vaterlandes entzogen wurde, denen jener erlag.

In Betreff der durch die französische Revolution festgestellten Ideen von republikanischer Freiheit und Gleichheit mochten beide Männer vielleicht entgegengesetzte Pole seyn. Indes Bestimmtes läßt sich auch hierüber nicht behaupten. Klopstock vermied es, von den Ereignissen des letzten Decenniums des achtzehnten Jahrhunderts zu sprechen; er sah wohl ein, daß das Urtheil darüber außer dem Bereiche der Zeitgenossen läge. Schwer würde es seyn, ihn einer Parthei unterzuordnen, der er auch gewiß im Leben nicht angehörte; denn er liebte die Freiheit nur, als das himmlische Erbe der Menschheit. Aber eben so wenig machte der republikanische Terrorismus ihm jene Freiheit verleiden. Sein Schweigen beweiset uns zur Genüge, weß Sinnes der Sänger der Messiade war.

Der Herzog von Braunschweig zog gegen die Republik zu Felde. Ob gern, oder ungern, ob mit Ueberzeugung, oder mit Rücksicht auf das Princip, dem er seinen Thron verdankte, darüber ist nichts Näheres bekannt geworden. So viel ist aber gewiß, daß er nicht der Verfasser jenes Manifestes war, welches Preußen gegen die junge Republik schleuderte. Er soll häufig seine Unterthanen, auf Kosten der Fürstenwürde, begünstigt haben. Er starb — wie gesagt — für die Freiheit und Unabhängigkeit Deutschlands, und die Nachwelt mag es immer interessant finden, wenn sie erfährt, der Herzog von Braunschweig, der Verfechter jener Idee Klopstocks, sey durch das Geschick zum Grabe des Sängers geführt und habe dort gleichsam von einer höheren Hand festgebannt, seinen Tod gefunden, der ihm in keiner bessern Umgebung werden konnte, als an der Ruhestätte des deutschen Pindars, dessen Tod eines Gerechten, wie er im zwölften Gesange der Messiade vorkömmt, nicht ohne Trost für den drei und siebenzig jährigen Herzog sagen mochte, der allerdings für einen der wissenschaftlich gebildetsten Fürsten seines Jahrhunderts galt.

„Saat, gesäet von Gott,
Am Tage der Garben zu reifen",

diese Grabschrift ließ Klopstock seiner Meta setzen. Man hat sie nicht verändert, als man seine Gebeine zu den ihren legte, unter die große Linde.

An der Nordseite des Dorfes tritt uns der Tod in weniger tröstender Anschauung entgegen. Hier ruhen 1138 Hamburger, die, von Davoust aus Hamburg vertrieben, in dem neuen Altona dem Ungemach erlagen.

Von Ottensen aus zieht sich der Weg, längs des hohen Ufers der Elbe, die, bald hinter Gebüschen versteckt, bald frei hervortretend, mit uns zu spielen scheint, nach Klein-Flottbeck und weiter nach Nienstädten.

Lauter Elb-Ansichten enthüllen sich dem Auge, stets in malerischer Färbung, unter grünen Rasen, Kornfeldern, Baumgruppen und kleinen Gehölzen. Es ist eine sinnige Natur, die Einen hier anlächelt, das Land tritt hier bescheiden vor der Elbe zurück, die in ruhiger Majestät vorüber wallt und mit der reichen Handelspracht geschmückt ist, die Hamburg in entfernte Welttheile aus seinem Hafen sendet. Ueberall aber ist Fülle, Reichthum und Mannigfaltigkeit. Die Ober-Elbe ist subjektiv und romantisch, die Nieder-Elbe ist objektiv und klassisch in der Anschauung.

Man gelangt endlich, von dem Ufer ablenkend, auf der Landstraße, die sich einwärts zieht, zu dem Dorfe Blankenese. Dieser von Fischern und Lootsen bewohnte Ort ist in ewige Trauer gehullt. Allenthalben treten Einem Wittwen und Waisen entgegen, deren Ehemänner und Väter Neptun ein Opfer fielen. Ich genoß hier das schaurige Vergnügen einer sturmbewegten Luft, hier, dicht am Strande der Elbe, von jener kahlen Höhe, die man den Sublberg heißt. Der Fluß dehnte sich auf seinem weichen Bette, als sey es ihm zu eng, und die Ufer schienen sich zu weiten und seinen Anstrengungen nachzugeben. Das einförmige Getöse des Wassers, das immer höher strebte und endlich zu dem ordentlichen Wellenschlage überging, der die kleineren Schiffe nach Willkur bewegte, wenn er die größeren ohnmächtig umspielte, nahm mit jeder Minute zu, und vermischte sich endlich mit dem Brausen des Sturmes, der nun uber Wasser und Schiffe die Oberhand behielt und ein Vorspiel der großen Tragödie eines orkanbewegten Meeres bot, die so Mancher der vorüberseglenden Kauffahrer harrt und in welcher auch die Blankeneser häufig mitzuwirken gezwungen werden.

Wenn man in der Umgegend Hamburgs Landleute trifft, die sich durch ihre geschmackvolle Kleidung aus-

zeichnen, die Männer durch ihre weiten kurzen Pluderhosen, ihre braunen, oder grünen Jacken, die oft mit silbernen Knöpfen verziert sind; die Weiber durch ihr grünes, oder rothes, mit farbigem Bande besetztes und am Halse, um den ein rothes Tuch geschlungen ist, zugehäkeltes Mieder, durch die weiten faltigen, kaum bis zur Wade reichenden Röcke, den platten runden Strohhut, unter welchem, bei den Unverheiratheten, das Haar in zwei langen Flechten herabfällt, in deren jede am Ende ein Band eingeknüpft ist — so mag man sie für Vierländer halten, für die Nachkommen jener Flamänder, Friesen und Holländer, die Graf Adolph I von Schaumburg, als Kolonisten, hieher versetzte. Sie haben, wie jene Sachsen bei Frankfurt, sich von jeder Vermischung mit ihren Nachbaren frei gehalten; seit Jahrhunderten bewahren sie dieselbe Kleidung, der man es sofort ansieht, daß sie nicht dem deutschen Norden angehört. Die Vierlande gehören Lübeck und Hamburg gemeinschaftlich. Beide Städte eroberten sie im Jahre 1420, um einem in Bergedorf lagernden Raubritter das Handwerk zu legen. Sie sind im ungestörten Besitz dieser Eroberung geblieben, und regieren und verwalten sie gemeinschaftlich. Die Vierlande sind der Blumengarten Hamburgs. Die Rosenkultur ist hier zu Hause. Mir sind die Vierlande merkwürdig wegen ihrer Bewohner, die nun, über 700 Jahre auf fremdem Boden, sich ihrer Nationalität nicht entäußert haben, noch weniger als die Sachsenhäuser, obwohl sie in der Nähe einer der größten deutschen Städte wohnen, einer Stadt, deren Einwohner, aller Nationalität entkleidet, nur den materiellen Interessen huldigen. Die Vierländer haben es nicht versäumt, von Hamburg den Nutzen zu ziehen, auf welche sie die Sorge für ihre Existenz hinweiset. Sie sind ein industriöses Völkchen, das mit seinem Gemüse, seinen Erdbeeren und seinen Blumen Hamburg

versorgt; aber, trotz dieses fortwährenden Verkehrs, ist ihnen die alte Sitte und sogar jene Kleidung geblieben, die sie von ihren Vorfahren ererbten und nur hie und da mit der Mode, mit silbernen Knöpfen und Schuhschnallen schmückten. Es ist gewiß; die gemachte Vermischung zweier Völker wird stets eine sorgfältige Sonderung zur Folge haben, eine Sonderung, die auf die spätesten Jahrhunderte vererbt wird. Nur bei freiwilligen, sich von selbst machenden Vereinigungen verschiedener Völker wird sich die nationale Individualität weniger erhalten.

Der Vierländer versorgt Hamburg mit allen vegetabilischen Bedürfnissen. Aber seine Industrie beschränkt sich darauf nicht, sie ist ächt Kamändischer Natur und geht nach Leipzig mit Lachs, nach Polen um von dort Blutigel zu holen. Ein Blutigel-Spekulant aus Billwärder soll einmal auf diese Weise 1200 Mark reinen Gewinn gemacht haben. Ein Anderer, ein Bauer von Neuengamme, wollte es noch weiter versuchen und ging aus Polen direkt nach Paris, um dort seine Waare abzusetzen. Aber die Sache verlohnte sich der Mühe nicht.

Das Dammthor breitet einen Fächer von Alleen vor uns aus. Die eine westliche, führt über Lookstedt und Collau nach Groß-Borstel und Niendorf; die beiden andern Alleen geleiten uns nach Eppendorf. Wir können hier die Ufer der Alster durchwandeln. Der Fluß ist von Wiesengrund eingefaßt und fließt, wie eine Idylle, sanft und ruhig dahin. Jäger, Hirten und Fischer bilden das handelnde Personal; Alles ist einfach, aber poetisch gehalten, und die Fahrzeuge, die Sonntags den Fluß beleben, erinnern an jene gemüthliche Gastfreundlichkeit, die Voß so entzückend schildert, und die hier, statt der Menschen, die Natur aufzuweisen hat. Harvestehude aber, mit seinen Eichen, hat einen patriarchalischen Charakter; es scheint in einer alten ehrwürdigen Postille zu

leſen, die aus fernen Jahrhunderten, von Vater auf Sohn vererbt worden iſt. Die alten Eichen begeiſtern mich nicht, wie den enthuſiaſtiſchen Arendt, den ſie ſofort nach Teutonia führen; aber ſie ſind mir die groſſe Fraktur deutſcher Natur, die ſo kräftige und erhabene Gedanken enthält.

Von Harveſtehude nach Eppendorf macht der Sand ſeine Macht geltend. Das letztere Dorf jedoch iſt ein Lieblingsaufenthalt der Hamburger. Es wird von Winterhude durch die Alſter getrennt, die hier eine romantiſche Richtung nimmt.

Ich muß auch Wohldorf Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Hier iſt ein Theil des hamburgiſchen Forſts: Buchen, Eichen und Tannenzuſchläge, dem die Alſter einen lichten Hintergrund leiht.

Wandsbeck hat durch Claudius und den „Wandsbecker Boten" einen deutſchen Ruf erlangt. Die Voß und Stollberg hielten ſich hier auf. Es iſt ein lieblicher, milder Flecken, mit einem däniſchen Kammergute, das der gräflich Schimmelmanniſchen Familie gehört. Der ſiebenjährige Krieg hat dieſem Flecken beigeſteuert; Graf Schimmelmann, der im Dienſte des preußiſchen Hofes in jener Zeit ſtand, erwarb ſich in dieſem Dienſt ein bedeutendes Vermögen, mit welchem er den Flecken Wandsbeck an ſich kaufte und ihn verſchönerte. Die Hamburger begeben ſich häufig hieher, wo zahlreiche Gaſthäuſer ſind und die einfache Ländlichkeit das Gemüth anſpricht.

Die Bille, jener zweite Nebenfluß Hamburgs, lernen wir bei Schiffbeck kennen, das, hochgelegen, über den Fluß emporragt und eine ſchöne Ausſicht nach Hamburg geſtattet. Am Morgen, bei reiner Luft, ſtellt ſich hier die Stadt ſcharf ausgeprägt vor unſere Blicke, eine überraſchende Anſchauung, die beinahe der gleich kömmt, die dem Fremden geboten wird, der von Harburg über die Elbe nach Hamburg hinüber ſchifft.

Die Letztere ist majestätischer, imponirender. Ich möchte behaupten, keine deutsche Stadt biete eine ähnliche Anschauung. Ich will ihre Eindrücke auf mich beschreiben. Kommen doch die meisten Fremden, die Hamburg besuchen, jene Straße. Harburg ist ein freundliches hannöversches Städtchen, am südlichen Ufer der Elbe, vis à vis Hamburg, dessen Anblick Einem jedoch durch die Inseln der Elbe entzogen wird, nachdem man vielleicht schon früher von der Höhe der Chaussee, die nach Harburg bergabwärts führt, die Thürme der alten Hansestadt erblickt hat, die hier schöne Ruhepunkte für das Auge bietet, das unaufhaltsam über Flur, Wald und Fluß umherstreift, nach dem Ziel der Reise spähend, das dem Fremden so viel verspricht. In Harburg angelangt, kann man mit dem eben nicht sehr raschen Dampfboot, oder dem „Post-Ever" die Fahrt nach Hamburg beginnen. Jenes legt außerhalb der Stadt, an dem Hamburger Berg an; dieser innerhalb derselben, am Baumhause. Ich befinde mich auf dem „Post-Ever", der dieses Mal in rascher Fahrt, mit aufgezogenem Segel die Fluthen durchfurcht, jene Engpässe der Elbe, die durch die Inseln gebildet werden. Der Kondukteur geleitet die Post weiter zu ihrer Bestimmung. Die Fahrt durch die Inseln bietet im Ganzen wenig Anziehendes, aber sehr und in kaum geahnter Grandiosität entfaltet sich Hamburg, wenn das Schiff in die große Elbe, das eigentliche Fahrwasser, gelangt. In langer, unendlicher Ausdehnung liegt die Stadt vor Einem; Altona hat ihr die Hand gereicht und stellt das Ganze um so großartiger da. Der reiche Mastenwald des Hafens, das ewige Geräusch der Schiffe, der Spektakel der Matrosen, das Gewimmel auf dem Wasser, die dicht an den Fluß gedrängte Häuserreihe, mit ihren gothischen Thurm-Häuptern, die weite majestätische Elbe, diese ruhige Miene der gigantischen Seestadt, diese ewige

Beweglichkeit auf dem Strome, in dem Hafen, an den Ufern, es ist entzückend. Die reichste Objektivität bietet sich von allen Seiten dar. Was man in der Romantik des Südens vermißt, was man in den Thälern der Schweiz, auf den Alpen und den grünen Bergmatten vergebens sucht, das findet man hier im Ueberfluß, ich meine ein lebendiges Leben. Zu Träumen, zu Poesieen und Phantasieen haben wir keine Zeit. Dieser Sturm zieht unsere Gedanken mit sich hinfort; wir können nur Auge und Ohr gebrauchen, wir können keinen Ruhepunkt finden für Betrachtungen; wir müssen die Kraft des menschlichen Geistes bewundern, die Alles so trefflich zu benutzen verstand, die im Norden unseres deutschen Vaterlandes, wo die Natur immer stiefmutterlich gewaltet hat, jenes künstliche Surrogat hervorrief, das uns die Natur über die Menschen und ihre Werke vergessen läßt. Ob die Dardanellen, ob Skutari und Konstantinopel größere Reize enthüllen, ob Genua imposanter aussieht, ob Neapel pittoresker, der Hamburger widerspricht solcher Behauptung, und ich kann nicht in dieser Sache entscheiden; aber wenn ich meine hamburgischen Skizzen mit der Erklärung: Hamburg ist Weltstadt begann, so habe ich damit nicht zu viel behauptet. Dieser glückliche Freistaat sieht sich von dem Aus- und Inlande gehuldigt; das materielle Treiben hat hier nichts Kleinliches; die Achse, um welche sich die Menschheit wendet, das eigentliche Perpetuum mobile aller Staaten, der Handel, tritt hier mit aller der Pracht auf, die uns seine Schattenseite vergessen läßt. Er ist eine reiche Quelle für Deutschland; man empfindet hier nichts von jener Unbehaglichkeit, die sich Einem auf der Frankfurter Börse aufdrängt; nichts vom Trödel, nichts vom Papierhandel, nichts von allen jenen Ausartungen des Verkehrs. Diese lebendige Charakteristik der stolzen Kaufstadt genießen

wir aber hauptsächlich nur, wenn wir über die Elbe zu ihr heranschiffen, durch das üppige Gewühl des Handels hindurch, durch die arbeitstrotzende Menschenmenge, die ihm huldigt.

Am Baumhause, wo die Schiffs-Kapitains verkehren, legt der „Ever" an, aber wir finden noch immer keinen Ruhepunkt. Diese stete Bewegung, die uns auf der Elbe und im Hafen begrüßt hat, dauert fort am Ufer, in den engen Straßen, die von Wägen, Treschken und Fußgängern angefüllt sind, in denen man sich aber vergebens nach Müssigen umsieht. Jede Miene glänzt von Beschäftigung, von Arbeit, von Hast und Eile. Hier Makler, dort Lastträger; hier Ausrufer, dort Ver- und Einkäufer; nirgends Gleichgultigkeit, die gemuthlich durch die Straßen schlendert. Alles ist hier praktisch; man sieht es, die Leute haben keine Zeit zu weitläuftigen Theorieen. Plan und Ausfahrung; Gedanke und That müssen hier Eins seyn. Der Augenblick ist hier der Herrscher, dem alles unterthan ist. — Erst im Gasthof mag man sich sammeln, wenn nicht das stete Geräusch der Straßen bis in die entferntesten Zimmer dringt.

An der Mundung der Elbe besitzt Hamburg das Amt Ritzebuttel, mit dem Nordseebade Kurhafen. Es ist nicht unbedeutend und umfaßt vier Gemeinden, deren jede ihren Prediger hat. Der Amtmann ist ein hamburgischer Senator, der — der Wichtigkeit seines Postens halber — das Gebiet des Amtes nicht ohne Erlaubniß des hamburgischen Senats verlassen darf. Er hat ausgedehnte obrigkeitliche Gewalt, selbst in Betreff der freiwilligen Gerichtsbarkeit. Wenn er — wie in Plath's „Ansichten von Hamburg" behauptet wird — sogar Ehescheidungen ohne Appellation an das Obergericht in Hamburg verfugen darf, so ist das in der That ein gefährliches Recht. Man sollte diesen Actus der Staatsgewalt nie

in eines Mannes Hände legen, er mag noch so unbescholten und tüchtig seyn. Die ganze Staatsmaschine beruhet mehr, oder minder — obwohl mit so vielem Unrecht — auf der Ehe und deren ununterbrochenen Fortdauer bis zur natürlichen Trennung. Wo man Ausnahmen statuirt, da soll man alle Vorsicht dabei anwenden. Mag immerhin ein Richter genügen, um eine Ehescheidung festzustellen, sobald diese durch gegenseitigen Consens veranlaßt wird; aber wo deshalb ein Streit statt findet, da sollte wenigstens dem unterliegenden Theile der Weg zur Apellation erschlossen seyn.

Das Amt Ritzebuttel kostet dem hamburgischen Staat mehr, als es einbringt. Aber es ist nothwendig, daß ein Handelsstaat, wie Hamburg, der der unbeschränkten Schifffahrt bedarf, und der doch nicht hart am Meere liegt, durch keinen Zwischenstaat von der Kommunikation mit diesem ausgeschlossen wird. Ein Hafen an der Mündung der Elbe, unter fremder Landeshoheit, könnte Hamburg manchen Plackereien aussetzen. So aber — wie das Territorium jetzt geordnet ist — hat Hamburg einen freien Verkehr bis zur See, der ihm durchaus Noth thut. Welche Nachtheile würden nicht entstehen, wenn die Quarantaine-Anstalt in den Händen einer fremden Macht wäre. Würden nicht die Schiffe häufig von dieser über die Zeit, vielleicht ohne irgend einen Grund, aufgehalten werden? Hamburg würde hier stets abhängig seyn von der Laune einer fremden Regierung, die nicht die Interessen des Handels leiteten. Fälle der Art sind häufig zwischen Bremen und Oldenburg vorgekommen, welches, bis zum Ankauf von Bremerhafen, die Landeshoheit und die Quarantaine-Beaufsichtigung an der untern Weser hatte. Natürlich hat Hamburg durch jene Besitzung und die damit verbundene Quarantaine eine Fürsorge für den ganzen Kontinent übernommen, die den Pesten eines Ritze-

bütteler Amtmanns, welcher der Quarantaine-Kommission präsidirt, zu einer großen Wichtigkeit erhebt. Es sind in dieser Hinsicht treffliche Vorkehrungen getroffen, die, ohne den Handel zu beeinträchtigen und unnütze Zögerungen hervorzurufen, eine gänzliche Sicherstellung bewirken. Jedes Schiff, welches aus Ost- und Westindien, den nordamerikanischen Staaten, den Ländern jenseits der Azoren und dem mittelländischen Meere, mit Einschluß von Kadix kömmt, muß sogleich die Quarantaine-Flagge aufziehen und vor Anker gehen. Alsdann werden seine Papiere untersucht und nach Befinden der Umstände gestattet man die sofortige Weiterfahrt, oder verfügt die Abhaltung der Quarantaine.

Kurhafen ist als Nordseebad weniger berühmt, als Norderney, aber doch ziemlich besucht. Es verdankt seine Entstehung dem jetzigen Bürgermeister Abendroth, der früher Amtmann in Ritzebüttel war und sich um die Anlegung und Verschönerung des Seebades sehr verdient machte, das freilich nicht die Freundlichkeit des Travemünder Seebades aufzuweisen hat, das aber immer, in der Nähe von Hamburg, mit welchem die Kommunikation durch die Dampfschiffahrt leicht zu bewerkstelligen ist, und an der Mündung einer der reichsten deutschen Flüsse gelegen, mancherlei Annehmlichkeiten bietet.

Das Leben in den Seebädern gestaltet sich anders als das in den Bädern des südlichen Deutschlands, unter welchen ich vorzüglich die des Taunus verstehe. Es ist erquicklicher und socialer, weil es beschränkter ist; es ist zutraulicher, weil sich mit der See kein Luxus treiben läßt, und so manche Vergnügungen hier durch die Verhältnisse ausgeschlossen werden, die in den Landbädern, trotz aller schönen Natur, ungern vermißt werden. Doberan hat es einzig und allein den Landbädern nachzuthun versucht; aber es wird über kurz oder lang an dem

Prunk erliegen. Helgoland, Norderney, Travemünde, Kurhafen dagegen verharren bei ihrer Einfachheit, und wahrlich! sie ist die größte Annehmlichkeit eines Bades, in welches man sich — sey es nun aus Bedürfniß oder aus Erholung — begiebt, in welchem man aber ungern an das erinnert wird, was in den Salons eine Hauptrolle spielt, an den eigentlichen Luxus. Natürlich müssen sich hier die gesellschaftlichen Verhältnisse anders gestalten, als da, wo das Geld und König Pharao prädominiren. Die psychische Ruhe, die auf den Körper so vortheilhaft einwirkt, wird in den Seebädern durch keine störenden Einflüsse beeinträchtigt. Man findet hier das, was der Engländer Comfort nennt, ohne fremdartigen Zusatz. Schon der Anblick des Meeres übt einen heilsamen Einfluß aus; es führt in seiner Ruhe zu süßen, milden Träumen, erkanbewegt vielleicht zur Begeisterung; denn dieser Majestät der Empörung kömmt nichts gleich. Aber welche Einflüsse auch auf uns durch das Meer hervorgerufen werden, sie sind nie widerwärtig, nie vernichtend, sondern erhebend. Die Bank wird hier stets Nebensache bleiben; Spieler von Profession werden hier nie eine reiche Ausbeute finden; denn wer sich in diese Stille begiebt, der will dem Luxus und seinen verderblichen Resultaten entfliehen. Wie ganz anders ist das in den Landbädern. Der Taunus glänzt von Poesie und Romantik; aber wir erblicken dort allenthalben konfiscirte Gesichter, wir hören Geldgeklimper aller Orten, und die eigentliche Erholung wird uns durch Ueberladung von Eleganz, durch Uebertheurung, oft durch Verzweiflung mitten unter den Heilquellen getrübt. Wo dem sinnlichen Menschen so viele Verlockungen enthüllt werden, von da wird er meistentheils nicht nur kränker am Körper, sondern auch kränker an der Seele scheiden. Schon der bloße Anblick des glänzenden Elends am Pharaotisch zerstört den Ge-

nuß, zerreißt die heitere Stimmung. — Wie häufig langweilt man sich in Wießbaden, in Ems, in Langenschwalbach. In den Seebädern habe ich nie über einen solchen Uebelstand klagen hören. Alles ist frisch und lebendig, ein Einfluß der Seeluft; Alles bemühet sich, zur gemeinschaftlichen Unterhaltung beizutragen. Schon die Seefahrten, auf welchen die Badegäste zusammenkommen, begünstigen das. Die Zersplitterung fehlt hier; es ist lediglich für die Vereinigung gesorgt. Nur in den Seebädern herrscht ein sociales Leben, und Jeder, der bloß zur Erholung eine Badereise unternimmt, thut wohl, seine Schritte entweder nach dem fabelhaften Rugen, oder nach Foseta's Eiland, nach dem ostseekräftigen Travemunde, oder nach dem nordseeumrauschten Norderney, oder endlich nach dem schmucklosen Kurhafen zu lenken. Hier walten Ruhe, Milde, Frohsinn und Herzlichkeit. Diese Erholung ist herzerhebend. Großer Gott! was muß *man nicht von der schwülen Stickluft der Taunusbäder* dulden, die ich nun einmal nur denen anempfehlen kann, die an jenen Gebrechen leiden, für welche die soutes Matiaci nur Heilung bieten. Ich habe ihnen, trotz aller Pracht, mit welcher sie die Natur und die Kunst heraus geputzt haben, keine angenehme Seite abgewinnen können.

Das gesellschaftliche Leben der Hamburger hat jenen seinen Anstrich aufzuweisen, den ich früher angedeutet habe. Es ist großartig und nobel, ohne an übermäßigem Luxus zu leiden, es zieht sich gern in Haus und Hof zurück, ohne patriarchalisch, oder wohl gar philisterös zu werden. Natürlich ist der Handelsstand der bevorzugte Stand. Aber es möchte wohl nicht leicht einen Stand geben, der sich, bei gehöriger Ausbildung, so zur Socialität hinneigen könnte, wie dieser. Der Kaufmann, der mit aller Welt in Berührung kommt, kann sich sehr leicht die Lichtseite seines Umgangs zu Nutze machen, ohne

einen vielfarbigen Anſtrich zu erhalten. Man trifft in dem Hamburger eine Politur und Feinheit, wie vielleicht bei keinem Deutſchen, eine Nobleſſe, die nichts zu wünſchen übrig läßt. Natürlich ſpreche ich hier von den höheren Ständen. Das Leben iſt hier nicht nur großartig, es iſt auch comfortable. Morgens um acht Uhr beginnen die Geſchäfte; ihnen widmet man ſich bis zum Frühſtück, welches zwiſchen zwölf und ein Uhr eingenommen wird; nach der Börſe, gegen fünf Uhr, wird zu Mittag gegeſſen; nach dem Mittageſſen wird wieder gearbeitet, wenn nicht eine Abendgeſellſchaft eine Ausnahme hervorruft, oder das Theater beſucht wird; Abends nach neun Uhr tritt erſt die Erholungsſtunde des Hamburgers ein, die ſich häufig bis zur Mitternacht ausſpinnt. Der Hamburger iſt, der Lage der Sache nach, praktiſch, die Theorie iſt ſeine Schattenſeite. Aber die Gelehrten werden von ihm geachtet; er betrachtet dieſen Stand nicht, als die partie honteuse des Lebens. Das gibt dem ſocialen Leben auch geiſtige Farbe. In Frankfurt a. M., ſpringt das entgegengeſetzte Verhältniß in die Augen; man iſt daſelbſt wenig geneigt, geiſtige Vorzüge im geſellſchaftlichen Leben überhaupt anzuerkennen. Nur einzelne Familien kennen eine Ausnahme davon. „O Gott, wenn die Leute nur wüßten, wie ſauer es Einem wird, eine Million zu erwerben!“ — hörte ich einmal eine Frankfurterin ſagen, und dieſes Motto mag für alle gelten. Der Frankfurter kann ſich nicht wohl dem Geldſtolze emancipiren, nicht einmal in Geſellſchaft. Der Hamburger dagegen ſpricht ſelten von ſeinem Gelde; ein armer Literat kann ſehr wohl mit ihm auskommen; er gibt ſich ihm hin, hört ihn an, er hat vor ihm die Erfahrung voraus, denn er hat die Welt geſehen, aber die Belehrung und geiſtige Richtung deſſen, was er ſich in ſeiner rein praktiſchen Laufbahn erworben hat, überläßt er denen, welchen ſie zu-

kömmt; die Selbstgefälligkeit und das Bewußtseyn halten ihn nicht von geistigen Interessen entfernt. Mit einem Worte, der Kaufmann macht sich im socialen Leben nicht geltend.

Die Hamburgerinnen sind rothbäckige runde Frauenzimmer, voll Gesundheit und Leben, mit großen Füßen und von geringer Schönheit. Aber sie sind äußerst liebenswürdig und gewähren, von ihren Kindern umgeben, einen lieblichen Anblick. Sie vernachlässigen den Haushalt nicht, aber ihr Gesichtskreis ist nicht so eng gezogen, daß er sich nicht über den Hausheerd erstreckt. Sie sind ein Justemilieu zwischen den materiellen Pflichten und höheren; sie vergessen Haus und Hof über die geistige Kultur nicht, aber sie versteigen sich nie so in die Wäsche und die Kochkunst, daß sie über diese eine geistigere Richtung versäumen sollten. Ich will nicht behaupten, daß sie mit der Literatur sehr bekannt sind, daß sie den Jean Paul verstehen, daß sie positive Kenntnisse besitzen. Indeß haben sie einen feinen Takt der Konvenienz, Gefühl für Schönheit und Kunst; sie geben sich gern einer geistreichen Unterhaltung hin; sie haben Urtheil. Welchen plebejischen Anstrich trifft man nicht häufig bei den Frauen der Kaufleute an, die Hamburgerinnen aber haben Grazie. Sie sind die Seele des gesellschaftlichen Lebens. Selbst am Spieltisch entfalten sie ein Savoir faire, das so angenehm berührt; sie spielen selten mit Leidenschaft, wie denn diese Spiel-Leidenschaft alle Weiblichkeit verwischt.

Uebrigens wird in Hamburg hoch gespielt, und zwar im gesellschaftlichen Leben. Das ist nun Etwas, was dem Deutschen eigenthümlich ist; unsere Vorfahren haben von jeher dem Spiele gehuldigt, schon zur Zeit des hercynischen und teuteburger Waldes. Ein Fremder, der zu einer Abendgesellschaft eingeladen war, wurde, ohne daß er irgend

Interesse für das Spiel hatte, zur Theilnahme desselben gezogen; der vierte Mann fehlte; man setzte sich. „Wir spielen wie gewöhnlich?“ war die Frage eines der Mitspielenden; „„allerdings““ die Antwort. Nach der ersten Parthie mußte jener Unglückliche seine zwanzig Dukaten zahlen; er spielte natürlich nicht weiter. Man wird mir hier einwenden, das spreche nicht für den socialen Takt der Hamburger. Hohes Spiel, die gewissermaßen gewaltsame Hinzuziehung eines Dritten, der nie an dem Spiele Ergötzung gefunden, von Seiten des Wirths, endlich die Behandlung dieses Dritten von Seiten der Mitspielenden, die es sich angelegen seyn ließen, von seiner Gefälligkeit und Unwissenheit zwanzig Dukaten zu profitiren, das sind Dinge die nach Rohheit schmecken. Aber ist nicht das Spiel bei uns eine stehende Rohheit, der wir uns, bei aller Bildung, allem Geist und aller Zartheit nicht entwehren können? die Spieltische sind einmal die Schattenseite des Deutschen; auch der Hamburger kann sie nicht entbehren. Jene Behandlung aber gehört wohl zu den Ausnahmen der Regel. Man würde lügen, behauptete man, es werde irgend Jemand in einer hamburgischen Soirée zum Spiele genöthigt, und man kenne keine andere Unterhaltung, als diese in Gesellschaft. Nein! es scheidet sich hier die Unterhaltung nicht in Strickstrümpfe und Whist; man weiß sich andere Beschäftigung zu verschaffen: man musicirt, deklamirt, konversirt und — ißt bei weitem nicht soviel, wie in Frankfurt a. M., das mir noch immer als Eßstadt von keiner andern erreicht scheint. — Thee- und Kaffeeklatschen sind hier seltener als irgendwo; die Frauenzimmer isoliren sich hier nicht, sie erfüllen ihren Beruf und bieten sich als die Blumen des gesellschaftlichen Lebens dar. Die Männer aber — so gern sie sich auch nach englischer Sitte einrichten — gehen nie so weit, nach dem Dessert die

Frauen zu entlassen, um sich besser mit Bachus besch
tigen zu können.

Wer als Fremder nach Hamburg kömmt, der w
durch Empfehlungen leichtlich Zutritt in Familienkr
erhalten. Einmal eingeführt, wird er sich hier leicht e
burgern. Ohne Empfehlungen freilich hält es schwer,
inneren socialen Verhältnisse der Hamburger kennen
lernen. Es ist dies eine Schattenseite des Norddeutsch
daß er stets eine Bürgschaft für einen Fremden verlan
In Wien ist der einheimische Gast berechtigt, einen Fre
den ohne Weiteres in die Gesellschaft seines Freundes e
zuführen. — Man kümmert sich hier nicht um Ran
und Stand; „es ist der Herr von N. N." heißt es,
damit begnugt sich der Wirth. Die Gastfreiheit ist
nicht mißtrauisch und ohne Germoniell. Diesen beim
öffentlichen Charakter hat sie im Norden nie angenomm

Daß Essen und Trinken auch in Hamburg, wie in
len freien Städten, eine Hauptrolle spielt, ist nicht
läugnen. Aber — wie schon oben bemerkt — die cau
movens des gesellschaftlichen Lebens ist es nicht.
findet hier aller Luxus statt, aber er scheint kein Bedü
niß zu seyn. Die schweren französischen Weine und
Port- und Maderawein werden mäßig getrunken;
Frauenzimmer nippen sie aus kleinen Fingerhut-ähnlich
Gläsern; nie stört der physische Genuß den psychisch

Die Frankfurterinnen kleiden sich geschmackvoll;
Hamburgerinnen nicht weniger; jene mehr à la fra
çaise, diese mehr à l'anglaise. Beide möchte ich die
präsentantinnen der Mode in Deutschland nennen.
verstehen es vortrefflich, sich anziehend zu machen, o
daß sie im Geringsten auf Schönheit Anspruch zu mach
berechtigt sind. Will man die Damen der freien Stä
klassificiren, nach ihrem äußeren und innern Werth,
muß man die Frankfurterinnen, was das Geld-Gew

betrifft, obenanstellen. Sie wiegen mit ihrem Putz, den Diamanten und dem Eingebrachten häufig ihre halbe Million; und man sieht ihnen diese halbe Million nicht weniger an, als man sie ihnen anhört. Ihre Augen funkeln häufig wie Gold und ihre Unterhaltung ist nicht selten schwer wie Silberbarren. Die Hamburgerinnen können — in Betreff des äußeren, des reellen Werthes — gleich den Platz hinter jenen einnehmen; aber sie sind milder und sanfter, und haben häufig eben so beredte Augen, wie klingende Talente. Ich liebe diese durchaus in ihrem Aeußeren nicht zarten Wesen, weil sie geistigen Air haben und geistige Rücksichten beachten. Die Bremerinnen haben auch Geld, und der Mund steht ihnen sicher in den Theegesellschaften keinen Augenblick still. Mit den Augen verstehen sie nicht zu sprechen, mit dem Herzen noch weniger. Aber sie sprechen häufig mit dem Worte Gottes, und halten das Geld ihrer Eheherren, bis auf die Kosten ihres Putzes, beisammen. Ich würde sie unten anstellen, wenn sie nicht so gar sehr moralisch wären. Die Lübeckerinnen konkurriren einestheils in socialer Hinsicht mit den Hamburgerinnen, oder sie übertreffen dieselben sogar; anderntheils haben sie das wenigste Geld, und erscheinen mir schon aus dem Grunde am liebenswürdigsten. Wenn ich sie nicht eben anstelle, so würde ich sie doch in die zweite Ordnung rangiren müssen.

Ich halte es für nöthig, hier noch auf einige öffentliche Institute zurückzukommen, die den Beweis bieten, wie sehr man in Hamburg, bei allem Handel, auf die Wissenschaften Rücksicht genommen hat.

Die Stadt hat zwei Hauptschulen: das Gymnasium und das Johanneum. Das Erstere wurde am zwölften August 1613 eröffnet; das Letztere 1529 von dem berühmten Bugenhagen errichtet. Gurlitt wirkte an dieser Anstalt lange Zeit mit großem Eifer und treffli-

chem Erfolg. Jetzt steht ihr Kraft, früher in Nordhausen, vor. Eine von Repsold gegründete Navigations-Schule bildet Schiffs-Kapitains und Steuerleute.

Die Stadt-Bibliothek in Hamburg ist nicht unbeträchtlich. Der, nach dem Tode des früheren Bibliothekars Ebeling angefertigte Katalog weiset 150,000 Bände aus. Aber sie wird auf eine unverzeihliche Weise administrirt. Schon das Lokal ist äußerst unbequem und gestattet Arbeitenden nur einen sehr beschränkten Raum für ihre wissenschaftlichen Arbeiten. Indeß wollte man sich auch allen jenen lokalen Mißständen unterwerfen, wie dem Staub, der jedes Buch fausthoch bedeckt, so bietet sich doch noch eine andere Inkonvenienz dar, als die erwähnten. Statt dem Publikum täglich, und auf längere Zeit erschlossen zu seyn, ist sie solches nur Sonnabend und Mittwochen, während zwei Stunden; während der Oster- und Michaelis-Ferien ist sie sogar gänzlich geschlossen. Bibliothekar ist Dr. Lehmann, ein ausgezeichneter Botaniker; er ist sogar mehr Botaniker, als Bibliothekar. Bewilligt die Stadt Geld zu Ankäufen, so kann man ziemlich sicher seyn, es wird zu botanischen Werken verwendet. In der That, man könnte dieser trefflichen Bibliothek bei weitem mehr Aufmerksamkeit von Staatswegen schenken. Was kann mehr dazu dienen, wissenschaftlichen Eifer in dem Volke zu erregen und zu unterstützen, als ein solches Institut? Aber man muß ihm Leben zu geben suchen; die todte Büchermasse, vorsichtig gehütet, von dem Publikum abgeschnitten, nutzt Keinem. Mit der Bibliothek ist ein naturhistorisches Kabinet und eine Sammlung physikalischer Instrumente verbunden.

Eine andere treffliche, 35,000 Bände starke Bibliothek ist das Commercium. Sie enthält, außer einer sehr vollständigen Sammlung Reisebeschreibungen, die vorzüglichsten, in fast allen Sprachen geschriebenen Werke

über den Handel und seine Geschichte, über neue Erfindungen, die Tarifs, die Geographie, das Seerecht, die Statistik, politische Oekonomie u. s. w. Auch findet man daselbst eine treffliche Auswahl von Seekarten.

Wenn ich früher die Handels-Bewegung in Hamburg mehr von der malerischen Seite aufgefaßt habe, so werde ich sie jetzt von statistischer Seite betrachten. Hamburg verdient, als eine der ersten Seestädte des Kontinents, in dieser Hinsicht eine Zergliederung. Grome giebt in seiner Statistik des hamburgischen Staats die Zahl der eingelaufenen Schiffe für das Jahr 1821 auf 1832 an; 1836 seyen ausgelaufen nach den verschiedensten Häfen von Ost- und Westindien, Nord-Amerika, Brasilien, den kanarischen Inseln, Spanien, Portugal, Frankreich, Groß-Brittanien, Holland u. s. w. Eine andere Statistik, die sich weitläuftiger über die eingelaufenen Schiffe erklärt und die vom Jahre 1815 — 1826 in einer Uebersicht mittheilt, stimmt mit der Grome'schen Angabe nicht ganz überein. Auffallend ist es, daß man über diesen Punkt keine officiellen Mittheilungen hat und zu Vergleichungen mehrer Quellen genöthigt wird. Jedenfalls ist der Verkehr mit Groß-Brittanien der ausgedehnteste. Für das Jahr 1824 führt Grome hier 615 aus- und 737 eingelaufene Schiffe an. 280 Schiffe haben in einem Jahre die Verbindung mit Brasilien unterhalten. Eine bedeutende Summe. Die Verbindungen Hamburgs mit diesem Lande sind durch den zwischen dem Kaiserreich Brasilien und den hanseatischen Städten abgeschlossenen Traktat begünstigt worden. Hamburg hat sich übrigens des Haupthandels mit jenem Staat bemächtigt. Der erwähnte Traktat soll so vortheilhafter Art seyn, daß mehre andere deutsche Staaten, vorzüglich Preußen, die Theilnahme an den durch ihn den Hanse-Städten gesicherten Vortheilen nachsuchten. Aehnliche Traktate hat Hamburg

1823 mit den vereinigten Staaten von Nord-Amerika und 1825 mit England abgeschlossen.

Es hält schwer, eine genaue Uebersicht über die nach Hamburg beförderten Waaren zu geben. De la Nourais sagt hierüber im Märzhefte der „Revue germanique" Folgendes. Im Jahre 1820 expedirte Frankreich allein 45,460 Orhoft Bordeaux-Wein dahin, nebst 1050 Tonnen anderen Weins und 12,150 Stück und 8167 „Gebinden" Brandtwein. Hiezu rechne man 26,551 Kisten 21 „Colis" Champagner, Burgunder und Liqueur. In demselben Jahre empfing Hamburg 45,000,000 Kilogramm rohen Zucker, 16,000 Ballen Wolle und 4311 Kisten Indigo. Nicht allein das westliche Deutschland, sondern das ganze nördliche Europa versorgt sich in Hamburg mit französischen Weinen, Kolonial-Waaren und Droguerie-Artikeln *). Der Kommissions- und Transithandel setzt daselbst große Summen im Umlauf; von der anderen Seite nimmt die Einfuhr der Kolonial-Waaren von Tage zu Tage zu. Im Jahre 1820 wurden 23 Mill. Pfund Kaffee eingefahren; vier Jahre später belief sich die Zahl auf 31 Mill. Welch' ein steigendes Verhältniß.

Desgleichen werden über Hamburg hauptsächlich die Produkte Deutschlands nach dem Auslande befördert **). Aus Schlesien, der Lausitz und Westphalen zieht man die nach Amerika zu spedirende Leinwand. Nach den Republiken des südlichen Amerikas sendet man Eisen, Quincallerie-Waaren und mehre andere Luxus-Artikel, die in Hamburg verfertigt worden; nach England Wolle,

---

*) Diese letztere Behauptung des Herrn de la Nourais verdient in soiern eine Berichtigung, als auch Bremen hierin mit Hamburg rivalisirt.

**) Nicht hauptsächlich Hamburg, sondern auch in eben so großem Verhältnisse besorgt Bremen diese Spedition.

Felle, Lumpen, Butter, Knochen, zum Dünger, Wachs u. ſ. w. Dieſe große Beweglichkeit wird noch durch die auf hamburgiſchen Territorium gelegenen Fabriken vermehrt, deren Induſtrie ſich mit der Verfertigung von Taback und Zucker beſchäftigt.

Im Jahre 1806 belief ſich die Anzahl der Zuckerſiedereien auf 428; im Jahre 1821 auf 321. Ihre jetzige Zahl überſteigt nicht 200, ſeitdem Rußland die Einfuhr hamburgiſcher Zucker verboten hat. Sie wird durch den großen Mauthverband noch weiter heruntergebracht werden. Die Fabrikation des Tabaks kann mit der von Bremen rivaliſiren. *) Man verkauft jährlich 30 Mill. Kilogramm an Blättern. Der Juſtus-Tabak hat einen bedeutenden Ruf unter den Tabaken erlangt; man kennt ihn nicht nur in ganz Deutſchland als vorzüglich, ſondern auch in Frankreich.

In Hamburg werden jährlich an 60 Mill. Cigarren verraucht. Der Hanſeſtädter verſchmähet es, ſich mit der Pfeife an einem öffentlichen Orte ſehen zu laſſen; die Cigarre iſt hier ſein ſteter Begleiter. Unter der Firma Havanah-Cigarren verkauft man die in Hamburg aus Havanah-Blättern, wie die in Havanah ſelbſt fabricirten Cigarren. Den Erſteren verſteht man durch eine kleine Liſt den Anſtrich ächter Havanah-Cigarren zu geben. Dieſelbe beſteht in folgendem. Man ſendet nach Kurhafen Cigarren-Kiſten, welche daſelbſt die Ankunft eines Schiffes aus Havanah erwarten. Der Kapitain des Schiffes, mit dem Betrug einverſtanden, ſchifft die Kiſten ein und bringt ſie mit nach Hamburg, wo dann die Cigarren verkauft werden, als kommen ſie direkt von

*) Ich möchte behaupten, dieſe ſey bedeutender. Ganz Bremen iſt ja eine große Tabaks-Fabrik.

Kuba. Der Vortheil der aus dem Betrug entſpringt, wird unter dem Kaufmann und Schiffkapitain getheilt.

Einer Schattenſeite Hamburgs muß ich noch erwähnen. Keine Handelsſtadt hat ſo viele Bankerotte aufzuweiſen, als jene. Die wöchentlich zweimal erſcheinenden Fallimentsliſten liefern den Beweis davon. Woher mag das wohl kommen? Hauptſächlich wohl aus dem Grunde, weil hier ein Jeder zum Handel — wenn auch nicht zum Großhandel — zugelaſſen wird, ohne daß deshalb irgend eine ſtaatsrechtliche Bürgſchaft nöthig iſt. Unzählige Leute handeln und wirthſchaften auf den Kredit, welchen ihnen der Kaufmann bewilligt, in den Tag hinein und täglich kommen Inſolvenzen vor. Hauptſächlich bringt hier der Kleinhandel der Juden Nachtheil. Dieſe Leute können nicht Bürger werden und folglich auch keine Grundſtücke beſitzen; aber handeln dürfen ſie; ſie dürfen ſogar ein Folio in der Bank haben. Wie ſollen ſie Sicherheit gewähren? Läßt man ſich mit ihnen ein — und man thut es häufig — ſo muß man lediglich ihrer Ehrlichkeit vertrauen; dieſe aber hält nicht immer Stich, und daher kömmt es denn, daß die Chriſten in ewigem Hader und ewiger Zwietracht mit ihnen leben, daß ſie nur in ihnen Betrüger und Schurken erblicken. Die Aufnahme der Juden in Hamburg, ohne ihnen bürgerliche Recht einzuräumen, iſt offenbar vom größten Nachtheil für den Staat; ſie zwingt dieſelben häufig, zu Dingen ihre Zuflucht zu nehmen, die ſie ſonſt vermeiden würden; zu bedeutenden Geſchäften können ſie nicht greifen, ſie ſind alſo auf den Trödelhandel, oder doch den Kleinhandel beſchränkt. Da kaufen ſie nun oftmals, ohne zahlen zu können, oftmals ohne zahlen zu wollen. Selten aber findet man bei ihnen Etwas, um ſich daran von dem zugefügten Schaden erholen zu können. Der Leichtſinn, mit dem man leider! den Nerv Hamburgs, den Handel, im gewöhnlichen Leben be-

handelt er ist es allein, welcher jene häufigen Fallissements hervorruft. Die Solidität des Handels-Verkehrs steht in Bremen weit fester, ohne daß man hier die formelle Vorkehrungen zu treffen braucht, wie in Hamburg. Jene Solidität ist in Bremen Ergebniß einer bürgerlichen Rechtlichkeit, die in einer größeren Stadt weniger anzutreffen ist, weil hier Einer selten von dem Andern Notiz nehmen kann. In einer solchen müßten die Interessen des Handels durch das Gesetz sicherer gestellt werden, da die öffentliche Meinung hier nicht ein so festes Ganzes bildet. Was hilft die Falliten-Tafel an dem mittleren Pfeiler der Hamburger Börse, die nicht nur den Namen des Bankerotteurs, sondern auch die Ursache des Bankerots: Leichtsinn, Muthwillen, Unglück, Bosheit der Oeffentlichkeit Preis giebt? Der Fallissements werden deshalb nicht weniger. Häufig tritt der Fall ein, daß der Fallit die Börse schon wieder besucht und neuen Kredit genießt, wenn die vierwöchentliche Frist der Ausstellung noch nicht abgelaufen ist und die Tafel die Worte: Kreditores haben nichts erhalten, sehen läßt. Also die Sache wird hier ein Puppenspiel, das dem unglücklichen Bankerotteur das Herz verwundet und den Leichtsinnigen vielleicht unbekummert die Börse besuchen läßt. Kreditores haben nichts erhalten; und die Ehrlichkeit und der Kredit ist schon wieder in bester Ordnung. Wirklich man muß sich ganz behaglich fühlen, wenn man so mit einem Schritt von der Falliten-Tafel wieder in die alten Verhältnisse zurükkehren kann. Hier ist das Fallissement eine reinigende Taufe, die die Schulden abwäscht und zu neuem Kredit verhilft. Freilich gehört ein ziemlich ledernes Fell dazu, an der Börse zu verkehren, an welcher man öffentlich für insolvent erklärt ist. Aber — wie gesagt — die Fälle sollen doch eintreten. Man sieht es, die formellen Vorkehrungen schützen nicht dagegen; es müßte hier

wirklich dem Unfug, den man sich mit dem Handel zu Schulden kommen läßt, gesteuert werden.

Der Kredit ist die Achse des Handels, das Leben, die Seele des Verkehrs. Indeß, Gott sey es geklagt! dieser Kredit wird meistentheils mehr als ein nothwendiges Uebel, denn als eine moralische Ueberzeugung betrachtet. Jeder Handels-Vertrag, jedes Geschäft wird meistens mundlich oder durch einen einfachen Brief abgeschlossen; die Kopie- und Handelsbucher genugen zu einem halben juristischen Beweis; man kontrahirt auf Treu und Glauben, wie es scheint. Die Sache wäre trefflich, wenn dem wirklich so wäre; aber der Kaufmann spricht achselzuckend: „ja ich muß Kredit geben, ich kann Keinem in's Herz sehen." Es ist eben ein großes Unglück, daß der Kaufmann am Ende Jeden so lange für schlecht hält, als bis das Gegentheil erwiesen wird, daß er ihm aber dennoch — die Verhältnisse verlangen das — theilweise Habe und Gut anvertraut. Hier ist denn Handels-Gebrauch und keine Liebe, etwas Hoffnung, daß der Andere kein Schelm ist und kein Glaube, daß er ein ehrlicher Mann ist. Mich dunkt, auf Widerrechtlichkeiten, auf Verletzungen in Handels-Angelegenheiten, besonders wenn dieselben fraudulöser Art sind, sollten die härtesten Strafen stehen. Aber auch der Leichtsinn verdient hier, wo Alles so vage ist, kaum eine Entschuldigung. Der Handel, dieses große Tauschgeschäft, ist von dem Augenblicke abhängig; hier ist Eile im Vorzuge, hier gilt die Person Alles und von Kaution ist nie die Rede. Wenn nun hier nicht die Moral dem Geschäfte adsistirt und die Menschen nicht ehrlich genug sind, so sollte doch wenigstens das Gesetz adsistiren und strenge genug seyn. Ein Kaufmann ist ja wirklich ohnedieß schon ein unglücklicher Mensch; er muß von Amts- und Geschäftswegen meistens lügen, übervortheilen, verläumden, weil er seine

Waaren empfehlen, so viel Geld nehmen, als er nur irgend erhalten kann, und andere Artikel, seinen gegenüber, heruntersetzen muß; nur spricht er, wenn er lügt: „meine Waare ist vortrefflich, die Häringe sind frisch von der Post gekommen", wenn sie vielleicht in Milch abgeweicht sind; wenn er übervortheilt, spricht er: „die Waare kostet mich selbst so viel, ich verdiene nichts daran"; wenn er verläumdet, ruft er aus: „dieser Thran (oder was es sonst ist) übertrifft allen andern Thran", oder — wie die Buchhändler es machen — „man verwechsele unsere Uebersetzung ja nicht mit der in N. N. erscheinenden." Wenn der unglückliche Mensch weiter nichts thut, oder, wie jener Kollekteur, den Heine schildert, den Gewinn eines Looses an den Käufer dieses Looses giebt, während er selbst die Gewinn-Nummer in Händen hat, so ist er schon ein außerordentlich ehrlicher Mann und hat Ansprüche auf das Himmelreich. Also weil der Kaufmann ohnedieß tragischen Gehalt hat, weil er, selbst ehrlich, unehrlich seyn muß, so sollte man wenigstens dafür sorgen, daß er nicht noch von der unehrlichen Unehrlichkeit verfolgt würde, daß er nicht Gefahr liefe, zu betrügen, oder betrogen zu werden, wo es der Gebrauch nicht gestattet. Man sollte einen Bankerott wirklich als etwas Anderes ansehen, denn als ein kleines Fegefeuer der Kreditlosigkeit, die, aus ihm erlöset, sofort in den Himmel des Kredits Eintritt erhält. Es ist billig, den unglücklichen Falliten gnädig zu seyn; aber wenn man gegen den Böslichen mit dem Zuchthaus einschreitet, so soll man den Leichtsinnigen wenigstens nicht leichtsinnig behandeln, und ihm nach vier Wochen, wenn Creditores nichts erhalten haben, das alte Leben wieder gestatten. Wenn Creditores nichts erhalten, so ist immer ein leichtsinniger Bankerott vorhanden; denn wie wäre es sonst möglich, die Sache so weit zu treiben. Aber da kömmt

der Ehrgeiz in's Spiel; man läßt es bis auf's Aeußerste ankommen; Einer nach dem Andern wird hineingezogen; endlich erklärt man, es sey nichts vorhanden, wie denn das immer seyn kann, ohne daß man den Falliten, selbst denjenigen, welcher ohne seine Schuld in die mißliche Lage der Insolvenz gekommen ist, deshalb stets vorwurfsfrei nennen kann. Bei boshaften Fallissements helfen sich die Falliten häufig in Hamburg dadurch, daß sie sich ertränken. Das ist allerdings das sicherste Mittel, alle Schwierigkeiten zu lösen. Immer aber bleibt es gewiß, daß man — wenn die Sache nicht gar zu arg ist — Alles von der leichten Seite betrachtet.

Ich muß hier eines Institutes erwähnen, das einer großen Handelsstadt so sehr Noth thut, das aber in der Art nur in Hamburg vorgefunden wird; es ist die Bank. 1619 am 1. März wurde sie eroffnet. Ihre Einrichtung litt an manchen Mängeln; bis endlich am 18. December 1780 ihr die Organisation gegeben wurde, die allen Uebelständen abhalf. Es wurde nämlich beschlossen, ungeprägtes Silber, sogenannte Silber-Barren als Bank-Depositum anzunehmen, um die Veränderung des Courses nicht zu spuren. Gemünztes Silber wird nun in der Bank nicht mehr angenommen, sondern nur jene Silber-Barren, die, nach der Prufung des Hamburger Münzwardeins, wenigstens 15 Loth 12 Gran fein sind, d. h. wo das reine Silber auf 16 Loth einen Zusatz von höchstens 6 Gran an unedlen Metallen hat, also $^1/_{48}$ Zusatz. Gold wird ebenfalls nicht angenommen, weder in Barren, noch gemünzt, weil sich der Goldwerth, dem des Silbers gegenuber, nicht festbestimmen läßt und weil natürlich die Bank eine feste Basis haben muß. Die Vortheile der Hamburger Bank fur den Handelsstand sind folgende: Erleichterung der gegenseitigen Zahlungen, Ueberhebung der Unbequemlichkeit und Gefahr der Auf-

bewahrung des Goldes, also Sicherung der Kapitalien, Feststellung des Werthes der Hamburger Handelsvaluta, der sogenannten Bankomark, die allerdings nur eine eingebildete Münze ist. Die Zahlung geschiehet zwischen zwei Bank-Interessenten, d. h. solchen, die ein Folio in der Bank haben, durch Abschreibung der zu zahlenden Summe von dem Bankfolio des Einen auf den des Andern; von einem Folio-Besitzer an einen, der kein Folio in der Bank hat, aber dadurch, daß jener die zu zahlende Summe auf das Folio eines Geldwechslers schreiben läßt und von diesem gemünztes Geld dafür entgegen nimmt. Dasselbe geschiehet, wenn der Inhaber des Bankfolio Geld zu sonstigen Ausgaben bedarf. Natürlich kann keiner mehr abschreiben lassen, als der Werth seines Depositums beträgt. Um sich ein Conto in der Bank zu verschaffen, muß man entweder jenes baare Depositum übermachen, oder sich von einem Andern, der bereits ein Conto hat, die Summe übertragen lassen. Was auf diese Weise als Guthaben notirt ist, steht zur völligen Disposition des Betreffenden; nur darf keine Summe an demselben Tage ab- und zugeschrieben werden, ein Umstand, der von der Nothwendigkeit geboten wird, um Verwirrungen zu verhüten, der aber den Uebelstand involvirt, daß man während 24 Stunden den zugeschriebenen Posten nicht benutzen kann.

Die Hamburger Bank ist weder eine Zettelbank, wie die Londoner, noch diskontirt sie auf Wechseln, noch läßt sie sich endlich auf Vorschüsse an den Staat ein. — Letzteres erst in Folge späterer Feststellungen. Freilich haben aus diesem Grunde die Bank-Interessenten nicht die Vortheile, die aus jenen Geschäften den Aktionairs anderer Banken erwachsen; aber ihre Sicherheit läßt diese Vortheile leicht vermissen. Die Hamburger Bank behauptet ja nur eben die letztere so ersprießliche Tendenz und

jedes Wagniß würde der Heilsamkeit dieses Instituts entgegentreten. Der Kredit der Hamburger Bank ist demnach feststehend; es kann hier auf keine Weise den Interessenten Schaden erwachsen, vorausgesetzt, daß nicht die Gewalt einschreitet. Solches war bekanntlich in den Jahren 1813 u. 1814 der Fall, als der Marschall Davoust alle vorhandenen Baarschaften, 7,506,936 Mark Banko im Werth, zur Verpflegung seiner Truppen wegnehmen ließ; ein Verlust, der den Interessenten der Bank nur mit 50 pr. von Frankreich späterhin ersetzt wurde.

Die Aufsicht über die Bank hat ein Senator, dem dabei fünf Bürger zur Seite stehen. Natürlich können nur Bürger ein Bankfolio haben.

Die Kommerz-Deputation ist beständige Vertreterin der Interessen der Kaufmannschaft. Sie hat alles, was jene betrifft, zu berücksichtigen und, wo möglich, in's Werk zu setzen; den Wünschen der Kaufmannschaft dient sie als vermittelndes Organ beim Rath. Dieser pflegt in vorkommenden Fällen zuerst mit ihr Rücksprache zu nehmen.

Die Makler-Deputation besorgt Alles, was zur Ausführung der Makler-Ordnung gehört. Sie ernennt die Makler und verfügt in vorkommenden Fällen deren Suspension und sogar Kassation. Die sechs Deputirten der Kommerz-Deputation bilden in Verein mit vier Senatoren diese Deputation. Makler aber sind diejenigen Männer, die den Abschluß der Geschäfte vermitteln und sich zu dem Ende auf den Comptoiren, der Börse, oder der Börsenhalle einfinden. Die Kaufleute schenken ihnen unbedingtes Vertrauen; sie müssen eine Kaution erlegen und den Makler-Eid schwören.

Die vorstehenden trockenen statistischen und merkantilischen Abschweifungen von einer sonst mehr den Geist und den allgemeinen Charakter berücksichtigenden Schreibart mag durch die Wesentlichkeit der Institute und Ver-

hältnisse entschuldigt werden. Hamburg verdient es, daß man seinen einzelnen Trefflichkeiten einige Aufmerksamkeit schenkt; die Solidität seiner Organisation ist ein zu sehr in's Auge springendes Merkmal dieser Stadt, daß man sie nicht übergehen darf, auch wenn sie kaum zu einer pittoresken Färbung paßt. Ich halte es für billig, den Regierungen, welche sich mit Weisheit schmücken, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und so klein auch der hamburgische Staat ist, er ist, bis auf die oben erwähnten Mängel, ein Muster eines Handelsstaats. Es hat etwas unendlich Beruhigendes, wenn man sich in diesem großen Gewuhle, in diesem wilden Chaos an eine Ordnung der Dinge erinnert fühlt, die Alles leitet und den schädlichen Einflussen der Demoralisation auf Staat und sociale Verhältnisse kräftig wehrt.

Vielfach ist behauptet worden, jene Demoralisation habe die untere Volksklasse ganz und gar ergriffen; man hat der Regierung den Vorwurf gemacht, daß sie in dieser Hinsicht zu wenig Vorkehrungen getroffen. In der That, es wird in der untern Volksklasse eine große sittliche Entartung angetroffen, eine Frivolität, die an das Palais royal und die Winkelstraßen Londons erinnert. Hauptsächlich tragen dazu die vielen Priesterinnen Cytherens bei, denen man in Hamburg eine gastfreiere Behandlung angedeihen läßt, als irgendwo. Sie amalgamiren sich mit dem unteren Volke, das von ihnen zu leiden hat und durch sie an Grundsätze gewöhnt wird, die jeder sittlichen Richtung widerstreben. Indeß ich glaube nicht, daß man diesem Unfug hätte wehren können; man muß sich damit begnügen, ihn, soviel als möglich, unschädlich zu machen. Hamburg, als Seestadt, ist eine Herberge für die ganze Welt, und meistentheils für eben soviel menschlichen Auswurf, als für Menschen. Diese große Matrosen-Menge, die täglich Hamburg über-

ſchwemmt, iſt leider von zu viehiſcher Natur, als daß man ihr die Befriedigung ihrer Bedürfniſſe verſagen könnte; man hat hier Gytheren emancipiren müſſen. Häufig mag man darin zu weit gegangen ſeyn; inſonderheit iſt es zu tadeln, daß man ihr den anziehenden Luxus, mit welchem ſie bei Ahrens u. ſ. w. auftritt, geſtattet hat; die Verführung iſt hier zu leicht. Aber man hat Vorkehrungen getroffen, die Moral zu ſichern; jenes Inſtitut von Sieveking, deſſen ich oben erwähnte, iſt es nicht ein treffliches? Auch für Volksſchulen iſt Sorge getragen. Immerhin aber bleibt es zu wünſchen, der Staat wende von der äußeren Organiſation, die kaum etwas zu wünſchen übrig läßt, ſein Augenmerk auf die innere. Die ſittliche Bildung iſt die Grundlage wahrer Freiheit; ſie wird auch dem Handel mehr nützen, als äußerliche Einrichtungen. Mit wahrem Entſetzen denk' ich noch immer an nachſtehenden Vorfall, der mir in Hamburg begegnet iſt.

Der Jungfernſtieg wogte von Menſchen, wie ſtets, wenn ein Sommerabend, der einem ſchwülen Tage folgt, die Menge dorthin zieht, um ſich an der kühlenden Luft, die von der Alſter weht, zu laben; die Pavillons waren überfüllt; die angrenzenden Straßen ſtrömten unaufhörlich neue Spaziergänger nach jenem Boulevard aus, die den Abend genießen wollten, der in magiſcher Helle über dieſem Theil der Stadt ruhete und mit hundert Laternen und Lichtern aufgeputzt war, ein Schmuck, der ſich ſo lieblich und mild in der Alſter ſpiegelte. Keine große deutſche Stadt mag einen ſolchen Abend aufzuweiſen haben, wie Hamburg mit ſeinem Jungfernſtieg.

Aber inmitten dieſes heiteren Bildes, dieſes lebendigen, lebensfrohen Treibens ſchleicht das Elend, oft glänzend aufgeputzt, oft ohne Hemd, mit einem für dieſen Abend geborgten Kleide. Es ſtößt Einem an den Arm,

ergreift Einem am Rockzipfel und verleidet die lieblichen Phantasieen, die sich hier unwillkurlich aufdrängen.

Ich ging, ruhigen Schrittes, die Promenade auf und nieder; die Sterne glitzerten wie Weihnachtskerzen, die Alster lag, ein Bild der Ruhe, beinahe schlafend, am Ufer hingestreckt, nur dann und wann von einem Ruderschlag ertönend und von einer heiteren Gesellschaft umjubelt; das Menschen-Gewirre um mich herum gewährte einen angenehmen Kontrast mit der Stille des Flusses.

Plötzlich streifte mir Etwas sanft den Arm. Ich blickte auf. Es war ein junges Mädchen, in Begleitung einer älteren Frau. Man weiß es, was man in Hamburg von Frauenzimmern, die nach zehn Uhr, ohne männliche Begleitung, den Jungfernstieg besuchen, zu halten hat. Ich half mir in solchen Fällen früher häufig mit den Worten: „Mensch, laß mich gehen!“ Aber das „mein Herr!“ welches das junge Mädchen mehr verschämt lispelte, als laut aussprach, und ein Rippenstoß der Aelteren, der dasselbe — wie es schien — zu einem nachdrücklicheren Tone aufmuntern sollte, machten mich aufmerksam. „Was wollen Sie?“ (Ich konnte mich nicht des Du bedienen.) „„Ich wollte““ — Hier stockten ihre Worte. „„„dummes Ding;““„“ — rief die Alte — „„„gefällt Ihnen das Mädchen?““„“ sprach sie weiter, zu mir gewendet. Ich war um eine Antwort verlegen; in diesem Mädchen waren Elemente vorhanden, die mit denen der Alten im grellen Widerspruch standen. Die Schaam läßt sich leicht erkennen; an die Unschuld des Mädchens mochte ich nicht glauben — die Alte aber schien mir eine Gefällige, die sie das Handwerk lehren wollte. Als ich keine Antwort fand, oder anstand, mit einer hervorzutreten, da hier nur eine grobe Abfertigung, oder eine Erhörung das Gewöhnliche ist; so ergriff die Alte zornig den Arm der Jüngeren, und zog sie mit hinfort in das Menschengedränge.

Ich setzte meinen Weg fort.

Einige Tag darauf erzählte ein lustiger Hagestolz, ein Geheimer-Rath — sein Name ist mir entfallen — Abends im Hôtel de Pétersbourg folgende Geschichte:

„Meine Herren, ich muß ihre Mildthätigkeit in Anspruch nehmen" — hub er an. „Sie wissen, ich bin kein Feind von Frauenzimmern." Ein unwillkurliches Lächeln, das die Gesichter der Anwesenden überzog, war die stillschweigende Antwort auf diese Anrede. Auch ich, der ich den alten galanten Herrn noch wenig kannte, glaubte dieser Versicherung gern. Er hatte ein paar strahlende Faun-Augen aufzuweisen, trank jeden Mittag eine Flasche Burgunder, die seine Backen zur Morgenröthe verklärte, trug den Orden des Dannenbrog und war Hagestolz. Was bedurfte es mehr für mich zur Ueberzeugung? „Aber gestern" — fuhr er fort — „ist mir doch etwas Seltsames begegnet; ich habe aus lauter Unschuld nicht angebissen." „„Da mußten entweder die Trauben sehr sauer, oder doch nicht so lieblich seyn, wie die Flasche Burgunder, die Sie sich so eben haben geben lassen"" — entgegnete sein Tischnachbar. „Scherz bei Seite, Doctor, das Mädchen war sehr jung und schön." „„Und Sie hätten den Joseph gespielt! das machen Sie einen Anderen glauben."" „Ja, so etwas ist mir noch nicht vorgekommen; hören Sie nur. Gestern Morgen kommt ein altes Weib, häßlich wie die Hexe von Endor, zu mir auf mein Zimmer, und verspricht mir auf den Abend die schönste Unterhaltung, wenn ich sie in ihrem Hause, Steinstraße Nro. — besuchen wolle; ich solle einen frischen, unangebissenen Apfel erhalten. Mehr aus Neugierde, denn aus Begierde geh' ich hin. Was find' ich? Ein Kind, kaum funfzehn Jahr alt, schön wie Venus — wie die schöne Marianne wollte ich sagen; aber zarter, liebenswurdiger. Ich hätte mich in dem Mädchen verjungen

können. Die Alte ſchmunzelt und läßt mich mit ihm allein. Das Mädchen ſtellte ſich an's Fenſter und ſieht hinaus; ich mache mich hinter die Kleine und bitte ſie um einen Blick ihrer ſchönen Augen. Sie hatte nämlich blaue Augen, blauer und lichter, als der Amethyſt hier auf meinem Siegelring. Aber ob ich bitte, ob ich ſie an den Arm faſſe, ſie wendet ſich weg, ſie hält die Hand vor die Augen. Ich bin ein Kenner, und meine, das ſey Pruderie, ich werde gerade nicht zudringlicher, aber doch gereizter; und nun nimmt das Mädchen plötzlich alle ihre Kraft zuſammen, wendet ſich zornroth gegen mich, Thränen entſtrömen ihren Augen, ſie verſetzt mir einen ſolchen Stoß vor die Bruſt, daß ich, der Länge nach, zu Boden falle. Der Fall ſchallte ziemlich; das mochte die Alte aufmerkſam machen, ſie öffnete die Thür, ſtürzte herein, ergriff das Mädchen bei der Hand, ſchimpfte, ja mißhandelte ſie. Die letztere Procedur gab mir Leben wieder; die Sache wurde mir zu toll. Ich bat das Mädchen, drohete der Alten und machte mich, meinen Hut ergreifend und einen Louisd'or auf den Tiſch werfend, auf den Weg; als ich mich plötzlich von der Alten am Arm gehalten fühlte. „Sie muß, ſie muß, bleiben Sie nur hier!“ Dieſe Worte, von ihr in voller Wuth herausgequetſcht, machten mir Angſt und Bange; ich drängte mich zur Thur, fortwährend von der Alten gehalten. Schon den Thürgriff in Händen haltend hörte ich von dem Mädchen die Worte: „o Mutter! Mutter!“ Wie vom Donner gerührt ſtand ich da. Meine Herren — Sie wiſſen es — ich bin kein Koſtverächter; aber ich war wirklich wie vom Donner gerührt. So etwas war mir noch nicht in praxi vorgekommen: eine Mutter, die ihr eigenes Kind verkuppelt, nein! nicht verkuppelt, die ihrem Kinde Gewalt anthut.“ Ein allgemeines „ſchändlich!“ machte ſich am Tiſche geltend. „Sie müſſen bei-

steuern, meine Herren" — rief der Dannenbrogs-Ritter — „kompromittiren kann ich mich nicht; sonst hätte ich die Gerichte requirirt gegen die unnatürliche Mutter; aber heute Morgen hab' ich das Mädchen in einer besonderen Wohnung eingemiethet. Man muß sie sicher stellen; das Weib ist schon acht Tage hindurch mit ihr auf dem Jungfernstieg umhergelaufen; die Schamhaftigkeit des Mädchens hat stets Alles verdorben. Da hat man sich endlich an mich gewendet; aber das Mädchen ist noch unberührt; ein Schurke, der der Unschuld zu nahe tritt." Bei diesen Worten fiel eine Thräne in das Burgunderglas, das dieser Klingsberg II an die Lippen führte, und ich verzieh' ihm seine Faunaugen, die jetzt eine Milde angenommen hatten, welche ich nie an diesem Mann gesucht hatte. Jeder trug sein Schärflein zu dem guten Werke bei. Am folgenden Tage aber ging ich mit dem Geheimen-Rath, der überdies noch Domherr war, zu dem Mädchen, das ich sofort als die Unbekannte am Jungfernstieg erkannte. — Sie mag ihre Geschichte selbst erzählen.

„Mein Vater war Meisterknecht in einer Zuckersiederei. Er verließ; als ich zwölf Jahre alt war, meine Mutter, welcher er nie angetrauet war und ging mit einem Frauenzimmer nach Brasilien. Aus meiner Mutter hatte er sich eben so wenig etwas gemacht, wie aus mir; dasselbe fand in Betreff jener gegen ihn Statt. Unaufhörliche Streitigkeiten zwischen meinen Eltern störten den Hausfrieden und ich war höchlichst erfreut, wenn die Schulstunde mich aus dem Hause rief. Als mein Vater davon lief, hatte man mich eben in eine Nähschule geschickt. Gott sey es geklagt! ich verdanke meinen Eltern weiter nichts, als das Leben; für meinen Unterricht sorgte die Schwester meines Vaters, die leider bald nach seiner Abreise starb, sonst hätte sie mich wahrscheinlich zu sich genommen und mich vor der

Schande bewahrt, die mir meine Mutter gestern anthat. Bis zum Tode jener hielt es diese mit mir aus; ich machte ihr wenig zu schaffen und stand ihr, da ich, wenn nicht in der Schule, doch bei meiner Tante war, selten im Wege. Indeß — wie gesagt — meine Tante starb, und ich fiel nun meiner Mutter ganz anheim. Man sagte, ich habe ein gefälliges Aeußere, und dieses erregte die Aufmerksamkeit meiner Mutter, die sich nun täglich um mein Aussehen bekümmerte. Sie schien ordentlich Fürsorge für mich zu tragen; meine Gesundheit lag ihr am Herzen, sie stattete mich mit Kleidern aus, die sich kaum für meinen Stand eigneten und nahm mich mit sich nach Tivoli, in's Theater, kurz allenthalben hin, wo ich gesehen werden konnte. Ich hatte fertig nähen gelernt und wollte davon Gebrauch machen; aber meine Mutter gab es nicht zu, behauptend, daß ich Mittel zu einem guten Erwerb besäße, wonach sich Hunderte vergebens sehnen würden; zudem sey ich ein uneheliches Kind und könne auf nichts anderes Anspruch machen, als was sie mich lehren wolle. (Das Mädchen sprach das Alles mit einer Schüchternheit, mit einem tiefen moralischen Gefühl, das hier in Thränen überfloß. Nach einer Pause bat ich sie, fortzufahren, indem mein Gesellschafter in sich hinein zu fluchen schien.) „Sie wissen nun meine Geschichte" — fuhr sie fort — „vor vier Wochen liefen Rechnungen über für mich verfertigte Kleider ein, die mir meine Mutter mit Gewalt aufgedrungen hatte; sie konnten nicht bezahlt werden und meine Mutter machte mir nun Anerbietungen und Geständnisse, die mich mit dem tiefsten Abscheu erfüllten. Indeß sie nahm mich, bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande, mit auf den Jungfernstieg. Auch hatten wir kein Brod im Hause und die Mißhandlungen meiner Mutter nahmen täglich zu. Fast bewußtlos zog ich hier mit ihr umher; ich war dem Wahnsinn nahe;

meine Mutter aber meinte, das werde sich schon geben, ich werde noch mein Glück machen. Indeß der liebe Gott schien Mitleiden mit mir zu haben; ich brachte meine Ehre mit nach Hause und ertrug gern die Vorwürfe und Schläge, die meiner harrten. Sie wissen jetzt Alles. So wahr Gott lebt, ich habe ihnen nichts verschwiegen und nur die reine Wahrheit erzählt."

Das Mädchen blieb natürlich von ihrer unbarmherzigen Mutter getrennt. Der Geheime-Rath nahm sich ihrer väterlich an und brachte sie bald als Haushälterin in einem angesehenen Hause unter. Als mich eine spätere Zeit einmal wieder nach Hamburg führte, erfuhr ich, sie sey verheirathet und lebe glücklich.

Dieser Vorfall, der durch und durch Wahrheit ist und auf erwiesenen Thatsachen beruhet, läßt einen Blick in das Leben der untern Volksklasse in Hamburg thun. Ich habe unglücklicherweise mehre Dinge erzählen hören, die als Pendants zu jener Geschichte dienen können. Aber dieses sind leider Resultate einer großen üppigen Stadt, wo die moralische Luft leicht von den vielen Giftheilen, die der Materialismus, dem hier Alles huldigt, ausströmt, geschwängert wird. Man kann es dem Syndikus Sieveking nicht genug danken, daß er jenes Institut, welches die Kinder gegen die Immoralität der Eltern in Schutz nimmt, in's Leben gerufen hat. Am meisten wird man hier das weibliche Geschlecht zu berücksichtigen haben. Es ist auffallend, aber wahr: die Entartung des Weibes kennt meistentheils keine Grenzen und versteht sich zu Allem. Ein Vater würde schwerlich das vollbringen können, was jene Mutter that. Ist das weibliche Zartgefühl einmal dahin, diese Grundlage weiblicher Tugend, so waltet das Laster hier unbeschränkt; das Weib hat dann meistens nur einen Schritt bis zu jener Gemeinheit, die beinahe mehr, als Bestialität ist.

Aber auf der andern Seite ist es auch wahr, daß eine verkehrte Staatseinrichtung viel dazu beiträgt die Immoralität zu fördern. Ich möchte nie zu einer Emancipation der Liebe rathen; aber die Hindernisse die man ihr in den Weg legt, die Folgen, die man an die uneheliche Liebe für das Weib geknüpft hat, sind wirklich entsetzlich. Ich behaupte es nochmals, die Jungfrau Maria war nicht die einzige unbefleckte Jungfrau, die einen Sohn gebar; auch in unserer neuesten Zeit haben wir hie und da solche Jungfrauen gehabt; denn die Liebe ist allmächtig. Das weibliche Zartgefühl kann allerdings bei gesetzwidriger Liebe bestehen. Der Staat kann freilich keine Ausnahme annehmen, aber die Grenzen der Regel hätten nie so eng gezogen werden sollen. Die gesetzlichen Vorschriften stellen hier Unbarmherzigkeiten auf, die nicht aus der menschlichen Natur gerechtfertigt werden; und wo eine humanere Zeit die äußeren Nachtheile der ehelosen Mutter gemildert hat und ihr mit keiner öffentlichen Strafe, mit keiner Kirchenbuße und dergleichen mehr drohet, da hat man es dennoch dabei gelassen, an die unschuldigen unehelichen Kinder alle jene früheren Nachtheile zu knüpfen. Das ist eine Ungerechtigkeit, die die Natur und den Gott in der Natur verhöhnt. Die Kinder haften für die Vergehungen ihrer Eltern, und die Strafe, die ihnen bestimmt ist, ist von der schlimmsten Art, weil sie eine Ehrenstrafe ist, ich meine die Anrüchtigkeit, an die sich denn auch reelle Nachtheile knüpfen. Freilich werden uneheliche Kinder durch nachfolgende Ehe zu legitimen; aber die Ehe ist nicht so leicht zu schließen. Ein Schauspieler z. B., der keine Heimath nachweisen kann, wird nirgends getrauet werden. Und dann bedarf es zur Schließung eines Ehebündnisses Geld, Geld, Geld. Der Natur wird hier von dem Staate in den Weg getreten. Wer ihr endlich, ohne die Gesetze, nachgibt, den schließen

dieſe von den Wohlthaten der bürgerlichen Geſellſchaft aus. Ich aber bin und bleibe der Meinung, daß das Zartgefühl des Weibes nicht von dem Geſetze und dem Staate beſtimmt werden kann; ich bin der Meinung, daß es himmliſchen Urſprungs iſt. Wo Liebe vorhanden iſt, da iſt auch weibliche Reinheit, man ſoll über ſie nicht den Stab brechen, wenn jene Liebe das Geſetz vergißt. Wo aber keine Liebe vorhanden iſt, ſondern nur roher Materialismus, da wird auch die Beobachtung des Geſetzes nichts fruchten. Die Ehe ſtellt die Liebe und den Menſchen nicht ſicher, ſondern nur, und auch nur dem Scheine nach, den Staat; das ſollte man ſtets bedenken. Wenn die Ehe die Grundlage unſeres jetzigen Staates einmal iſt, ſo legt ihr keine Hinderniſſe in den Weg. Auch die unehelichen Kinder fallen jenem zur Laſt. Er kann ſich doch nicht auf Koſten der Natur ſicher ſtellen wollen? Es iſt ungerecht ſie von dem Staate abzuweiſen. Emancipirt die Liebe nicht, aber bindet ſie auch nicht an Zufälligkeiten, an hundert tauſend Gulden, laßt ihre Folgen nicht die baßen, die ſich nicht an dem Staate verſundigt haben, ich meine die unehelichen Kinder. Emancipirt aber die Ehe. Wenn ihr die Ehe freigebt und dann ein Weib die Eheloſigkeit vorziehen ſeht, ſo will ich nichts dagegen haben, wenn ihr an ihrem Zartgefühl zweifelt. Ihr möget dann Strafen über ſie verhangen. Aber an die Fruchte einer unehelichen Gemeinſchaft könnt ihr keinen Anſpruch machen. Die Kinder muſſen ſtets in die Rechte der Staatsburger eintreten. Wo keine innere Moral vorhanden iſt, da wird ſie nie durch die Geſetze hervorgerufen werden. Der Vater, der ein Kind in die Welt geſetzt hat, ohne die Abſicht zu haben, für den Unterhalt dieſes Kindes zu ſorgen, wird auch durch die Ehe keine beſſeren Geſinnungen erhalten. Wo aber der redliche Wille vorhanden iſt, da wird er auch außer der Ehe ſeine Pflicht

erfüllen. Auf die angeborene Moral kömmt hier Alles an; der Staat mit seinen Gesetzen gibt dem innern Menschen keine andere Richtung.

Ein uneheliches Kind heißt Ihr ein Kind der Liebe. Welch' eine schöne Bezeichnung! Sie strait Eure Verachtung gegen dieses Kind Lügen. Seyd Ihr vielleicht der Meinung, der rohe viehische Akt rufe die Kinder in's Leben? Ich glaube das nicht; die Liebe ist der befruchtende Keim. Eure Freudenmädchen, an welche Ihr den rohen Materialismus verweiset, und die Ihr, bei allen moralischen Grundsätzen, als nothwendiges Uebel betrachtet, gebären selten Kinder.

Oder glaubt Ihr, durch die Erschwerung der Ehe die Uebervölkerung zu verhindern? Ich bin der entgegengesetzten Meinung. Ist eine eigentliche Uebervölkerung je denkbar? Ich meine, im Leben nicht. Die Natur sorgt hier besser, als der Staat. Es bedarf keiner Kriege, um das Menschengeschlecht auszurotten; der Ewige hat Barthold Schwarz nicht das Pulver erfinden lassen, um die Uebervölkerung zu verhindern; die Natur haßt eine Vertilgung, die nicht von ihr ausgeht. Christoph Colombus hat nicht umsonst Amerika entdeckt; die Urwälder jenseits des Mississippi und Oronoko gewähren Tausenden unserer Brüder Schutz. Wir aber sind Kinder eines Vaters; wir alle haben gleiche Ansprüche an die Natur, gleiche Rechte, gleiche Gefühle. Emancipirt die Ehe!

Wenn von einer Uebervölkerung im Staate die Rede seyn kann, weil der Hof viel Geld kostet und die Maitressen noch mehr, glaubt Ihr durch die Erschwerung der Ehe diese eingebildete Uebervölkerung verhindern zu können? Glaubt das nicht; jener entzückende Augenblick der Liebe — ich spreche hier von reiner, wahrhaftiger Liebe — erkennt kein Gesetz an. Hier ist Gott allmächtiger, als der Staat; die Natur ergreift den Scepter, welchen ihr

der Staat für einen Augenblick aus den Händen gewunden hat; sie segnet die Herzen ein, die dieser von einander riß. Und ob Eure Gesetze den Fluch aussprechen über jene Herzen und über das Leben unter jenen Herzen, Ihr könnt dieses Leben nicht aus dem Staate verbannen. Ihr hättet den Tod, den sofortigen Tod diesem Leben bestimmen müssen, dann wäret ihr konsequent und wenigstens aufrichtig gewesen. Aber Eure Scheinheiligkeit verbannt dieses Leben in den finstern Kerker des Wahns; Ihr sprecht gottlästernd: dieses Leben ist kein ächtes, wahres Leben, wir bezeichnen es für alle Zeit mit einem Brandmal der Schande. Emancipirt die Ehe!

Die rohesten Völker, die im Natur-Zustande Lebenden erkennen ein Etwas an, das wie Ehe aussieht, eine feierliche Verbindung, die den Menschen an Pflichten mahnt, die ihm sagt, du hast höhere Verbindlichkeiten zu erfüllen, als die Fortpflanzung. Dieses heilige Etwas will ich nicht aus der Welt verbannen. Aber Ihr sollt damit keinen Wucher treiben. Ich weiß eine große Stadt in Deutschland, wo in einem Sackgäßchen nicht mehr, als fünf Paare wohnen, die in wilder Ehe leben; weil sie, wegen Geldmangels, nicht in die zahme eintreten können. Die Leute leben bürgerlich und ehrlich; man kann ihnen Nichts vorwerfen, als ein eheloses Beisammenleben, das die Nothwendigkeit ihnen auferlegt hat. Es ist zum Entsetzen.

Ein Kind der Liebe ist häufig ein schönes, noch häufiger ein kluges Kind; die Geschichte erzählt uns von solchen Kindern, die als Sterne am geistigen Himmel glänzen. Warum wollt Ihr die Gotterzeugten, die vom heiligen Geist Empfangenen ausschließen von der Gemeinschaft des Lebens? Ist Christus nicht Gottes Sohn? Was hättet Ihr mit diesem Christus angefangen, wäre er tausend acht hundert fünf und dreißig Jahre später ge-

boren? Nicht wahr, Ihr hättet das römische Recht citirt, das preußische Landrecht, das longobardische Lehnrecht wohl gar die Caroline; Ihr hättet an Eure Brust geschlagen und ausgerufen: „ich danke dir Herrgott, daß ich nicht bin, wie dieser?“ Eben hätte Christus nicht ab intestato können, in keine Zunft hätte er aufgenommen werden können, nicht Schneider, nicht Schuster hätte Christus werden können, und wäre sein Vater vom Adel gewesen, er hätte ihm nicht in die Lehne succediren, er hätte nicht Herr, nicht manus dominans, nicht Vasall, nicht manus serviens, werden können? Aber an das Kreuz hättet Ihr freilich diesen Christus nicht geschlagen; denn Ihr seyd aufgeklärte Leute; Eure Priester sind Schriftgelehrte, die täglich mit Gott verkehren. Wenn Ihr Christus nicht gekreuzigt hättet, warum kreuzigt Ihr denn die Liebe? Vater im Himmel vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun.

Man spricht endlich viel hin und her über ein Zusammenlaufen von Mann und Weib; wolle man der Ehe nicht Schranken setzen, so werde binnen Kurzem eine Anzahl Hülfsbedürftiger im Staate seyn, es werde namenloses Elend entstehen. Hier wendet man ein anderes Gift an, um den Einflussen des Einen zu wehren. Wie ich schon oben bemerkte, die Moral läßt sich nicht durch die Gesetze hervorrufen. Der gute Wille, die redliche Absicht, die elterliche Liebe muß für die Kinder sorgen. Diese ist in der Regel vorhanden; sie ist mehr Instinkt, als Tugend; sie liegt im Herzen, wie der Fortpflanzungstrieb in den Sinnen. Hinzu tritt die Intelligenz, sprechend, Deine Ehre erfordert es, alle Deine Kräfte zur Erhaltung und bestmöglichen Ausstattung der Deinigen anzuwenden. Wo ausnahmsweise Vater und Mutter jenes Instinkts ermangeln, und jener moralischen Würde, da werden sie ihnen auch nicht durch die Ehe eingepflanzt. Sie wer-

den in diesem Falle, ob in unehelicher, oder ehelicher Gemeinschaft lebend, ihre Kinder dem Schicksale überlassen. Der Staat ist hier an die Natur und an den Gott in der Natur verwiesen; seine Gesetze stellen ihn nicht sicher. Auf der anderen Seite aber verhindert die Ehe ein eheloses Zusammenleben nicht; ja weil der Staat das Letztere so ziemlich ganz außer Acht gelassen hat, weil hier Stuprationskosten und Alimente, die oft höchst dürftig sind, den Vater gegen alle Ansprüche von Seiten der Mutter und des Kindes sichern, so findet man es nicht selten, daß der rohe Materialismus, den man gelinderweise mit dem Namen Hagestolz belegt, sich häufig an das Konkubinat hält, absichtlich, weil ihm dieses keine höheren Verpflichtungen auflegt, weil die Früchte dieser Verbindung nicht einmal seinen Namen kompromittiren. Sind die Kinder eines solchen Konkubinats weniger hülfsbedürftig, wenn ihr reicher Vater sie bis zu ihrem vierzehnten Jahre mit einer kärglichen Geldsumme unterstützen muß, als eheliche Kinder, für welche der Vater kein Brod hat? Ich glaube es nicht, denn — wie gesagt — der Geldfond ist hier nicht so bedeutend, daß er Sicherheit gewährte; die Liebe aber, die häufig die Stelle des Brodes ersetzt, wo ist die hier zu finden? Man verlangt die Ehe zur Sicherung des Staats, aber man hat eingesehen, daß man der Natur nicht wehren könne und erlaubt indirekt die Ehelosigkeit. Immer aber läßt man dieselbe nicht sowohl die Eltern als die Kinder büßen. Ist hier eine Sicherung des Staats gegen ein sogenanntes Zusammenlaufen vorhanden? Im Leben nicht. Der Materialismus, den man doch nur bei der Erschwerung der Ehe vor Augen haben konnte, findet im Konkubinate Befriedigung. Freilich tritt er — zur Ehre der Menschheit — nur selten ein; jeder liebt sein Fleisch und Blut. Aber wo er eintritt, da wird ihm der Weg nicht versperrt. Also die Hülfsbedürftigkeit

wird im Staate nicht durch die Erschwerung der Ehe vermindert. Freilich hat man das Weib durch die beinahe gänzliche Rechtslosigkeit, der man sie in einer unehelichen Verbindung Preis giebt, zwingen wollen, sich vorzusehen. Aber das Weib ist schwach, es glaubt so leicht an die Liebe, an ewige Treue, an Treue bis in's Grab; eine geschickte Philosophie des Alltagslebens kann es murbe machen; die Natur hat die Leidenschaften des Weibes erregbarer geformt, als die des Herrn der Schöpfung. Wenn die Unschuld in vorkommenden Fällen strauchelt; wenn sie des römischen Rechts, der Kirche in einem Augenblick vergißt, wo Alles an und in ihr, Herz, Seele und Körper, Poesie wird, wenn sie dem — was wir mit dem hausbackenen Worte: Verführung bezeichnen — keinen Widerstand leistet, weil sie nicht stärker seyn kann, als Gott sie gemacht hat, soll sie das so schwer büßen? Der Richter citirt das Kapitel 20 uber das Stuprum und das Kapitel 31 uber die Alimente und spricht: „Wenn du noch eine unbefleckte Jungfrau warst, Johanna oder Christine, oder Elisabeth, so muß dir dein Verführer so und so viel Stuprationskosten zahlen und achtundvierzig Thaler jährlicher Alimente fur dein Kind, und zwar bis zum vierzehnten Jahre desselben. Du darfst das Kind höchstens nach dem Taufnamen des N. N. taufen lassen, aber an den Geburtsnamen des Vaters hast du und das Kind keinen Anspruch, an sein Vermögen habt ihr kein Recht, so wenig wie an seine väterliche Liebe. Nun gehe mit Gott, mein armes Kind; also erkenne ich von Rechtswegen." Vielleicht steht der Vater des Kindes dabei, vielleicht wird er gerührt, vielleicht ruft er aus: „ich will dir dein Recht geben, die nachfolgende Ehe soll dein und deines Kindes Ehre vor der Welt retten." Der Richter nickt hier wohlgefällig und spricht: „ja, ein subsequens matrimonium macht Alles gut; aber ich zweifle — Sie

sind kein hiesiger Burger — Sie sind Schauspieler — vielleicht ohne Heimath; die Trauung wird sehr schwer halten; Sie mussen sich an die Regierung wenden." Die Regierung kann hier gnädig seyn; sie ist es vielleicht auch, wenn der Fürst ein Auge auf die Geschwängerte geworfen hat, wenn sie früher seine — Maitresse war. Aber in den meisten Fällen wird es denn doch heißen: dem Gesuche kann nicht Statt gegeben werden. Emancipirt die Ehe! Bindet sie nicht an das Burgerrecht, an eine Kaution, an theuere Kanzelei-Bescheide, an übermäßige Proklamations- und Kopulations-Gebuhren, und Gott wird einem solchen Gesetze seinen Beifall nicht versagen.

Aber Ihr sprecht, die Ehe domicilirt einen Heimathlosen an dem Ort, wo das Ehebundniß geschlossen ist; der Staat, welcher die Eingehung des Ehebundnisses so leicht machen würde, würde von Vagabunden aller Art überschwemmt werden. Das beweiset nur, daß hier eine allgemeine Erleichterung eines Ehebundnisses eintreten muß. Dann aber werden sich doch die Dinge ausgleichen. Kann z. B. ein Heimathloser, oder ein nicht Heimathloser allenthalben in Deutschland getrauet werden, so wird er wenig Grund haben, einen bestimmten Ort dazu zu wählen. Zieht der Eine diese Stadt vor, so wird der Andere jener den Vorzug ertheilen. Der sogenannten Immoralität aber wird dadurch jedenfalls gewehrt werden. Erklärt denn in Gottes Namen, die Ehe begründe kein Domicil. Das thut nichts; die bürgerlichen Nachtheile der Heimathlosigkeit kommen den moralischen nicht gleich. Stellt wenigstens die moralischen Rechte sicher, wenn Euer zerrissenes Deutschland keine Sicherstellung der bürgerlichen gestattet. Aus der Welt könnt Ihr doch den Heimathlosen nicht verbannen; am Ende mußt Ihr ihm doch eine Stätte in Eurem Krankenhause einräumen, einen

Platz auf Eurem Friedhofe. Das sind Dinge, die sich von selbst finden.

Was nun gar die pekuniairen Rücksichten betrifft, so ist es höchst ungerecht, auf Kosten der Natur, Staat und Kirche bereichern zu wollen. Für jenen werden sich andere Hülfsquellen eröffnen; den Dienern der Kirche aber gebt zu leben, verweiset sie nicht an Sporteln, an Neben-Einkünfte, an die Taufe, die Konfirmation, an das Abendmahl, die Ehe; gebet ihnen feste Besoldungen. Ist es nicht ungerecht, wenn der Arme, oder der von der Hand in den Mund Lebende so viel zum Staate und zu der Kirche beisteuern muß, wie der Reiche, der vom Ueberfluß Lebende; wenn vielleicht der üppige Hagestolz, der dem Staate am wenigsten nützt, frei ausgeht? Gründet Eure Staats-Einrichtungen mehr auf die Natur, als auf das Geld und das historische Recht; aber gehet in Euch und denkt, daß Ihr dereinst Rechenschaft geben müßt, nicht wie ihr das justinianeische und das kanonische Recht, sondern wie Ihr das Menschenrecht gehandhabt hienieden.

Wir stehen nicht am Ende unserer socialen Verhältnisse — was Ihr auch dagegen behaupten mögt, Ihr Dollmetscher Christi, Ihr Hohenpriester des Staats, Ihr Leibeigenen der Kirche, Ihr ewigen Todtengräber der Menschheit, Ihr, die Ihr mit der Liebe Wucher treibt und das Leben zu einer aegyptischen Mumie macht. — Gott spricht heut zu Tage nicht mehr in Wundern, aber er spricht nicht weniger vernehmlich, als auf Horeb's Höhen und an der Wiege des Heilands. Er hat Guttenberg gesendet; er hat Barthold Schwarz erweckt; er spricht durch das Wort der Intelligenz zu Euch, durch den Donner der Kanonen. Höret seine Stimme! Laßt Euch nicht durch das Gequäke der Blätter für literarische Erhaltung übertäuben, nicht durch den Bergedorfer Vo-

ten, nicht durch das Anathem der „Glattgescheitelten“ und den Privatdocenten Dr. von Keyserlingk in Berlin. Das sind fromme Väter, gute, ehrbare Pharisäer, die Euch an das Wort verweisen, an den Anstand, an die Sitte, an die Poesie und an den Staat, an die Religion und an ihren Gehalt, wie es ihnen frommt und wie es Eurem Philisterismus, Euren Vorurtheilen zusagt. Es ist und bleibt wahr: das Schrecklichste der Schrecken bleibt immer der Mensch in seinem Wahn, und „mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens.“ Aber das goldene Kalb wird zertrümmert werden; es ist nicht möglich, die Humanität länger von dem Staate abzuweisen; Gott wird es überdrüßig werden, sich zu allen Sophismen und gelehrten Interpretationen herzugeben. Er wird die Kirche nicht länger fragen, wie er sich anbeten lassen soll? Er wird sich im Geiste und in der Wahrheit anbeten lassen wollen. Der Wilde am Katarakt wirft seine Pfeile und Bogen in die Fluth und erkennt die Allmacht eines Höhern an. Ihr steht am Katarakte der Zeit; Gott wird Eure Herzen lenken, daß ihr Pfeile und Bogen hineinwerft, Pfeile und Bogen, mit welchen Ihr Gott und das Menschengeschlecht bekriegt, und in diesem Euch unter einander. Eure Feinde sprechen Euch von Persönlichkeit, von Egoismus der Neuerer. Wo wären die nicht in der Welt zu finden? Wo gäbe es eine Stätte, auf Gottes weiter Erde, wo die Selbsterhaltung, und der Egoismus ausgezogen wären? Die schöne Katharina von Bora rief die Reformation hervor; aber die große, hehre Idee, die durch sie in Luther angeregt wurde, theilte sich der ganzen civilisirten Welt mit, und Gott wurde mächtig in der Hand der Schwachen. Wenn unsere heutigen Reformatoren andere Interessen haben, was kummert es uns? Wir haben es mit dem Gedanken zu thun, mit der Intelligenz und der Ver-

nunft. Dieſe werden uns zum Ziele geleiten. Die Fragen unſerer Zeit ſind gewichtige Fragen; ſie verlangen einen unpartheiiſchen Richter. Ein ſolcher wird nur die Nachwelt ſeyn; Sylveſter Prierias, der Dominikaner, Jakob Hogſtraten und Johann Eck waren nicht die Richter Luthers; der Bauer, der zu Huſſens Scheiterhaufen in ſeinem frommen Wahne das Holzſcheit trug und den großen Märtyrer geiſtiger Freiheit zu den Worten: o sancta simplicitas! vermochte, war nicht einmal der Repräſentant ſeiner Zeit, geſchweige denn der folgenden. Eben ſo wenig, wie jener Bauer, repräſentirt Heinrich Brockhaus, der Leipziger Buchhändler, unſere Zeit; die Blätter für literariſche Erhaltung werden längſt zu Makulatur benutzt ſeyn, wenn unſere ſocialen Verhältniſſe geordnet ſind und man das Anathem buchhändleriſcher Induſtrie gegen eine junge Literatur belächelt.

So weit wäre ich von meiner Tugendhaften in Hamburg geführt worden. Ich weiß ihren Namen nicht mehr, nicht, ob ſie Veſta, oder anders hieß; aber ich danke ihr, daß ſie mich zu jenem Raiſonnement leitete, wie ich mich denn immer gern dem Entwickelungsproceſſe unſerer Zeit hingebe. So viel iſt gewiß, daß Hamburg, als die einzige deutſche Stadt, wo die Intereſſen der Menſchen in ſo verſchiedenartige Kolliſionen miteinander gerathen, wo Handel und Volksverkehr mit allen Auswüchſen und Zubehörungen ſo mächtig walten, wo die Intelligenz in ſtetem Kampfe mit der Demoraliſation liegt, hinlänglichen Stoff zu pſychologiſchen und ſocialen Betrachtungen bietet.

Ich habe von den öffentlichen Gebäuden der alten freien Hanſeſtadt noch nichts berichtet. Wie ich ſchon Anfangs bemerkte, ſo bietet Hamburg in dieſer Hinſicht wenig Impoſantes: enge Straßen, hohe, unregelmäßige

Häuser, Gedrängtheit und Ueberladung in Allem. Dieses mag eben nicht dazu beitragen, einer Stadt in ihrer äußeren Gestaltung einen Anstrich von Schönheit zu ertheilen. Hamburg ist, wie die beiden anderen freien Hansestädte, erst nach und nach zu Ansehen gelangt; nach und nach ist es auch zu der Ausdehnung gekommen, je nach den Bedürfnissen der Einwohner. Erst später ist man auf die Verschönerung der Stadt aufmerksam geworden, und man hat auch architektonische Denkmäler aufzuweisen.

Die große Michaeliskirche in der Neustadt ist eine der schönsten Kirchen, nicht nur Hamburgs, sondern auch Deutschlands. Sie gehört der neuern Baukunst an; Sonnin hat sich in ihr verherrlicht; er begann diesen Bau im Jahre 1751; derselbe wurde im Jahre 1762 bis zum ersten Stockwerke des Thurms vollendet. Die Thurmspitze wurde erst im Jahre 1778 aufgesetzt. Diese Kirche ist eine ächt protestantische Kirche; sie ist vielleicht die einzige große Kirche in Deutschland, die der Protestantismus erbaut hat, die einzige Kirche, die, im grandiesen Style gehalten, protestantische Einfachheit bekundet und alle Vorzüge aufzuweisen hat, die man von einem Gotteshause verlangen kann, wo die Rede allein wirken soll. Jene großen gothischen Dome, die aus der Zeit des Pabstthums in die lichte Zeit herüberschritten, genügen, so häufig sie auch von dem Protestantismus benutzt worden sind, nicht allen Ansprüchen desselben. Dieser verlangt eine meisterhafte akustische Bauart von einer großen Kirche; der Prediger muß sich der ganzen Gemeine hörbar machen können. Bei dem Katholicismus ist das anders; er ist an die Messe verwiesen, an den Hochaltar. Der Katholik wenn er in die Kirche tritt, wendet seine Blicke auf den Letztern; er ersieht dann aus den Bewegungen des pontificirenden Priesters, wie weit die Messe vorgerückt ist; er kann nun an der Erbauung

Theil nehmen, ohne das Gebet des Priesters, das wie Murmeln klingt, deutlich zu vernehmen. In Andacht wendet er sich an die Heilige, seine Lippen bewegen sich leise; er versinkt in fromme Betrachtungen, aus welchen ihn nur der Segen des Priesters weckt. Das ist der eigentliche Gottesdienst des Katholiken, der ihn aller Vortheile der Kirche theilhaftig macht. Die tiefe Stille um ihn, die Majestät der Kirche, die Orgel, die Heiligen an den Wänden, der Priester, die Chorknaben, mit einem Worte die Poesie Gottes ist seine Erbauung. Die alsdann folgende Predigt ist ihm Nebensache; Menschenmund ist nicht Gottesmund: die kleine Anzahl von Zuhörern drängt sich um die Kanzel, denn der Prediger kann sich in dem großen Dom nicht vernehmbar machen; dieser Dom ist für einen Höhern eingerichtet, der durch die Kirchenmusik und die Mienen und Gebehrden der Priester spricht. Ihm antwortet der katholische Christ durch stilles inbrünstiges Gebet; die Heiligen umschweben ihn dabei. Deshalb eignen sich die gothisch-gigantischen Tempel wenig für den Protestantismus; sie sind nicht für die Stimme eines Menschen eingerichtet; im Bremer Dom hört man an vielen Stellen den Prediger gar nicht. Denselben Nachtheil bietet die Marienkirche in Lübeck. Die Michaeliskirche aber leistet der Akustik Genuge. Ueberall kann man hier den Prediger hören und auch sehen. Die Emporkirchen erheben sich amphiteatralisch links von der Kanzel bis zur Halle des Altars, so daß sie, ohne eine vollkommene Kreislinie zu bilden, sich an den nord- und südwestlichen Pfeiler anschließen. Sie sind mit dem Gebäude selbst entstanden und nicht angeklebt, wie in vielen Kirchen, die nach und nach, vielleicht von verschiedenen Baumeistern ihre Pracht erhielten. Die akustischen Vorzüge dieser Kirche schreibt Hubbe in seinen „Ansichten von Hamburg" vorzüglich der Form des Kanzeldeckels

zu. „Er tritt nämlich etwas über das Palpet hervor, so daß sich die Stimme nicht sogleich vor der Kanzel zersplittert, sondern zusammen gehalten wird und bis an die entferntesten Sitze dringen kann."

Die ganze Länge der Kirche, von einer Mauer zur andern, beträgt nach von Heß 246 Fuß; die größte Breite der Kreuzlinie 180. Bis zum Thurm ist die Kirche 130 Fuß hoch. Sie ist in Kreuzesform gebaut; aber die sich zwischen den Hauptpfeilern herumschwingenden Emporkirchen geben ihr beinahe das Ansehen einer Rotunde. Das schwere Kirchendach wird lediglich von vier Hauptpfeilern getragen. Der Altar ist protestantisch-einfach, ohne Schnörkeln und Ueberladung; er wird durch ein Gemälde von dem Kasseler Tischbein, die Auferstehung des Erlösers vorstellend, verziert.

Von Außen imponirt die Kirche außerordentlich; Schade nur, daß sie nicht frei gelegen ist. Was man auch behaupten mag, sie stelle sich in der Dämmerung edeler und großartiger dar, weil man dann die Ecken, Brüche, Köpfe und Vorsprünge nicht gewahre, und sich Alles in eine kolossale Masse verschmelze; ich habe die Michaelis-Kirche am schönsten im hellen, blanken Sonnenlichte gefunden. Die Einbildungskraft mochte dazu beitragen, aber ein Denkmal des Protestantismus verliert im Zwielicht an Klarheit. Mittag's, wenn die Sonne am Höchsten steht, ist die Zeit des Lutherthums, und diese Kirche hat mehr das Gepräge der Intelligenz, als der Poesie. Unser Protestantismus hat sich allenthalben von der katholischen Kirche beschenken lassen müssen, und die Mischung von Prosa und Poesie, die Ummodelung des Katholicismus für protestantische Zwecke schließt etwas Zerrissenes in sich. Das gewahrt man an dieser Kirche nicht; sie steht einfach und selbstständig da, ein ächtes Denkmal des Protestantismus, der sie hervorgerufen

ine Peterskirche in Rom, eine Stephanskirche in
ein Munster in Straßburg, ein Dom in Köln,
rtholomäuskirche in Frankfurt, sie Alle gewinnen
elicht. Die gothischen Ausschmuckungen, die hei-
Steinbilder, Christus am Kreuze scheinen dann Le-
mpfangen, das Blumen- und Laubgewinde scheint
unkeles Grün zu wandeln, die schwarzen Massen
en in der Dämmerung, sie scheinen sich mit dem
l zu verschmelzen. Die Dämmerung ist die Zeit
tholicismus, wie sie die Zeit der Phantasie ist,
vom Himmel zur Erde aufschwingen will. Ein
gothischer Dom, dessen Gewölbe sich, wie dichtes
erk, gestaltet, ist ein steinerner Wald. Hier thut
Ruhe, die stille Feier wohl, wir wollen uns ganz-
en Gefühlen überlassen. Aber die Michaeliskirche,
em eben so freundlichen, wie stolzen Thurm, ge-
wann das Leben sie umkreiset, die Sonne ihr den
uß reicht. Hier bin ich gern geneigt, die Mängel
us über die Idee zu vergessen, um so mehr, da
chaeliskirche die einzige majestätische Kirche des
antismus in Deutschland ist.

Michaeliskirche ist zu verschiedenen Malen zu Con-
benutzt worden. Ich würde dieses Umstandes nicht
nung thun, wenn nicht der verstorbene Hubbe,
r und Schul-Inspekter am Hamburger Waisen-
auf denselben höchst naive Beschwerden gestutzt
die so viel beweisen, daß die orthodoxe Starrheit,
vor Zeiten gegen Lessing in Hamburg auftrat,
er Aufklärung der dortigen Geistlichkeit, Einzelne
en nicht in dem Grade zur Emancipation der Ver-
hat gelangen lassen, daß sie nicht stets über Ent-
ng des Heiligthums schreien, wenn einmal in der
eine andere religiöse Feierlichkeit vorkömmt, als
edigt, der Kirchengesang, Taufe, Abendmahl und

Konfirmation. Hübbe sagt nämlich in seinen „Ansichten von Hamburg", S. 85 und folgende: „In unsern Zeiten ward die neue Kirche einigemal zu nicht gottesdienstlichem Zwecke gebraucht, oder, wie Andere wollen, gemißbraucht, nämlich zu Concerten und Musikfesten. Die Signora Catalani hat ihre wunderschöne Stimme darin ertönen lassen und den Ertrag des Einlasses großmuthig mit den Armen getheilt. Vor einigen Jahren gab ein Verein von hiesigen und auswärtigen Musikfreunden Händels Messias und Mozarts Requiem, in diesem Jahre eine andere Gesellschaft von Freunden der Tonkunst Händels Judas Maccabäus und zuerst ein Oratorium, die Auferstehung des Erlösers, von der Composition eines hiesigen Tondichters." Wer sieht diesen Worten den versteckten Ingrimm unsres Pastors nicht an. Das „gemißbraucht," welches er andern unterschiebt, ist seine Meinung. Er kann sich nicht darüber zufrieden geben, daß der Judas Maccabäus mit der Auferstehung des Erlösers in Verbindung gebracht wird, er unterstreicht diese Auferstehung mit dicker schwarzer Tinte. Die Anspielung auf den Juden kann er sich nicht versagen. Großer Gott! sollen da die christlichen Schaafe die Juden in den Alster-Pavillons dulden, wenn ihr treuer Hirt, Händels Judas Maccabäus aus einem christlichen Tempel hinausweisen möchte, weil dieser Maccabäus kein Anderer, als ein Jude ist! — Weiter erinnert Hübbe: „Man darf sich daher nicht wundern, daß die Ansichten über den Gebrauch eines Gotteshauses zu einem, demselben ganz fremden Zwecke, sehr verschieden und widersprechend sind." Um Gotteswillen, Leute, oder vielmehr Diener der Kirche, seyd doch nicht so gar spießbürgerlich-christlich. Die Signora Catalani theilte ja ihre Einnahme mit den Armen; ohne die Kirche hätte sie diesen Armen im Leben nicht eine halbe Einnahme zugewendet. Dieses

gument möchte allerdings, wie das vom Crispin klin-
n; Ihr werdet mir erwidern: wir wollen keine schlech-
Mittel zu guten Zwecken. Ich stimme Euch bei, aber
Poesie ist ein Element des Christenthums, die Stim-
der Catalani war ein Hauch vom Oden Gottes; sie
mochte es allerdings, selig zu machen und über das
tagsleben hinaus zu tragen. Es ist das keine Entwei-
ng des Heiligthums, wenn man die Poesie zu ihm ein-
t; unsern Gefühlen, ich meine unsern himmlischen
fühlen, kann man immer die Nahrung gönnen; Ihr
knet sie nur zu häufig durch Euer Wort, das Ihr
ottes Wort nennt, aus. Gott offenbart sich in jeder
hönheit, und auf welche Weise wir ihn vernehmen, es
gleich, wenn wir ihn nur vernehmen. Ihr habt nichts
zegen, wenn er im Donner spricht, Ihr unterwerft
ch dem Staate, der ihn sogar in seinem Donner, in
n Donner der Kanonen, sprechen läßt, Ihr seyd da-
einverstanden, wenn die Regierung erklärt, nicht ich,
dern Gott, ruft das Volk zum Kampfe; Ihr verzeich-
die Namen der in der Schlacht gefallenen christli-
en *) Streiter auf ehernen Tafeln in Euren Kirchen,
r erklärt, diese Streiter seyen für Christum gefallen;
shalb wollt Ihr denn nicht anerkennen, daß Gott durch
e schöne Stimme, im Kirchengesange (denn den „Tan-
d" wird die Signora nicht in der Michaeliskirche ge-
ngen haben) durch Händels Judas Maccabäus zu
rer Gemeinde sprechen kann? — Weiter spricht Hubbe:
inige haben den Einlaß für Geld in eine christliche
rche, die doch eigentlich ein Gemeingut ist, anstößig ge-
nden. Andere sind der Meinung, daß wenn eine Kirche

*) Riesser behauptet, die jüdischen Streiter, diese Nachkom-
men des Judas Maccabäus, seyen davon ausgeschlossen
worden.

geöffnet ist, man keinem Christen den Eingang verwehren dürfe, und finden es hart, daß man den armen Christen die Gelegenheit, es sey nun wodurch es wolle, sich eine größere oder kleinere Rührung und Erbauung zu verschaffen, versperre, während der Jude, oder Israelit dieselbe für ein Einlaßbillet erhalten kann." In dem „Einigen" und „Andern" sind nur die verschiedenen Anklagen des Herrn Pastor Hubbe zu erblicken. Das, was „Einige" sagen, will ich ihm hingeben lassen, es ist von einem guten Hausvater gesprochen, der nicht gern etwas von seinen Rechten aufgibt; eine Gemeinde-Weide darf keinem vorenthalten werden. Wenn aber „Andere" sich über den Israeliten ärgern, daß er dasjenige für Geld haben könne, was kein Christ umsonst, so wird dadurch eine Kleinlichkeit an den Tag gelegt, eine Bevorzugung des Christen, die uns schaudern macht. Wenn ein christliches Gotteshaus der Poesie erschlossen wird, so müssen Alle, die nach höherer Erbauung verlangen, Zutritt dazu erhalten; die Poesie ist auch Gemeingut der Menschheit. Unser guter Hubbe geht aber noch weiter; er spricht: „Wieder Andern wird unheimlich bei dem Gedanken, daß Christen in ihrer Kirche den Israeliten, welche doch eigentlich an dem Texte der Musik kein Interesse haben, noch haben dürfen, (hier muß der Setzer, auf Hubbe's Befehl, erinnern: Judas Maccabäus mache davon eine Ausnahme,) sondern genau genommen nur auf die Noten hören müssen, für Geld eins aufspielen und singen." Was sagt Ihr zu dieser Humanität; Ihr Niesser, Menzel, Du alte und junge Literatur? Ist das nicht ein ächter Pfaffen-Ausspruch? Ihr dürft Euch wahrhaftig! nicht über den Pöbel der Pavillons beschweren, wenn der Pöbel — ich wollte sagen, die Diener der Kirche — solche Aussprüche thun. Die Partheisucht der Kirche ist von jeher der Krebsschaden der Menschheit gewesen; aber Ihr

dürft denjenigen Kämpen unserer neuen Literatur nicht steinigen, der mit dem verwegenen Ausspruch, in Betreff des lieben Gottes, hervortrat. Zu welchem gemeinen Hohn gibt Christus dem Pastor Hübbe und seinem Setzer Veranlassung. Wenn die Worte Gutzkows nichts Anderes darthun sollen, (und das sollen sie offenbar nicht,) als daß keine Idee, kein Wesen, von Wodan an bis auf die neueste Zeit, so sehr gemißbraucht worden sey, als Gott der Vater, Gott der Sohn, Gott der Heilige Geist, so mag man in der tiefsten Seele erbeben, wenn man sie lies't, aber wer will hier den ersten Stein werfen? Geht in Euch, dann richtet. Aber bis dahin werden sich die Zeiten ändern und man wird mit andern Augen sehen, mit anderen Ohren hören. Es werden dann auch Israeliten in einer christlichen Kirche die Catalani hören dürfen; es wird dann Judas Maccabäus nicht durch einen Pastor am Waisenhause abgewiesen werden von der Michaeliskirche; es wird dann die Auferstehung des Erlösers nicht durch diesen Judas Maccabäus profanirt werden; es wird dann nicht die Rede davon seyn, der Israelite dürfe kein Interesse an einem christlichen Text nehmen; vielleicht wird man dann Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten; ich sage vielleicht — denn der Herr der Herren ist der geduldigste Monarch der Erde und die Hofordnung ist seinen Dienern überlassen, er hat seit Christus noch nicht wieder in Wundern gesprochen; es ist kein Moses vorhanden unter allen denen, die ihn anbeten, den er zu sich rufen könnte, auf den Berg Horeb, oder auf den Feldberg, oder den Brocken, oder die Jungfrau; sie beten Alle das goldene Kalb des Wahns, den Moloch der Unbarmherzigkeit an; und wer ein Wort spricht, das ihnen nicht frommt, den werfen sie in die Löwengrube, oder den feurigen Ofen. Sie leben von Gott, statt in

Gott, und setzen auf ihre Begräbnißplätze die gottlästernden Worte: „Selig sind, die in dem Herrn ruhen.“ Nein! sie sind nicht selig. Selig werden, die in dem Herrn arbeiten, rastlos, Tag und Nacht, unbekummert um die Welt, ja sogar unbekummert um Heinrich Brockhaus. Ihr Herz wird zerrissen werden vor der Zeit, ihr sterblicher Theil wird vielleicht erliegen; aber man wird ihnen die Ruhe gönnen und sie selig preisen in dieser Ruhe, denn sie haben ihr Werk als treue Arbeiter in dem Weinberge des Herrn vollbracht. Ich kann nicht umhin, verzeiht mir die christlichen Worte; ich bin Christ, Protestant, Lutheraner. Warum soll die Bibel uns nicht so gut zu Citaten offen stehen, wie Euch, Ihr Pharisäer und Schriftgelehrten?

Ich will nach diesen Anführungen, den guten Pastor Hubbe in Frieden ruhen lassen, obwohl sich seine Ereiferungen noch eine Zeitlang fortspinnen. Ich mag nicht daran glauben, daß heut zu Tage noch Anklänge solcher Grundsätze in Hamburg gespurt werden; aber fürchten sollte man es beinahe, denn die Israeliten sind neuerlich wieder aus den Alster-Pavillons hinausgeworfen worden, und zwar ohne daß daselbst die Auferstehung des Erlösers aufgeführt wurde, wie einst in der Michaeliskirche.

Indeß Hamburg hat noch immer einige Eiferer aufzuweisen, die an weiland Pastor Melchior Göze erinnern und sich über das neue Hamburg und den Unglauben in brullende Seufzer ergießen. Wie ich schon oben bemerkte, es ist daselbst wenig positives Christenthum mehr, und das Rever. Ministerium bekennt sich zum sogenannten vernunftigen Christenthum; aber in Einzelnen spuken dennoch die geistlichen Umtriebe der neuesten Zeit. Die Unparteilichkeit verlangt es, daß ich ich den Generalstab der Hamburger Mystiker nicht übergehe.

Pastor R....., in der Vorstadt St. Georg, steht oben
; er treibt Teufel aus und läßt über das hamburgische
dom und Gomorra Feuer vom Himmel regnen. Nicht
donnernd und vernichtend, wie R....., tritt der Pa-
r J... auf. Er spricht sentimental und blumig über die
fälle der Zeit, über den Geist der Vernichtung und
vocirt auf Glauben, Liebe und Hoffnung. Wenn die
rche des Ersteren alte Jungfern, Schuster, Altflicker
t eingeknickten Brustbeinen besuchen, so zieht J... junge
amen in seine Predigten, bewegliche Wesen, die das
Seinen lieben und gern in himmlisches Entzücken gera-
en. Wo junge Damen die Elite bilden, da werden junge
erren nicht ausbleiben. Unter diesen Mystikern befinden
ch Leute von Geist und einflußreicher, burgerlicher Stel-
ung; ja sogar der sonst um seine Vaterstadt so hochver-
ente S..... und der Verfasser von „Bertold's Tage-
uch" schließen sich ihnen an; mehre Aerzte, wie z. B.
ie Herren A.... und B....., welcher Letztere Verfasser
ines kleinen Romans und jener Lobschrift auf den seligen
Professor H..... ist, die so viele gemüthliche Lächerlichkei-
en enthält, haben ihre Praxis auch auf das ewige Leben
usgedehnt und eilen mit geistigen Medikamenten zu Hulfe.
Das wären die vornehmsten Anführer der Hamburger
Mystik, die ihr Hauptquartier am Jungfernstieg in der
Buchhandlung von P..... und B..... aufgeschlagen hat.
Sie bearbeiten das Volk in Hamburger Blättern, aber
anonym, sie besuchen die Versammlungen der Schuster
und alten Weiber, aber im Mantel und mit tiefem, auf
die Stirn gedruckten Hut. Die öffentlichen Scharmützel,
welche diese Parthei zu bestehen hat, werden von den
untergeordneten Geistern geleitet. Hier zeichnet sich der
candidatus reverendi ministerii. B..... aus, der Re-
dakteur des Bergedorfer Boten. Dieser junge Mann
gemahnt mich an so manchen norddeutschen Studenten

der Theologie, der, gleich dem älteſten Sohne des alten Wandsbecker Claudius, derzeitigen Paſtor im Dorfe Sahms, ſeine Beſtimmung zum Obriſtwachtmeiſter eines Huſarenregiments verfehlte und durch eine ungeheuere Ironie des Schickſals unter die Schwarzröcke geſtoßen wurde. Man könnte freilich auch behaupten, daß die theologiſche Diſciplin, die Kriegsgeſetze Jehovah's, die Kanzel, der Beichtſtuhl ſolchen tumultuariſchen Leuten Erſatz geben für die militairiſche Diſciplin und den blitzenden Säbel, der dem knieenden Feind das Garaus machen, oder Pardon gewähren kann, wie denn den Pfaffen ja ohnehin die Gewalt zuſteht, zu löſen, oder zu binden, zu verdammen, oder freizuſprechen. Der Vergedorfer Bote iſt die Trompete von Jericho, der Kandidat B.... handhabt ſie auf eine entſetzliche Weiſe zum Beſten des lutheriſchen Katechismus; er raſet, wie der feurige Engel mit dem Schwerdte durch die engen dumpfigen Gänge Hamburgs, verkriecht ſich in die „Keller", verſteigt ſich in die „Säle" und ſchimpft und flucht, wie der brüllende Löwe, zu Ehren der Kirche und der Legitimität Gottes. Er iſt ein kleiner Furſt in dem Schmutz der Hamburger Winkelſtraßen, ein zweiter Eber der Ardennen; was nicht an den Vergedorfer Boten glaubt, das erliegt ſeinem Grimm, und dem untern Volke wird im Hintergrunde die Wohlthätigkeit, die Unterſtützung, die Verbeſſerung ſeiner Lage vorgehalten. Man kann ſich, unter ſo bewandten Umſtänden, leicht denken, daß der Krieger Zion's bald einen kleinen Troß erhalten muß; denn das Unglück verſteht ſich zu Allem und iſt überglücklich, wenn es, neben der ewigen Wohlfahrt, auch die zeitliche reguliren kann.

Der Vergedorfer Bote, oder vielmehr der candidatus reverendi Ministerii B..... war es, der in Hamburg gegen Gutzkow's Vorrede zu den Schleiermacher'ſchen

riefen über die Lucinde zu Felde zog. Der Vorge-
rfer Bote warf den ersten Stein auf jene Worte, die
– was man auch dagegen einwenden mag — nur poe-
sch-philosophische Reflexionen über ein dürres Institut
es Staats sind, das, so wie es jetzt in Deutschland be-
eht, nur zu sehr der Natur widerstreitet. Jene Worte
ögen kecke Behauptungen enthalten, verwegene Folge-
ungen machen, dem Bestehenden gegenüber, kurz, prak-
sch unhaltbar seyn; aber die Licenz des Dichters gestattet
ie grellsten Farben der Satyre, wenn nur der Idee, die
r verficht, moralische Principien zum Grunde liegen.
Die Letztern hat man Gutzkow durchaus abstreiten wol-
en; man hat ihn als den Vertheidiger des rohen Ma-
erialismus geschildert. Dem ist nicht so; Gutzkow ist der
Meinung, daß die Wahrheit sich nicht allein auf das
Bestehende stütze, auf die geoffenbarte Religion, auf die
Gesetze, daß es auch eine unsichtbare Wahrheit gäbe.
„Bei jeder neuen Richtung, fragen die Einen: Wo ge-
schah dies? die Andern: Sollte dies geschehen können?
Nur die freien Gemüther entscheiden, ohne zu fragen,
weil sie es fühlen, daß das, was nicht geschieht, immer
noch wahr ist, selbst wenn es nicht geschehen kann." *)
An Gutzkow's Vorrede knüpfen sich mancherlei poetische
Resultate, die nicht so gräßlich sind, als diejenigen, welche
Kurzsichtige daraus herleiten wollen. Die Illegitimität
und die Ebenbürtigkeit würden wegfallen, wenn man die
Ehe mehr als naturrechtliches, denn als rein positives
Institut betrachten wurde. Wenn man aber der Meinung
ist, der rohe Materialismus werde durch jene Worte über
alle Grenzen hinausgeführt, so ist das eine Furcht vor
einem Hirngespinnst, das, bei der natürlich-moralischen
Grundlage der Menschheit, nie realisirt werden kann.

*) Gutzkow's „Wally" S. 319.

Die Liebe ist der gottgesandte Priester; den verläugnet Gutzkow nicht. Wo aber die Liebe den Act der Trauung vernimmt, da ist keine Umwandelung des Menschen in einen thierischen Zustand möglich. Dieser Schutzengel verhutet jegliches Uebel. Natürlich war Gutzkow's Vorrede nur für die Intelligenz geschrieben; Leihbibliotheken-Futter würde dieses Buch schwerlich geworden seyn; die Hamburger Winkelgassen hätten vermuthlich keinen Schaden daran genommen. War es aber mißzuverstehen — wie denn das nicht zu läugnen ist — so hätten sich, vor allen Dingen, die Volksblätter hüten sollen, es dem großen Publikum in die Hände zu spielen. Der Bergedorfer Bote wird ihm eher das Feld erschlossen, als abgesperrt haben. Aber Herr B..... mußte sich Luft machen; er sprach das Anathem über Gutzkow in jener gewaltigen Wachtmeisterweise aus, die das Gepräge des Bergedorfer Boten ist. Als nun Ludolf Wienbarg sich in den „literarischen und kritischen Blättern der Börsenhalle" Gutzkow's annehmen wollte, trat die Hamburger Censur mit ihrem Veto dazwischen und erklärte, es solle jetzt nichts, weder für, noch gegen diese Sache geschrieben werden. Eine Erklärung, die, wäre sie vor dem Anathem des Herrn B..... ausgesprochen, wenigstens durch polizeiliche Motive hätte gerechtfertigt werden können. Post festum aber war sie höchst ungerecht. Wienbarg's Ansicht ist nun in seinem „Zur neuesten Literatur", in dem Aufsatze: Lucinde, Schleiermacher und Gutzkow ausgesprochen, und zwar so vorurtheilsfrei, wie man es von diesem umsichtigen Kritiker erwarten konnte, der alle Erscheinungen des jungen Teutschlands, wie des alten nach dem welt-literarischen Maaßstab beurtheilt. Er sagt: „Tapfrer Gutzkow, Du hast dem Andenken Schleiermachers und der Liebe, die ach! so schlecht und ordinair geworden ist in deutschen

Landen, daß sie kaum mehr diesen heiligen, zaubervollen Namen verdient, Du hast ihnen Beiden einen wackern Ritterdienst geleistet. Daß Deine Vorrede zugleich ein Kreuzzug gegen das moderne Pfaffenthum werden mußte, lag in der Natur der Sache. Schleiermacher's Vorrede, welche die Pfaffen nicht ausdrücklich nennt, bezeichnet sie deutlich genug, ihrem unvertilglichen Wesen nach. Sie sind der Liebe und allen schönen und freien Regungen der Menschennatur von jeher Feind gewesen." An einer anderen Stelle heißt es: „Gutzkow's Pflicht, als Herausgeber der Briefe, war vor allen Dingen, den Gesichtspunkt zu bezeichnen, aus welchem ihr Verhältniß zur früheren Zeit und namentlich zu Friedrich Schlegel's Lucinde, betrachtet werden muß. Auf meisterhafte Weise hat er dieser Pflicht Genüge gethan. Wenn je die historischen Faden geistiger Beziehungen unverwirrt und unzerrissen im klarsten Lichte aufgewiesen werden, so theilt Gutzkow diesen Ruhm; wie denn überhaupt die anatomische Feinheit seiner Hand ihres Gleichen sucht. Durchaus scharf und richtig ist die Charakteristik der Lucinde. Schleiermachers illimitirte Bewunderung dieses glänzenden Kunstmeteors der Liebe, wurde die einzige Schwachheit seiner vertrauten Briefe. Diese allein war ihm später auch fatal an ihnen. Wie verzeihlich aber war sein Irrthum! Er glaubte an die Kraft und Zauberei der Liebe, die aus dem zierlichen Malerstock des Julius gelegentlich eine Herkuleskeule zaubern könnte; er ergänzte an Julius den Cäsar, und sah Thaten im Hintergrunde seines Verhältnisses mit der Lucinde, wo nur Entnervung und Abspannung nach dem Raffinement der Wollust, le mal de Rome, die Dyssenterie des Katholicismus folgen konnten. Doch hätten wir, an Gutzkow's Stelle, noch ausdrücklich bemerkt und hervorgehoben, daß nicht der Schlegel'sche Roman, sondern dessen Gegenstand, die Liebe, das ei-

gentliche Thema der Schleiermacher'schen Briefe bilde. Auch ist es ja eine unschädliche Illusion, sich die Lucinde so vollkommen und schön zu denken, wie Schleiermacher sie sich gedacht hat, mag man nun die Lucinde kennen, oder nicht." Wenn Wienbarg sein Urtheil über Schleiermacher und Gutzkow mit den denkwürdigen Worten schloß: „Geliebte, ist es nicht ein süßer Gedanke, daß für die Liebe nichts verloren geht? Abälard's scholastische Werke vermodern im Staube der Sorbonne, aber die Briefe Abälards an Heloise sind unsterblich und erneuern in jedem Frühlinge ihre Klage, wie die Nachtigallen?" Wer sollte hier nicht eine andere Ansicht von Gutzkow's Tendenz bekommen, als die ist, welche die Oberflächlichkeit aus seiner Vorrede herausklügelt.

Der Menschheit den Geist der Ehe, statt der Form, zu zeigen, diesen Geist der Liebe, von welchem heut zu Tage selten die Rede ist bei einem Ehebundniß, ist die edelste Tendenz eines Schriftstellers; denn unsere socialen Verhältnisse bedurfen einer andern Richtung; man muß darauf sinnen, die Intensität unseres gesellschaftlichen Lebens festzustellen, soll der Mechanismus nicht jeden göttlichen Keim vernichten. Die Liebe ist die Grundlage der Welt, sie muß auch die des Staats werden, soll er nicht über kurz, oder lang gänzlich vertrocknen. Die Liebe ist das Leben. Wenn Gutzkow die hausbackene Ehe mit der schärfsten Satyre bekämpft, dieses Institut, an welchem die Menschheit kränkelt, wer will ihm deshalb einen Vorwurf machen?

Man sieht es, der candidatus reverendi ministerii: B..... übertrifft die Bremer Mystiker noch durch den gewaltigen Landdragonersäbel, den er gegen die Feinde gebraucht; er gehört gewissermaßen der mystischen Polizei an und schlägt stets, wie die Uhlanen, auf dem Hamburger Berge, darein, natürlich nur flache, oder gar S..hiebe

austheilend; denn sein Angriff auf Gutzkow im Bergedorfer Boten entbehrt nicht nur des literarischen, sondern sogar des Studenten-Anstandes; er ist gegen allen Comment und in einem solchen unleidlichen Tone gehalten, daß man ihn passend eine gedruckte Real-Injurie nennen kann. Wenn die Wahrheit (?) solcher groben Exklamationen bedarf, so wird man nur zu leicht geneigt seyn, an ihrem Charakter zu zweifeln.

Das waren die Hamburger Mystiker, die übrigens auf das Leben nur einen geringen Einfluß ausuben und es zu keinem Resultate bringen.

Bei der Entwerfung meiner „bremischen Skizzen" hatte ich keine Kenntniß von den factischen Verhaltnissen, die dem Mallet'schen Streite mit der oldenburgischen und jever'schen Geistlichkeit zum Grunde liegen. Es kann nicht schaden, wenn ich, in Betreff dieser Angelegenheit, hier Bemerkungen anknupfe, die sich mir, bei'm Lesen der mir spater zugekommenen Schrift: Die Mallet'sche Frage und der Voget'sche Vertheidigungsversuch, rechtlich erörtert von Theodor von Kobbe, aufdrangen. Die bekannte Streitfrage gehört dem Mysticismus im Allgemeinen an; er mag nun in Bremen, oder in Hamburg seinen Sitz haben. Sie ist durchaus nicht aus einem lokalen Gesichtspunkte zu betrachten; selbst die rechtliche Erörterung dieser Frage wird zu einer Sache des allgemeinen deutschen Bundesrechts.

Mallet hat sich von den Schauspielern gegen die jever'sche und oldenburgische Geistlichkeit gewendet und ihr in aller christlichen Liebe ein „offenbar leichtsinniges und träges fleischliches Leben" vorgeworfen; er hat erklärt, ein großer Theil der oldenburgischen und jever'schen Geistlichkeit „schände" das heilige Amt. Er hat weiter behauptet: „Es gäbe sogar unter diesen fleischlichen Geistlichen Leute, welche wegen ihres schandbaren Lebens bei

allen ihren Gemeindegliedern in der tiefsten Verachtung stehen, weshalb sie denn auch zum gerechten Lohn für ihre Gewissenlosigkeit vor leeren Stuhlen und Bänken predigen müssen."

Die Kirche maßt sich hier eine Gewalt an, die die Gerichte und die Polizei, den Staat, die Gesetze und die rechtliche Freiheit mit einem Federzug vernichtet. Die oldenburgische und jever'sche Geistlichkeit wird von dem Herrn Mallet in den Bann gethan, und der Bremer Advokat Voget ruft aus: „Eine Injurie liegt hier nicht vor; denn zu einer solchen erfordert das Recht vor allen Dingen eine bestimmte Person, oder ein bestimmtes Rechtssubjekt, dessen Ehre verletzt seyn soll, eine ehrverletzende Handlung, namentlich eine Behauptung ehrenkränkender unwahrer Thatsachen, endlich auch den animus injuriandi." Nun hilf Dir „Hochwürdige Geistlichkeit des glücklichen Herzogthums Oldenburg und des reich gesegneten Jeverlandes", Du hast es jetzt mit dem justinianischen Recht, mit Weber und Voget zu thun, und was auch Theodor Kobbe zu Deinem Besten anführen mag, ich glaube, die Jurisprudenz kann Dir keinen thätigen Beistand leisten; denn die Bestimmungen über Injurien in unserem deutschen Rechte sind vage, die Grenzen sind hier eng gezogen und Herr Mallet versteht sich darauf, sein heiliges Amt nicht mit den Gerichten in Konflikt zu bringen. Was wird man ihm anhaben können? Eine Ehrenerklärung? Das wäre das Einzige, was Du von diesem Rechtsstreite zu erwarten hast, vielleicht, wenn nämlich Voget nicht mit seiner allerdings in jure begründeten Ansicht durchkömmt, daß hier ja von keiner bestimmten Person die Rede sey, nicht von allen dortigen Geistlichen, sondern nur von „vielen". Der eigentliche Kläger fehlt.

Aber wer hat denn die Censur in Bremen zu verwal-

? Erscheint der in Bremen verlegte „Kirchenbote“
ne Censur? Ich frage, wer ist Censor in Bremen?
es derselbe Mann, der mir eine Aufforderung an die
eater-Direktion strich, die diese ersuchte, einen belieb-
Schauspieler der Bühne zu erhalten? Gilt ihm die
chwürdige Geistlichkeit“ des Herzogthums Oldenburg
des „reichgesegneten“ Jeverlandes weniger, als
r Bethmann? Die Censur ist Ausfluß der Polizei; sie
s es nicht dulden, daß in ihrem Staate Gehässigkei-
gegen die Geistlichkeit eines andern Staats gedruckt
den. Diese Gehässigkeiten können zu Unruhen Veran-
sung geben, zu Zerwürfnissen; diese Gehässigkeiten
nen die Einigkeit, den Frieden des ganzen Großher-
thums Oldenburg untergraben. Das ist der Punkt,
allein zu berücksichtigen ist. Diese Sache gehört vor
s höchste Tribunal, das über Deutschlands Ruhe
cht. Diesem liegt es ob, zu entscheiden, ob ein Bremer
diger das Recht hat, die Geistlichkeit und somit auch
kirchlichen Zustand eines deutschen Bundesstaates
handbar, schwelgerisch, lärmend, fleischlich, in der
sten Verachtung stehend, gewissenlos“ zu nennen. Die-
liegt es ob, zu entscheiden, ob der bremische Censor
ch sein imprimatur in diesem Falle nicht gegen die
he und Einigkeit Deutschlands verstößt. Wäre es ge-
tet, daß sich ein Bürger eines Bundesstaates so keck
verwegen, wie Mallet solches gethan hat, über
atsrechtliche Institute eines andern Bundesstaats äu-
n könnte, über Kirche und Geistlichkeit, als die we-
tlichsten Brauchen der Verfassung, so wurde wahrhaf-
der Anarchie im Inlande, vom Auslande her der
ad erschlossen. Will man einigermaßen konsequent seyn,
darf man hier eine Vermittelung nicht abweisen. Es
gt nur zu sehr am Tage, daß die Bremer der Revolu-
n Vorschub leisten. Dadurch, daß sie ihren Doktoren

der Rechte den Herrn nahmen, veranlaßten sie bekanntlich acht Jahre später die Julius-Revolution; jetzt säen sie nun sogar den Saamen des Unfriedens in einem fremden Staat aus. Ich erkläre den Bremer Geyser für einen höchst gefährlichen Mann, in Betreff der allgemeinen deutschen Ruhe.

Man sieht es, wohin der Mysticismus führen kann? Er kann der Ordnung der Dinge gefährlich werden. Aber welchen Nutzen schafft Mallet in moralischer Hinsicht mit seiner Warnung und seinem Anathem? Das ist eine andere Frage.

Ein Mann, der die Bühne für dem Teufel verfallen erklärt, hat offenbar kein Urtheil in Geschmackssachen; sein Gesichtskreis ist eng; er ruft: betet und bußet! Die Geistlichkeit soll sich, nach seiner Meinung, von dem Leben scheiden, und wo sie gar tanzt, oder die Wirthshäuser besucht, da nennt er sie schwelgerisch, leichtsinnig, fleischlich, gewissenlos. So macht sich die Sache leicht. Großer Gott! sind wir denn jetzt wieder dahin gekommen, daß die Geistlichkeit, um ihren Beruf zu erfüllen, der Socialität entsagen muß? Unser Jahrhundert widerlegt hier Mallet, wenn es nicht schon der Protestantismus gethan hätte. Wenn Luther gegen die Schwelgerei der Geistlichkeit mit allen Waffen des Wortes zu Felde zog, so sprach er doch auch: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Sang, der bleibt ein Thor sein Lebelang.“ Und Luther lebte zudem in einer Zeit, wo seine Kirche eines Pabstes bedurfte; er wurde der Pabst von Wittenberg, dem zu Rom gegenüber. Die Grundsätze seiner Zeit dürfen unsere Zeit nicht in allen Dingen bestimmen; er hat manche Behauptungen gewagt, die unser Jahrhundert verwirft; die Diktatur der protestantischen Kirche erlosch mit ihm; man wird keinen zweiten Diktator anerkennen, am wenigsten aber Herrn Pastor Mallet, als

solchen. Wir halten an das Lutherthum, aber an keinen Luther mehr; die Person des sechszehnten Jahrhunderts ist keine des neunzehnten; wir verlangen eine kirchliche Freiheit, wir weisen den Prediger von allem Einfluß auf unsere socialen Verhältnisse ab; die Geistlichkeit soll nicht dazu dienen, unser Leben auszudorren; wir halten es ihr nicht zu Gute, wenn sie uns darin mit einem guten Beispiele vorgeht; wir geben auf einen nicht tanzenden Prediger nicht mehr, als auf einen tanzenden. Was Luther für die Zurückgezogenheit der Geistlichkeit anführen mochte, das eignet sich nicht für 1835. Der Zustand der damaligen Zeit, die Denkweise erforderten es, daß die Geistlichkeit bedächtigen Schrittes in das sociale Leben trat, von welchem sie so lange ausgeschlossen war; man hätte in damaliger Zeit leichtlich ein Aergerniß an ihr nehmen können. In unserer Zeit, wo wir über die Reformation im Reinen sind, müssen uns andere Principien leiten. Unsere Geistlichkeit mag sich in Gottes Namen jenes ächt lutherischen Mottos, dessen ich oben erwähnte, bedienen, sie wird durch die praktische Anwendung desselben bei ihrer Gemeinde keinen Schaden nehmen.

Diese unglückselige Orthodoxie, sie bedenkt nie, daß der Zeitgeist, die Jahrhunderte, der Staat die positiven Bestimmungen der Religion modificiren können. Warum haltet ihr nicht die andere Backe zum Backenstreich hin, sondern stellt eine Injurienklage an? Die christliche Lehre verwirft die Injurienklage. Wozu habt Ihr einen Schwur? Was aber Ja und Nein ist, ist von Uebel. Warum betet Ihr für den Sieg der Waffen Eurer Krieger? Gott will Nichts von Krieg wissen, Christus spricht: „liebet die Euch hassen."

Es ist nur zu sehr wahr, wir stehen am Ende der Frömmigkeit; denn wir können nicht länger scheinheilig

seyn und uns mit Dingen brüsten, die wir so schlecht befolgen. Wir lassen dem Nachsten das Bett unter dem Leibe wegnehmen, wenn er seine Neujahrs-Rechnungen nicht bezahlen kann; sollen wir die Welt glauben machen, wir lieben ihn mehr, als uns selbst? Schon der Staat geräth mit den Vorschriften der geoffenbarten Religion in Widerspruch, er hebt sie auf durch seine Gesetze; noch kräftiger aber hämmert der Zeitgeist auf das positive System ein. Und doch scheut man sich, hundertfach gegen Christum durch die That sündigend, durch das Wort einzugestehen, daß Christi Lehre, wenn auch ihrer Grund-Idee, doch keineswegs der strengen Form nach, mehr haltbar sey für unser Jahrhundert. Ich habe Euch Thatsachen angeführt; widerlegt dieselben.

Wie Ihr von Christus sprecht, so sprecht Ihr von Luther, von Calvin, von allen Reformatoren. Ihr nehmt die Lehren früherer Jahrhunderte als Autoritäten des jetzigen an und ermahnt: also steht es geschrieben. Die geoffenbarte Religion ist Menschenwerk; sollen ihre Vorschriften nie der Zeit erliegen? Anders mußte Moses, anders Christus, anders Luther urtheilen, weil ihnen verschiedene Bedingungen gestellt waren.

Die Moral-Philosophie verlangt keine Frömmigkeit, sie verlangt, wir sollen brav und gut seyn. Das können wir, ohne fromm zu seyn; ja die Kirche macht uns nicht besser, tragen wir keine Moral in uns, sie kann uns in diesem Falle höchstes abergläubig machen. Werden ihre Diener uns weniger imponiren, wenn sie das Theater besuchen, oder die Kasino-Balle? Sollen die jungen Kandidaten der Theologie weniger hoffen lassen, wenn sie tanzen? Es liegt am Tage, daß die Kirche, so wie sie dasteht, als höchstes Gewissens-Tribunal, den Anstand bewahren muß; aber wird der durch ein reges soziales Leben der Geistlichen verletzt? Unsere Zeit ver-

langt von dem Geistlichen nichts anderes, als moralische Kraft und Tuchtigkeit.

Finden sich endlich im Herzogthume Oldenburg und in dem „gesegneten" Jeverlande Geistliche vor, die den Anstand verletzen, die also ihre moralische, ihre bürgerliche Achtung untergraben, weshalb geht Mallet, fühlt er sich einmal zum Apostel der Wahrheit berufen, dann nicht offener zu Werke? Er muß doch Beweise in Händen haben; er wird sich doch nicht hinter juristische Spitzfindigkeiten verkriechen wollen, hinter den Begriff der Injurie, hinter die exceptionem deficientis legitimationis activæ ad causam. Das wäre für einen Mann, der sich wenig um den Staat und die Polizei kummert, wenn es der göttlichen Wahrheit gilt, nicht anständig. Es ist moralisch und christlich nicht zu vertheidigen, daß eine ganze Korporation in den Verdacht der Immoralität gebracht wird, weil man den Einzelnen schonen will. Aut Cæsar, aut nihil! Durch die Erklärung: Viele seyen in einem schandbaren Leben befangen, werden Alle verunglimpft. Kann Herr Mallet das verantworten?

Ich kann mich mit Herrn von Kobbe, in Betreff seiner „Erörterung" über diese Angelegenheit nicht ganz zurecht finden. Seine juristischen Aufstellungen setze ich bei Seite; aber was die „Achtung", die „tiefe Verehrung" angeht, die er gegen den „in seinem Eigensinn verharrenden Priester", dessen „stolzer Nacken" sich dem Gesetze werde beugen mussen, ausspricht, so scheinen sie mir gegen die Intoleranz übel angewendet. Ein „eigensinniger Priester", ein Priester mit „stolzem Nacken" ist das gefährlichste Ding im Staate, in der burgerlichen Gesellschaft, im Christenthum; und Herr Mallet hat manche Zerwurfnisse in Bremen herbeigeführt. Man kann, in christliche Demuth gehullt, durch und durch

geistlicher Hochmuth seyn und die Humanität mit der christlichen Liebe treten. Wenn ein „Laie" in seinem Aufsatze: „der finstere Streit zwischen den Predigern Oldenburgs und Bremens" diesen geistlichen Hochmuth einen „Hochmuth in Engelsgestalt" nennt, so hat er allerdings den rechten Namen dafür gefunden; der geistliche Hochmuth ist stets im Heiligenschein der Kirche aufgetreten. Besser wäre es, Herr Mallet wäre statt „geistlichen Hochmuth in Engelsgestalt", eine Engelsgestalt in geistlichem Hochmuth." Dann vielleicht wäre noch von ihm Ersprießliches zu erwarten. Man soll einem Geistlichen, der so peremtorisch und mit dem Schwerte des Wortes auftritt, der nach einer Diktatur ringt, der sich die Oberaufsicht über alle socialen Verhältnisse anmaßt, der Kunst, Poesie, Toleranz und Humanität dem Worte opfert, der seinen Grimm, trotz aller Floskeln von Liebe, seinen Stolz, trotz aller demüthigen Ergebung, nicht verbergen kann, nicht so viel Komplimente machen. Was Herr Mallet auch aus der Bibel citirt, die Vermittelung ist ihm fremd, die Duldung hat er von sich gewiesen, er hat die Bühne für dem Teufel verfallen erklärt, er hat Schiller verunglimpft, er stellt seine individuelle Ueberzeugung als Norm hin und scheuet sich nicht, in der Liebe den Haß zu predigen. Er hat es zu häufig bekundet, wie die Demuth und die Grund-Idee des Christenthums seine That nicht leiten. Aber die Zeit der priesterlichen Hierarchie ist vorüber. Wo sie ihr Haupt erhebt, da soll man gegen sie kämpfen.

Der Municipalismus hat mich von meinem Thema entfernt; auch ihm mußte, in Betreff Hamburgs, sein Recht werden, obschon er nicht gefahrdrohend ist.

Die Hamburger Kirchen haben allerdings böse Schicksale erlebt; Davoust und die Belagerung haben ihnen übel mitgespielt. Die Kirchen St. Petri, Nicolai, Ka-

tharinen und Jacobi wurden zu Pferdeställen eingerichtet. Keine Bitten und Vorstellungen fruchteten hier Etwas; Davoust hielt einmal Nichts für geeigneter zu Pferdeställen, als jene Kirchen. Die Verwüstungen derselben sollen alle Grenzen überschritten haben; nicht die Gräber und Särge wurden von den französischen Kuirassieren verschont; Alles, was beweglich und von Werth war, wurde entwendet. Nach Davoust's Abzug hatten die Hamburger ihre Gotteshäuser neu einzurichten. Das geschah denn auch, mit Berücksichtigung der Bequemlichkeit und Gesundheit der Kirchenbesucher; man belegte sogar zu dem Ende die Fußboden mit Dielen. Freilich verloren die gothischen Bauten durch diese Zustutzung Manches an Symmetrie. Aber einen Vortheil bewirkten die Gewaltthätigkeiten Davoust's; man verstand sich später dazu, die Todten aus dem Bereiche der Lebendigen abzuweisen und dadurch die dumpfige, stickige Atmosphäre zu heben, die schwachen Nerven so nachtheilig ist.

Die Kirchen Hamburgs bieten — mit Ausnahme der Michaelis-Kirche — gleich denen Bremens, wenig Grandiosität und Erhabenheit. Es sind lange Vierecke, mit spitzigem Dach und einem Thurme im Westen; nach allen Seiten hin mit Anhängseln beklebt und nur durch die Thurmspitze ausgezeichnet. Jene fromme Zeit des Mittelalters, die wahre Zeit des Kirchenbaues, ist spurlos an ihnen vorübergegangen, weil sie nicht die Zeit Hamburgs war, das erst — nach der Entdeckung Amerikas — sich zu jenem Ansehen rüstete, welches diese Stadt jetzt so merkwürdig macht. Die letzten Jahrhunderte, die Jahrhunderte der Intelligenz und des praktischen Lebens bauten mit Eifer an Hamburg; die Religiosität und die Poesie traten hier zurück vor anderen Interessen; sie konnten keine Spuren hinterlassen, da sie in der Zeit ihrer Majestät keine Mittel vorfanden in Hamburg, sich ein äuße-

res Ansehen zu verschaffen; Lübeck war die Achse der alten Hansa und Hamburg schmiegte sich an diese Stadt als Bundgenossin, mehr durch sie, als durch sich selbst mächtig.

Die älteste Hauptkirche in Hamburg ist die Petrikirche; sie ist am höchsten gelegen, wie die gleichnamige Kirche in Bremen, die Stadt überragend. Ihr Thurm ist ihre einzige Zierde. 416 Fuß hoch bietet er uns über seine vier spitzigen Giebelzinnen hinaus eine in den schönsten Verhältnissen gebauete Pyramide, die keiner in Deutschland nachsteht. Das Glockenspiel des Thurms, welches sich täglich Mittags, um zwölf Uhr, hörbar macht, trägt angenehme Harmonieen in die Disharmonie des Geräusches der Straßen, liebliche, lichte Klänge, die an den Protestantismus erinnern. Sommers ruft es in der Frühstunde zum rüstigen Tagwerke. Bei dem Taufstein der Kirche erblickt man ein Gemälde, welches Hamburg im Jahre 1529 vorstellt; die nördliche Wand bietet ein anderes, Hamburg im funfzehnten Jahrhundert veranschaulichend. Auch diese Kirche wird durch Emporkirchen (Lecteren) verunstaltet. Sie sind zweifelsohne ein Resultat der protestantischen Kirche; die katholische bedurfte ihrer nicht, da in ihnen die Predigt Nebensache war. Davoust verordnete in dieser Kirche eine auffallende Feier des Weihnachtsabends. Er ließ im Jahre 1813, am Tage des Festes des Erlösers, eine große Anzahl Bedürftiger: Greise, Weiber und Kinder in die Kirche bringen, wo sie die Nacht über verharren mußten, um am anderen Morgen aus der Stadt geleitet zu werden, die bekanntlich am Hunger litt. „C'est la guerre" war die Entschuldigung Napoleons, dergleichen Gräueln gegenüber. Die Zeiten sind vorüber, wo man das Anathem über den Gewaltigen aussprach, der vielleicht in späteren Zeiten die Resultate des Krieges gesühnt haben würde; aber ich

verhehle es nicht, das Gemälde Vendrien's welches jenen Vorfall veranschaulicht, erregte die schmerzlichsten Erinnerungen an einen Mann in mir, dem Nichts in dem Wege stand, ein Apostel der Freiheit zu werden. Ob der Krieg sich jemals wieder in der grimmigen Weise zeigen wird? Eine Frage, deren Lösung späteren Zeiten zukömmt. Die französische Revolution war die erste Erschütterung des politischen und socialen Lebens; aber die Saat der Freiheit ging in militairischen Despotismus auf. Heut zu Tage hat sich der Begriff von dem Ruhm und der militairischen Ehre anders gestaltet; man fragt nach edelen Motiven eines Krieges und ist weniger geneigt, den Ruhm an die Resultate der Schlachten, als an die Beweggründe zu knupfen. Es tagt immer mehr, die späteren Kriege mögen blutiger seyn, aber man wird das moralische Princip bei ihnen geltend machen und sie von jenen Gräueln reinigen, die nur durch verkehrte Begriffe von Ehre herbeigeführt werden. Es ist wohl anzunehmen, daß die Eroberungskriege nach und nach aussterben werden; sie sind vielleicht mit Napoleon schon ausgestorben, den ich nur als den von Gott gesandten Engel mit dem Schwerdte betrachte, welcher der Revolution auf den rechten Weg helfen sollte. Unsere Zeit nagt fortwährend an dem Mechanismus der Soldaten; sie lehrt sie denken, sie zeigt ihnen ein höheres Ziel, als den Ruhm der Kanonen und Bajonette und den militairischen Gehorsam. Man wird einsehen lernen, daß der Kampf für Gott selten etwas mit dem Kampf für den König gemein hat; wir werden die Emancipation des Militairs von dem Rigorismus erleben und jenes sich höheren Rucksichten unterordnen sehen; die Idee wird die Siege herbeiführen, nicht der Feldherr. Schwerlich wird sich jemals wieder ein anderer Held geltend machen können, als der, den die Gottheit dazu ausersehen hat. Der Gedanke der Freiheit

und Selbstständigkeit wirkt Wunder; ihm wird jener blinde Gehorsam, der das erste Gebot des Soldaten ist und denselben zum Thiere herabwürdigt, erliegen.

Die Nicolaikirche ist gänzlich umbauet. Sie hat dadurch jeden Eindruck der Erhabenheit verloren. Hier ist das Denkmal des Burgermeisters Simon von Utrecht bemerkenswerth, des Besiegers der Strandfriesen. Der Thurm der Kirche ist weniger edel, als der der Petrikirche, doch sonst von ziemlichem Ansehen. Das große Mauerwerk wird von einer Gallerie gekrönt, auf welchen sich ein gemauertes Achteck erhebt, das das Fundament einer, von einer Laterne unterbrochenen Pyramide bildet. Auf derselben liegen acht große vergoldete Knöpfe, die im Sonnenglanze keine übele Anschauung gewähren.

Die Katharinenkirche ist die südlichste und am niedrigsten gelegene. Die Höhe ihres Thurms beträgt 390 Fuß. Derselbe ist von zwei Laternen durchbrochen und unter der obersten Abdachung mit einer kupfernen vergoldeten Krone verziert. Fruher ging die Sage im Volke, diese Krone sey durch und durch von Gold, welches aus der Beute der Seeräuber Störtebecker und Gödeke genommen sey, die von dem Hamburger Burgermeister Nicolaus Schocke besiegt wurden. Die Kanzel ist ein italienisches Kunstwerk und trefflich aus weißem Alabaster und schwarzen Marmor gearbeitet.

Die St. Jacobikirche ist die unscheinbarste Kirche der Altstadt. Sie hat in der neuesten Zeit einen neuen Thurm erhalten, der aber, wegen der Schwäche des Fundaments, nicht ausgebauet werden konnte, sondern gewaltsam geschlossen werden mußte, so daß die Spitze durchaus nicht im Verhältniß zum Thurm steht.

Vorstehende funf Kirchen sind die eigentlichen Pfarrkirchen Hamburgs, nach welchen die Eintheilung in Kirchspiele stattfindet. Die Nebenkirchen, welche in diesem Au-

genblick noch zum Gottesdienste benutzt werden, sind: die St. Johannis-, die St. Gertrud-, die Waisenhaus-, Spinnhaus-, St. Georg's- und St. Paulskirche auf dem Hamburger Berge. Der Dom, die Heilige Geist-kirche, die Marien-Magdalenenkirche und die des Hospi-tals St. Hiob und des Krankenhauses werden nicht mehr zum Gottesdienste benutzt.

Hamburg hat also, in Verhältniß seiner Größe, wenig Kirchen, und auch diese werden nicht leicht überfullt; nur ausnahmsweise gewahrt man an den größeren Festtagen einen Drang, Gott zu feiern. Das ist aber wohl mehr Ge-wohnheit, als Religiosität. Es ist bekannt, die Hambur-ger Geistlichkeit hat manche hartnäckige Kämpen in geist-lichen und selbst politischen Anlegenheiten aufzuweisen gehabt. Indeß jetzt ist ihr Charakter im Ganzen der, wie ich ihn oben bezeichnet habe, und, die wenigen Orthodoxen abgerechnet, die das Dogma von Neuem in Cours zu bringen suchen, die aber wenig gelten vor dem Forum der öffentlichen Meinung, kann man hier keine Ausstel-lungen machen. Um sich aber einen wesentlichen Einfluß auf ihre Gemeinde vorzubehalten, hat die hamburgische Geistlichkeit es fur gut gefunden, die Privatbeichte nicht aufzugeben. Es wird hier am rechten Ort seyn, über die-ses Verhältniß Einiges zu sagen.

Fast im ganzen übrigen protestantischen Deutschland ist die allgemeine Beichte, als Vorbereitung zum Abendmahl, eingefuhrt. Aus ihr bilden sich wesentliche Vortheile, deren hauptsächlichster der ist, daß die geistige Freiheit der Beichtenden durch nichts gestört wird, wäh-rend sie in der Vorbereitungsrede des Predigers die re-ligiösen Einflusse des Glaubens empfinden. Die Privat-beichte dagegen, die im Ganzen so wenig mit dem Prote-stantismus übereinstimmt, uberliefert die Beichtenden dem Prediger, der unmittelbaren Einfluß auf sie ausuben kann

und seine speciellen Grundsätze stets als Grundsätze der Kirche und des Glaubens hinstellen wird. Der Beichtende muß sich ihm accommodiren; der Geistliche begnügt sich nicht mit dem Herzen des Beichtkindes, er dringt in Haus und Hof desselben ein, er wird sich eine psychische Gewalt über ihn anmaßen. Das sind Resultate, die mit den Principien unserer Zeit wenig correspondiren, die auch nicht in dem Protestantismus liegen, der die geistige Freiheit als das Urprinzip seiner Lehre annimmt. Die Oeffentlichkeit wurde alle mystischen Machinationen verhindern; die geheime Beichte aber gibt ihnen freies Spiel; wo der Mysticismus nicht das Feld behauptet in offener Rede, auf der Kanzel, da wird er sich am Ende durch die Beichte einschwärzen; denn dieser Mysticismus ist von der zudringlichsten Natur. Die Privatbeichte ist ein Stück des Katholicismus und der Hierarchie, die ihrer nothwendig bedarf.

Die Einnahme der Prediger besteht in einer freien Wohnung und dem Gehalte, der theils fest ist, theils in Accidenzien besteht. Seltsam ist es, daß sich Plath in seinen „Ansichten von Hamburg" gegen die Abschaffung der Letzteren erklärt. Er behauptet in dieser Hinsicht: „Selbst diese Bezahlung (wenn man es so nennen will) der einzelnen Amtsgeschäfte sieht ein großer Theil der Gemeindeglieder als ein Band mit ihrem Prediger an, und es kann Niemanden entgehen, mit welcher Freude Mancher, besonders aus den mittleren Ständen, dem Prediger, dem er wohl will, mehr gibt, als die bestimmte Gebür. Er fühlt es, und dieses Gefühl spricht sich sichtbar genug aus, er beweist dem Mann, den er achtet und liebt, seine Anhänglichkeit durch ein solches Geschenk, das, vielleicht für den Empfänger sehr unbedeutend, dem Geber bedeutend erscheint. Und auch auf der andern Seite würde, sollten die Accidenzien ganz abgeschafft werden, dem Geist-

ben manche Gelegenheit genommen werden, durch Zu-
fweisung der Gebur dem Unbemittelten seine Theil-
hme und Hulfe zu beweisen." Das sind Gründe, die
und da auf Einzelne Anwendung finden mögen, im
lgemeinen aber wenig haltbar sind. Plath meint, da-
rch das Band zwischen Prediger und Gemeinde enger
schließen. Ich halte dafur, daß hier mehr Disharmo-
, als Harmonie herbeigefuhrt wird. In Bremen lie-
n wenigstens, in Betreff dieser Sache, die augenschein-
hsten Beweise vor. Die dortigen Domprediger sind auf
porteln angewiesen, auf die Mildthätigkeit ihrer Ge-
einde. Am Neujahrstage werden ihnen von Allen, die
ar einigermaßen dazu im Stande sind, Geldgeschenke
gesandt. Was ist das Resultat davon? Nach Neujahr,
nen ganzen Monat hindurch, halten die Prediger des
oms einen Umzug — bei ihrer Gemeinde? Nein bei Den-
nigen, die ihnen Geld geschickt haben. Die Gemeinde
t ihnen zu groß; aber sie mussen sich dankbar erweisen,
ie Sitte will das so. Wenn das Harmonie zwischen den
Dienern der Kirche und ihrer Gemeinde herbeifuhren soll,
o macht sich freilich die Sache leicht. Zudem sind mehre
Prediger an der Kirche; der Eine ist beliebter, als der
Andere; dem Einen wendet sich Alles, dem Andern Kei-
er zu. Das Beliebtseyn beruhet nicht immer auf Achtung,
ahrhaftig nicht! Man weiß sich anziehender, gefalliger
u machen, man kokettirt mit der Gemeinde, man ringt
ach der Gunst derselben mit allen kleinen Kunstgriffen
er Socialität, und man ist der Mann der Gemeinde,
dem Alles zuströmt. Wie nachtheilig muß dergleichen auf
ie Amtsbruder einwirken, denen, bei allem Streben, je-
ner Takt fehlt, der sie der Aristokratie, wie den Rähte-
rinnen zugänglich macht. Sie sehen leere Kirchen und fuh-
len leere Taschen. Es ist nicht gut, daß man den Predi-
ger von der Gemeinde abhängig macht; der menschliche

Theil Sr. Hochwürden, die Familie und Kinder, werden ihn häufig zu Dingen verführen, die sich wenig mit seiner geistigen Stellung in Einklang bringen lassen. Ich habe Beispiele in Bremen erlebt, daß Prediger gar nicht lange in der dumpfigen Stickluft der „Keller" verharren konnten, wenn sie sich oben, in den Salons, ganz behaglich fühlen. Wie vernichtend muß es auf den Armen einwirken, der gern geben möchte und nichts zu geben hat und der nun bei seinem Prediger nicht die Innigkeit und Theilnahme bemerkt, die dieser dem Reichen zollt. Nicht alle Geistlichen mögen also handeln, aber es gibt deren. Die aber Anlagen zu solcher Handlungsweise haben, werden durch die zufälligen Einnahmen ganz und gar bestimmt werden und am Ende mit dem Worte Gottes Industrie treiben. Nein! es ist nichts wünschenswerther, als daß die Geistlichkeit auf einen festen Gehalt hingewiesen ist. Er wird sie einestheils unabhängig hinstellen, anderntheils aber vor allem geistigen Wucher bewahren. Muß es nicht mit der tiefsten Indignation erfüllen, wenn man die Heiligkeit der Kirche nach Brod umher laufen sieht, wenn man die Diener Gottes nur die Hand drücken sieht, die ihnen Spenden brachte, wenn man die Verfechter Christi um die Gunst ihrer Beichtkinder buhlen sieht, wenn hinter dem Altare der Zoll für Wein und Oblate erhoben wird: hundert Thaler, zwanzig Thaler und vier Groschen? Ich muß hier eines spaßhaften Vorfalls Erwähnung thun, der sich mit einem Geistlichen im Oldenburgischen ergab. Derselbe wurde zu einer todtkranken Frau berufen, die nach der letzten Gnade verlangte, nach Christi Leib und Blut. Der Geistliche wohnte mehre Stunden Weges entfernt, und es war ein Wetter, daß man keinen Hund, geschweige denn einen wohlbestallten Prediger, hätte hinaus jagen sollen. Mein Pastor war dazu ein bequemer Mann und ziemlich vorurtheils-

frei. Er fragte den Mann der Sterbenden, der ihm die Aufforderung in Person zubrachte: „Ist es der aufrichtige, freie Wille deiner Frau, das heilige Sacrament des Abendmahls zu empfangen?“ „„Ja, Herr Pastor““. „Nun, dann ist es eben so gut, als wenn sie es erhalten hat. Gehe in Gottes Namen nach Hause und hinterbringe deiner Frau diese Tröstung. Der Herr sey mit ihr“. Der also Abgefertigte that, wie ihm geheißen war. Die Frau starb bald darauf. Nach dem Begräbniß verlangte derselbe Prediger die ihm zukommenden Leichengeburen von dem Wittwer. „Ist es Ihr aufrichtiger Wille, Herr Pastor, daß Sie das Geld haben wollen?“ fragte ihn dieser. „„Allerdings.““ „Nun dann ist es eben so gut, als wenn Sie es erhalten haben.“ Aber nicht alle Beichtkinder würden diese Angelegenheit so ironisch behandelt haben, wie jener Bauer, der sich auf Spaß verstand. Ein Anderer hätte im tiefsten Herzen durch die Fahrläßigkeit des Herrn Predigers verwundet werden können.

Ich habe bereits des Johanneums und Gymnasiums erwähnt. Das Letztere ist ein Mittelding zwischen Schule und Universität und jedenfalls für unsere jetzige Zeit überflussig. Die Ursachen, die es vor zwei Jahrhunderten in's Leben riefen, mochten, welcher Art sie wollten seyn, ich glaube nicht, daß man heut zu Tage noch einen Grund für die Beibehaltung dieser Anstalt anführen kann. Zur Zeit der Entstehung des Gymnasiums war es wohl nicht bloße Ruhmsucht, die Hamburg mit anderen Städten rivalisiren ließ und es bewog, eine Art von Hochschule zu stiften, wie sie in Bremen und Stade existirten. Man zog es vor die jungen Hamburger an ihre Vaterstadt zu fesseln. Zudem spukte in jenen Städten der Kalvinismus, man furchtete von ihm für das Lutherthum und hielt es für rathsam, hier Verkehrungen zu treffen. Aber was soll jene Anstalt jetzt, da sich die Uni-

versitäten so sehr gehoben haben und das Johanneum alle Mittel umfaßt, die für die Verbildung zur Universität nothwendig sind. Bremen hat sein gymnasium illustre eingehen lassen, weil es die Zwecklosigkeit desselben erkannte. Warum hält Hamburg an ein Institut, dessen bedeutende Mängel und Halbheit nicht durch einen Vortheil kompensirt werden. Es wird Keiner verhindert, von dem Johanneum sofort zur Universität überzugehen, Keiner kann dagegen seine wissenschaftliche Ausbildung zum Staatsdienste mit dem Gymnasium schließen; er muß sein Universitäts-Triennium beschleunigen. Nur Wenige ziehen es vor, von diesem Mitteldinge Nutzen zu ziehen. Was ihnen die Universität in Fülle zur Auswahl bietet, das erhalten sie hier dürftig und fragmentarisch. Der Rector des Gymnasiums hat die Pflicht der Abfassung von Todtenbriefen über das Leben der angesehensten Männer des hamburgischen Staats. Zu diesen werden von Amtswegen die vier Bürgermeister, der älteste Syndikus, der älteste Senator und der Senior des Ministeriums gerechnet. Ehemals durfte auch der Rector des Johanneums dazu gezählt werden. Was soll man zu diesem Beutelbuch der Denkwürdigkeit und Angesehenheit sagen? Also schon der zweite Senator ist von der Unsterblichkeit des Gymnasiums ausgeschlossen. Dieser ersprießlichen Resultate wegen — wenn sie anders beibehalten sind — hat man doch wohl nicht das Gymnasium erhalten? Im Jahre 1813 belief sich die Anzahl der Gymnasiasten auf Einen, dem sechs Professoren vorlasen; später hat sie um einiges zugenommen. Erst vor einigen Jahren hat man es noch einmal versucht, der Anstalt neuen Schwung zu geben; man rekrutirte das Lehrpersonal, das ich hier kurz charakterisiren will.

Hirsch ist ein sehr betagter Mann, Mathematiker und eleganter lateinischer Stylist. Petersen, aus Kiel ge-

burtig, vereint mit vielfachen Kenntnissen großen Eifer und gehört zu den Notabilitäten im Lehramte der Geschichte und griechischen Philosophie. Er ist bekannt durch seine Geschichte über die Kategorien der Stoiker. Wurm, dessen ich schon früher erwähnte, ist, gleich wie sein Vorgänger Hartmann, durch Herrn von Hostrup zum Professor ponssirt worden. Er trägt die Haare gescheitelt nach beiden Seiten und den Mantel auf beiden Schultern; man ist bis jetzt noch nicht daraus klug geworden, ob er servile, oder liberale, orthodoxe, oder neologe Ansichten hat. Sein englischer Konstitutionsspleen ist das sicherste Prädikat dieses Professors, der durch Börne's Briefe so berühmt geworden ist.

Das Johanneum zerfällt in zwei Abtheilungen, die in demselben Gebäude unter einem Direktor vereint sind und dieselben Lehrer haben. Die gelehrte und die Bürgerschule werden durch diese beiden Abtheilungen gebildet. Die Erstere besteht aus drei, die Letztere aus fünf Klassen. Jene ist für die Vorbildung zur Universität, diese für den Handelsstand bestimmt. Das Lehrpersonal besteht aus einem Direktor, sechs Professoren, achtzehn Kollaboratoren, drei Lektoren der neueren Sprachen, einem Schreib- und Rechnen- und einem Zeichnenlehrer. Der Direktor und vier Professoren haben freie Amtswohnungen, die beiden andern Professoren erhalten dafür eine Entschädigung in Geld.

Die Professoren des Johanneums erhalten jährlich einen Gehalt von 21,000 Mark Banko und einen Antheil an dem Schulgelde. Die Schule ist stets besucht und somit sind ihre Einkünfte bedeutend, ohne daß sie übermäßig arbeiten müssen: es liegt ihnen nur die Pflicht ob, wöchentlich vier und zwanzig Stunden zu unterrichten. Dagegen sind die Professoren des Gymnasiums weit schlimmer daran; ihr Gehalt beläuft sich nicht auf mehr,

als der der Professoren am Johanneum; aber sie haben keine Hoffnung auf ein bedeutendes Honorar, da der Zuhörer wenige sind.

An der Spitze des Johanneums steht Kraft. Er ist ein guter Mann, Lexikograph und dabei ein Direktor, der auf Disciplin hält. Wenn diese Eigenschaften in jetziger Zeit, wo man weniger gelehrten Mechanismus, als geistiges Leben verlangt, und Philologie überhaupt gar nicht, für Hamburg genügen, so ist Gurlitts Stelle sehr gut besetzt worden. Lappenberg ist ein fleißiger und geistreicher Geschichtsforscher; Ullrich ein eleganter Alterthumler, social, voll geistreicher Suada, aber ohne Kern und zeitgeschichtlichen Charakter. Professor Muller ist eine lateinische Mittelgutssorte. Die Uebrigen erfüllen ihre Pflicht und doceiren nach Kräften. Unter den Kolloboratoren hat Eduard Meier einen Namen erlangt. Als Deutschland schwieg und von dem gewaltigen Puff Börne's ganz verblufft war, da raffte sich dieser jugendliche Spartaner und achtzehnte Kolloborator am Hamburger Johanneum zuerst auf, räusperte sich, ergriff die Feder — nein! zuvor blickte er nach dem Hamburger Senat — und schrieb jene Brochure, die durch Börne's „Briefe" und noch früher durch Riesser's Antwort, Unsterblichkeit erlangte. Wenn ich nicht irre, so rief er: „Hepp! Hepp! Börne! Börne!" statt „Sieg, oder Tod!" und Israel war dies Mal bei der Hand, es sandte seinen Engel Gabriel, und Eduard Meier nahm sich vor, seine Schriftstellergier zu mäßigen und nie etwas mehr zu schreiben. Aber der Fremde, der nach Hamburg kömmt, versäume es nicht, sich Eduard Meier zeigen zu lassen.

Durch Zimmermann's Hinscheiden hat das Johanneum einen tüchtigen Lehrer verloren. Er starb vor einem halben Jahre im Krankenhause, und zwar in Geisteszerrüttung. Als Lehrer war er der Liebling seiner

Schüler, weil er den Geist der Klassiker von philologischer Pedanterie rein hielt, einen lebendigen, anziehenden Vortrag entwickelte und durch seine freie und liebenswürdige Persönlichkeit allen Zwang des Umgangs entfernte. Die Gelehrsamkeit hatte seine Socialität nicht untergraben, er war ein männlicher Charakter, den Napoleon in die Acht erklärte. Seine schwache Seite war immer die Beurtheilung der Hamburger Schauspieler. Bei aller dramaturgischen Begabtheit konnte er sich nicht von den Einflüssen der Hamburger Theater-Direktion emancipiren. — Unglückliche Familien-Verhältnisse wirkten störend auf ihn ein, seine heitere Laune schwand in Düsterheit, die sich bis zum Wahnsinn steigerte, nachdem ihn der Tod einer Tochter, des einzigen Wesens, was er noch auf Erden liebte, beraubt hatte. Lange vorher, ehe seine geistige Zerrüttung sich deklarirte, (betrübt lächerliche Schul- und Reisescenen gehören hierher) spukte sie auf seinem kräftigen Gesicht, das immer dunkler und zerrissener wurde. Er hatte nirgends Ruh. Nur nach den Julustagen wurde er stürmisch lustig. In den Tagen des Hamburger Tumults, als Maltitz sich vorsichtig auf seinem Zimmer verschloß, sah man Zimmermann an seinem gewöhnlichen Standpunkte, dem Alsterpavillon, im Feuer seiner Jugendjahre. Heine meinte damals, Maltitz fürchte, von dem Volke zum unfreiwilligen Masaniello gemacht zu werden. In der That, der Verfasser der „Pfefferkörner" müßte sich wirklich ergötzlich als Harangueur der Handwerksburschen auf einer Tonne ausgenommen haben.

Ich schließe mit der Militair-Verfassung. Das Kriegswesen in den freien Städten ist theils Nothwendigkeit, theils Spielerei. Die Kriegsvölker des Hansabundes, seine Flotten, sein Alexander von Soltwedel sind todte Erinnerungen, Antiquitäten; es gibt keine Seeräuber zu bekämpfen, keinen Claus Störtebecker und Mi-

chael Gädeke; keine staatsumwälzenden Unruhen sind zu besorgen; die Geschichte hat dafür gesorgt, daß Alles ruhig und friedlich abgeht in den freien Städten. Seit 1813 hat sich das Hamburger Militair nur an einigen Tumulten in den Waffen zu üben gehabt. Als außerordentliche Auszeichnung dafür erhielt man Käse, wie Heine meinte, das Linien-Militair Schweizer-, das Burger-Militair Hollandischen Käse. Der Kommandant des Letzteren gab späterhin eine Schrift über die ewig denkwürdigen drei Septembertage heraus, in welcher er sich die Ehre der Beschwichtigung des Aufruhrs beilegte. Dieser Mensch war mehr, als Cicero, er war Cicero und Sallust zugleich, er dämpfte und beschrieb die Katilinarische Verschwörung, aber er war immer kein Rathsherr Nikolaus Schocke, oder kein Burgermeister Simon von Utrecht. — Die jetzigen Hamburger Burgermeister sind so wenig, wie die der übrigen freien Städte, für den Kriegsdienst geeignet, sie lassen sich Magnificenzen tituliren, (ein Wort, das wirklich von imponirender Ruhe und holländischer Gravität zeugt,) aber sie nehmen kein Banner mehr in die Hand, und halten sich ganz ruhig auf dem Rathhause, um von hieraus das Gesetz zu handhaben, wenn es vielleicht blutige Köpfe setzen sollte.

Die hanseatische Legion bildete sich, zur Zeit des Befreiungskrieges, aus Lübeckern und Hamburgern; sie hat einiges im Kriege geleistet, wie solches die Gedachtnißtafeln in den Kirchen beweisen. Bei der Görde und bei Möllen kampfte sie nicht ohne Kraft der früheren Zeit. Der hanseatische Verein, der aus jener Legion hervorging, feiert jetzt durch Unterstützung hulfsbedurftiger Kameraden und alljährlich auch durch Essen und Trinken das Andenken an jene Zeit.

Das jetzige Linien-Militair ist wenigstens tausend Mann stark und wird von dem Obristen Stephany befehligt,

über in russischen Diensten, später durch eine Hei-
ese oberste Militair-Stelle erhielt. Es besteht
nfanterie, 66 Mann Artillerie und 72 Mann Ka-
, und wird gemeiniglich mit dem Namen: Han-
n belegt. Heine deutete durch den Schweizer-
arauf hin, wie wenig jenem eigentlich dieser Titel
ne. Die Uniform ist nach russischem Schnitt ein-
et.

erdem macht sich das Bürger-Militair bemerk-
as gewöhnlich, bei stattfindenden Tumulten, mit
r im Arm an die Straßenecken gestellt wird und
bestörer bitten muß, in Frieden nach Hause zu
So lange sich der Gemeine dabei nicht in Brannt-
bernimmt, ist diese friedliche Art, Krieg zu führen,
en; aber ich hätte beinahe im September des ver-
ßvollen allgemeinen Revolutionsjahres das Leben
den Bajonetten dieser ruhigen, gemüthlichen Leute
n, über die der Branntweins-Enthusiasmus kam.
en ihnen preßten mich, der ich an nichts Arges
, an eine Hausthür, die unglücklicherweise ver-
n war; man hielt mir das Bajonett vor, man
, mich zu massakriren. Wäre nicht der Officier,
tter in der Noth herbeigeeilt, ich könnte keine ham-
ben Skizzen mehr entwerfen. Derselbe brachte die
n durch den flachen Säbel zu einiger Besinnung
fahl mir, fortzueilen. Was geschah? Der Eine
Wüthenden warf mir das Gewehr mit vorgesteck-
ajonette nach. Ich segnete den Branntwein, der
Arm lähmte. — Auch in Bremen hatte man einst
rger-Militair zur Beschwichtigung eines Tumults
ndirt. Ein ganzes Bataillon hielt Nachts in der
Wache. Aber wenn der Tumult in den Straßen
ich gewesen war, so wurde der in der Börse un-
lich. Die ganze Nacht hörte man von hier aus:

„ein freies Leben führen wir!“ Die Nachbaren erklärten sich insgesammt dahin, sie wollten lieber auf den Himmel bauen und hoffen, er werde den Aufruhr dämpfen, als auf die Bürgergarde, die ein Uebel durch das andere zu vertreiben suche.

Das Bürger-Militair in den freien Städten kostet — das ist gewiß — viel Geld; denn man ist hier nicht mit der einfachen Armirung und Uniform zufrieden, sondern treibt Prunk mit der Sache. So bietet das Frankfurter Bürger-Militair eine wahre Soldaten-Illumination, eine Musterkarte von Uniformen. Das Hamburger Bürger-Militair ist am einfachsten uniformirt und gut eingeübt. Jeder muß sich hier, wie in den übrigen freien Städten, Waffen und Uniform auf eigene Kosten stellen.

Die Bewaffnung der Bürger, wie sie jetzt in Lübeck, Bremen und Hamburg beschaffen, ist allerdings dem früheren Bürger-Militairwesen vorzuziehen. Es war eine lahme Miliz, oft sah man Gesunde und Krüppel durcheinander; wer zahlen konnte, vermochte sich von allem Dienst frei zu machen. An ein Exercitium war nicht zu denken, noch weniger an einen Geist.

Mit diesem letzten Zweige des Staats glaube ich so ziemlich am Ende der hamburgischen Merkwürdigkeiten zu seyn. In weitläuftige Detaillirungen konnte ich mich nicht einlassen; ich versprach nur Skizzen, und diese Umrisse werden den Geist Hamburgs zur Genüge bezeichnen, und meine Behauptung rechtfertigen, daß diese Hansestadt sich von dem alten reichsstädtischen Philisterismus zu weltbürgerlichem Charakter emporgeschwungen, dem freilich der Materialismus und seine Auswüchse beengend entgegentreten. Hamburg steht in der Fülle des Lebens, mit allem Glanze desselben geschmückt, im kräftigen Mannesalter, am Elbstrom. Nicht zurückgezogen, wie Bremen, nicht von dem Ruhm der Vergangenheit

d, wie Lübeck, sondern frei und ungezwungen,
em Zenith der Gegenwart, schaut es in vollem
tbewußtseyn mit seinen Thürmen auf die bewegte
nd die Welt herab, in voller Thätigkeit und von
Vortheil ziehend.

# Nachwort.

Wie ich schon hie und da bemerkt, es war nicht meine Absicht städtische Beziehungen zu entwickeln und mich in Lokalitäten zu verkriechen, die für ein deutsches Publikum ohne Interesse sind, sondern höchstens jene Patrioten interessiren, die über das Weichbild ihrer Städte nicht hinaus können, deren Gedanken nicht weiter reichen, als die Thürme ihrer Vaterstadt. Der Grund-Charakter der freien Hansestädte sollte von mir vorurtheilsfrei angegeben werden; topographische und statistische Weitläuftigkeiten wird man in meinen Skizzen vergebens suchen. Es ist mir gleichgültig, wann diese, oder jene Kirche erbaut ist, welche Dykasterien im Rathhause ihren Sitz haben, welche frommen Leute diesen Altar gestiftet und jenes Hospital gegründet haben; und ich glaube, es wird den meisten meiner Leser eben so gleichgültig seyn, wie mir. Sind dergleichen Dinge hie und da berührt, so fand ich die Erwähnung für meinen Hauptzweck nothwendig.

Wir leben jetzt glücklicherweise in einer Zeit, wo man die Menschheit höher im Preise anschlägt, als die Häuser, ja sogar höher, als die Rath- und Gotteshäuser. Wir leben in einer schönen Zeit, in der Zeit des Lebens. Auch die Bremer seh' ich noch dahin gelangen, daß sie auf ihre Freiheit mehr halten, als auf den Roland. Mit dem Leben aber hab' ich mich in meinen Skizzen beschäftigt; ich habe ringsum an die socialen Zustände der freien Hansestädte angeklopft, an die Humanität und den Philisterismus, an den Zeitgeist und die alte Sitte, an die Religion und an den Mysticismus, an das Rathhaus und

n Pergamente; ich versuchte es sogar, die Letzte-
germaßen von dem Schimmel und dem historischen
früherer Jahrhunderte zu reinigen. Die verschiede-
tabilitäten der freien Städte hab' ich besprochen;
e sie kurz und gut an ihren Geist gefaßt, ohne mich
ei ihren Werken aufzuhalten, die oft nur an den
nissen leiden. Wenn ich in Bremen den Vorsteher
ehrten Schule, den Professor Weber überging,
er mir das verzeihen; ich achte ihn, nach Allem,
von ihm gehört habe, aber ich bin nicht in leben-
erührung mit ihm gekommen, ich kenne ihn sogar
en Hörensagen, als aus seinen Werken. Senator
, der allerdings zu den bremischen Notabilitäten
hab' ich mit den zwei Worten: scharfsinnig und
n, zur Genüge charakterisirt; er ist ein Ehren-
ohne alle Auswüchse des Philisterismus. Sein
ren, als Richter, gegen die berüchtigte Gottfried,
für alle Zeit jene beiden Prädikate als Eigenthum
rn. Er wird sich damit begnügen können.

und da mag ich mich in thatsächlichen Angaben
aben; was aber den Charakter der Hansestädte be-
glaube ich, ihn wahr geschildert zu haben. Mich
eine Vorurtheile geleitet, noch weniger persönliche
ten. Um das Achselzucken der Philister kümmere ich
cht, so wenig wie um den Ingrimm der Patrioten,
den Mauern kleben und es nicht dulden können,
man ihrem Tabakshandel nicht Gerechtigkeit wider-
läßt und die Bibelgesellschaften, die Missions-
, die Kranken- und Waisenhäuser nicht mit der
cht betrachtet, die sie davon erwarten. Es ist heut
e nichts Anderes mehr heilig, als das Menschen-
ie Humanität ist die einzige wahre Religion Christi.
rd nicht das Anathem über mich aussprechen.

# Berichtigungen.

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Seite | 1, | Spalte | 6, | von unten, | lies, | statt „den", der. |
| „ | 16, | „ | 2 u. 11, | von oben, | lies, | statt „lovis", foris. |
| „ | 16, | „ | 16, | von unten, | lies, | statt „Einem", Einen. |
| „ | 17, | „ | 16, | „ „ | „ | „ „zieht", reiht. |
| „ | 31, | „ | 1, | „ oben, | „ | „ „patriotischer", patrizischer. |
| „ | 33, | „ | 15, | „ unten, | „ | „ „Einem", Einen. |
| „ | 37, | „ | 7, | „ „ | „ | „ „Kirche", Reihe. |
| „ | 46, | „ | 9, | „ oben, | „ | „ „patriotischen," patrizischen. |
| „ | 119, | „ | 12, | „ „ | „ | „ „prunkroller", prunkloser. |
| „ | 163, | „ | 12, | „ unten, | „ | „ „Jahrhundert", Jahrhundert. |
| „ | 163, | „ | 5, | „ „ | „ | „ „Perugoins", Perugino's. |
| „ | 186, | „ | 17, | „ oben, | „ | „ „Zuccurini", Zuccarini. |
| „ | 192, | „ | 10, | „ „ | „ | „ „Extremität", Extraneität. |
| „ | 192, | „ | 1, | „ unten, | „ | „ „kem", den. |
| „ | 233, | „ | 6, | „ oben, | „ | „ „Vergnugen", Vorgangen. |
| „ | 266, | „ | 1, | „ unten, | „ | „ „maa", mögen. |
| „ | 297, | „ | 10, | „ „ | „ | „ „poetische", praktische. |
| „ | 302, | „ | 16, | „ „ | „ | „ „justiniannischen", justinianeischen. |

# Ludwig Börne

als

# Charakter und in der Literatur.

Von

**Eduard Beurmann.**

„Benjamin Constant, qui est mort hier, était un de ces hommes rares, qui fourbissent, polissent et aiguisent les idées générales de leur temps, ces armes des peuples, qui brisent toutes celles des armées. Il n'y a que les révolutions, qui puissent jeter de ces hommes-là dans la société. Pour faire la pierre-ponce, il faut le volcan.

*Victor Hugo.*

**Frankfurt a. M.**

Carl Körner.

1837.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

„Freunde und Gleichgesinnte machen mir oft Vorwürfe, daß ich so wenig schreibe, für das taubstumme Vaterland so selten das Wort ergreife. Ach! sie glauben, ich schriebe, wie die Anderen, mit Tinte und Worten; aber ich schreibe nicht wie die Anderen, ich schreibe mit dem Blute meines Herzens und dem Safte meiner Nerven und ich habe nicht immer den Muth, mir selbst Qual anzuthun, und nicht die Kraft, es länger zu ertragen.“ So lauten die Anfangsworte der letzten Schrift Börne's, die bei dem Buchhändler Théophile Barrois in Paris erschien. Wer möchte noch glauben, daß Börne an der Grippe gestorben sei! Ich bin der Meinung, daß selbst jene nüchternen und in den Verhältnissen eingefrornen Menschen, die an jeden Charakter und jedes Ereigniß den gewöhnlichen Maßstab legen und den Mont perdu nur an seinem Fuße betrachten, weil ihr blödes Auge nicht

die Wolken durchdringen kann, die seinen Gipfel umlagern, mit mir darin übereinstimmen werden, daß er am verblutenden Herzen starb. Börne war ein Mont perdu für Deutschland: während sein Geist die Verhältnisse weit überragte, wurzelten seine Füße in der Judengasse zu Frankfurt am Main. Man brachte ihn und seine Tendenzen unter diesen Gesichtspunkt und interpretirte ihn als Juden, nie als Charakter. Seine Tugenden: der Adel der Gesinnung, die Hochherzigkeit seines Charakters, die Aufopferung, Alles wurde negativ an ihm gedeutet, er sei nur durch die Verhältnisse ein so gewaltiger Agitator geworden, hieß es, nicht die Liebe, sondern die Rache sei der Wendepunkt seines Lebens. Jene aber, welche ihn glimpflicher beurtheilten, nahmen die Form seiner Schriften für das Wesen seines Charakters, die Satyre — meinten sie — sei seine Leidenschaft, er mache nur Spaß. In jedem Falle aber sah Börne sich aufgegeben: hier war es der Haß seiner Feinde, dort der Indifferentismus seiner Freunde, mit welchen er zu kämpfen hatte. Aber Beide: Freunde und Feinde, hatten die Überzeugung für sich, Börne sei nicht

an ihren Irrthümern, er wußte es, daß sie ihn nicht verstanden.

Zwischen ihnen jedoch stand eine dritte Parthei, die nicht warm, nicht kalt war, nicht liberal, nicht aristokratisch gesinnt, ich meine die Gemeinheit. Diese verstand Börne, sie hatte ihm vor Jahren Briefe geschrieben, voll Enthusiasmus und Umwälzung, sie hatte ihn „liebes revolutionaires Hofräthchen!“ genannt, ihn als ihren Bannerträger und Messias begrüßt; denn sie fungirte damals noch als Hauslehrer und klagte über Druck und Unterthänigkeit, sie fand es für unbequem die pauvre honteuse in den Kränzchen und auf den Bällen des Landadels vorzustellen und griff aus Eitelkeit nach dem Liberalismus, um sich ein Relief zu geben. Börne nahm die Eitelkeit für Stolz und Menschenwürde und die Koketterie für Schwärmerei; er antwortete freundlich auf die Briefe, die ihn wegen seiner „Pariser Briefe“ herzten und küßten, er hielt sich die Jugend gern zum Freunde.

Später gestalteten sich die Dinge anders, und wer früher mit dem Liberalismus kokettirt hatte, kokettirte jetzt mit der Kunst, der Literatur und

mit den Studien; man wollte eine „Emancipation von der Julius-Revolution", indem man sich von Börne zurückzog, um nicht von ihm zurückgestoßen zu werden. Börne lächelte über diese Dinge, so sehr sie ihn schmerzen mußten. Aber ließ man es dabei bewenden? Man hätte über Börne schweigen können, durfte oder wollte man nicht über ihn reden. Und konnte man sich einmal nicht mit seiner Auffassung der Dinge befreunden, fühlte man sich gedrungen, den Bauer an Hussen's Scheiterhaufen darzustellen, so hätte man doch offen und frei Holz zu dem Scheiterhaufen tragen sollen. Aber die Gemeinheit war wie der Esel in der Fabel, nur klüger, sie trat dem gefesselten Löwen nicht mit Fußtritten zu nahe, sondern mit dem Mantel der christlichen Liebe und mit jenem zweideutigen Maße, das dem Fasse der Danaiden gleicht, die Achtung, die oben hineingeschüttet wird, fällt unten wieder heraus: man beurtheilte den Schriftsteller Börne aus dem Gesichtspunkte des edlen Herzens und den Charakter Börne aus dem Gesichtspunkte der Literatur; man trug nicht Holz zu Hussen's Scheiterhaufen, sondern goß Wasser in brennendes Oel. Es schmerzte

Börne tief, daß die Gemeinheit von ſeinem edlen Herzen ſprach, er biß die Zähne übereinander, daß die Gemeinheit ſeine Redlichkeit bezeugte, er würde der Gemeinheit dieſe Redlichkeit in Compenſation gebracht haben, wäre er nicht gerade zu rechter Zeit geſtorben. Sie athmete freier auf, als ſie den Tod des Löwen erfuhr, und ließ es mit großen Worten drucken: Börne iſt todt! Es ſah wie ein Gottlob! aus tiefſter, innerſter Bruſt aus, wie ein Erwachen aus tiefem Alpdrücken. Wird ſie aber jetzt nicht neuen Betrug um das Grab des großen Todten verbreiten? Das Grab hat Börne mit ſeinen Freunden und Feinden vermittelt: jene ſind von ihrem Indifferentismus zu Thränen gekommen, dieſe freuen ſich, daß die Verſöhnung in die Hände des Todtengräbers gelegt iſt, von den verſchiedenſten Seiten erheben ſich Stimmen, die in der Achtung für Börne übereinkommen. Die Regierungen wehren weder den Thränen, noch den Worten, ſie hatten über den Publiciſten Börne ein redliches Urtheil geſprochen, den Charakter Börne's haben ſie nie verunglimpft und verläumdet. Das Alles iſt ſchön und rühmlich. Aber die Gemeinheit

wird nicht schweigen, sie muß reden, sie steht hie und da an der Spitze der Journalistik.

Nur dem Betruge, der von ihr bereits ausging und der jetzt — da sie Nichts mehr zu fürchten hat — noch mehr von ihr ausgeben möchte, will ich den Weg versperren. Die Irrthümer, welche aus der Ueberzeugung emanirten, beseitigen sich von selbst, da Börne aus dem Vordergrund der Ereignisse in die Perspective jenseits des Grabes getreten ist, wo man das Zufällige von dem Wesentlichen scheidet.

Wenn man aber fragen möchte, wie konnte Börne, repräsentirte er in der That die Wahrheit, so häufig mißverstanden und so wenig verstanden werden, so kann man das eben nur aus der Zeit seines Wirkens erklären. Er stand unter den Partheien. Seine Muse erhielt unwillkürlich von dort Eindrücke. Wie kann der Schiffer seinen Nachen auf erdbewegten Fluthen ruhig leiten. Der Mond strahlt nur aus dem spiegelgeglätteten Ocean sanft und mild wieder. So kam es denn, daß Börne selbst dem Sturme preisgegeben schien, sein Genie glich dem Schiffe im Bereiche der Klippen, von

Sturmesfluthen hin und her getrieben, bald dem Verſinken nahe, bald zum Himmel empor geſchnellt, aber jedenfalls in einer ſolchen Lage befindlich, daß man an der Rettung verzweifelte. Man ſah den Wimpel des Maſtes aus der Ferne, hin und her flatternd, den zuverſichtlichen Steuermann am Ruder, wie er über Klippen und durch Sturm ruhig und vertrauungsvoll auf den Hafen der Zukunft losſteuerte, ſah man nicht.

Ich habe ihn geſehen, ganz in der Nähe, in Auteuil und in Paris, ich habe drei Monate an ſeiner Seite verlebt. Jetzt, da er auf hoher See geſchieden, nachdem er die Leitung des Schiffes einer höhern Hand überlaſſen, will ich ihn ſchildern. Man hat ihn für einen wilden Freibeuter erklärt, und er war ſehr mild und zugänglich. Man hat ihn einen blutigen Jacobiner geſcholten, und er war nur der Freund der Armen. Man hat einen unzeitigen Neuerer aus ihm gemacht, und er haßte aus tiefſter Seele dieſes ewige Ringen und Streben der deutſchen Gelehrten nach neuen Ideen. Er lebte und ſtarb für die älteſte Idee der Welt: für die Menſchheit. Aber er war kein Patriot, hieß

es, kein Teutſcher, er liebte ſein Vaterland nicht. Darauf antwortete er mit Fénélon zuerſt: J'aime mieux ma famille que moi, ma patrie que ma famille et l'univers que ma patrie; und mit Bernardin de Saint Pierre zuzweit: „Qui ne s'ordonne pas à sa patrie, sa patrie au genre humain et le genre humain à Dieu, n'a pas plus connu les lois de la politique, que celui, qui, se faisant une physique pour lui seul et séparant ses rélations personnelles d'avec les élemens, la terre et le soleil, n'aurait connu les lois de la nature.“ Börne war in der That ein guter Patriot, aber er opferte das Leben der Kinder nicht der Achtung vor dem Grabe der Eltern, er zog die Idee des Vaterlandes der Scholle des Vaterlandes vor, er interpretirte die Zukunft nicht aus dem hiſtoriſchen Rechte und den Vorurtheilen der Vergangenheit, ſondern aus der Weltgeſchichte und aus dem Rechte, das ſo alt iſt, wie die Welt, ich meine das Menſchenrecht.

Ich will Börne zunächſt in ſeinen perſönlichen Verhältniſſen ſchildern, wie er ſich in ſeinem Umgange darſtellte, als Menſchen und Charakter.

Vielleicht läßt ſich daran am beſten eine Kritik über den Schriftſteller knüpfen. Börne kümmerte ſich zudem wenig darum, wie und wo man ihn in der Literaturgeſchichte rangiren werde, ſeine Aeſthetik war die eines redlichen Herzens. Während er die Kritik für unzuverläſſig hielt — er kannte Frankreich und Deutſchland in dieſer Hinſicht — hielt er das Urtheil des Volks für ein unbeſtechliches; er meinte, die öffentliche Meinung könnte ſich betrügen laſſen, aber ſie würde ſich nie verkaufen. Man hat ſie — wie ich ſchon oben erwähnte — in Betreff Börne's betrogen und Gerüchte über ihn verbreitet, die im eigentlichen Sinne des Wortes aus der Luft gegriffen waren. Iſt man nicht ſo toll geweſen, ſeine Tendenzen einem krankhaften Unterleibe zuzuſchreiben und einen kräftigen, jugendlich friſchen Geiſt den Ganglien unterzuordnen. Oder man machte es ſich noch bequemer und verlegte die Zerriſſenheit der Zeit in das Individuum, das ſie ſchilderte, weil man ſich nicht überzeugen mochte, daß ein vernünftiger Mann, der zu leben hatte, von der Zerriſſenheit der Zeit Notiz nehmen würde, wenn er nicht ſelbſt an ihr litte. Börne hätte zu-

dem aus dieser Zerrissenheit, mittelst seines Genies, die schönsten Nutznießungen ziehen können. Würde man ihm dieses Genie nicht bezahlt haben. Nicht genießen, nicht leben, sich nicht verkaufen, in seinem Glauben sterben, einen langsamen, qualvollen Kreuzestod sterben, das heißen die Alltagsmenschen zerrissen sein. Börne war ganzer, als alle seine Gegner, er war „müde, wie ein Jagdhund" aber voll Hoffnung und Zuversicht. Diese haben ihn nicht verlassen, selbst auf seinem Todbette nicht, und er starb nicht unbewußt, er sagte es vierzehn Tage zuvor, daß er sich seinem Ende nahe fühlte. Keinen Augenblick beunruhigten ihn Zweifel, sein Tod war ein Siegel für jene Worte: „Woher kam mir denn die stolze Zuversicht, mit den erhabensten Geistern Berlins und Leipzigs fertig zu werden? Sie kam mir aus meinem Glauben, aus dem Bewußtsein meines reinen Willens. Wir allein glauben, die Andern glauben nicht. Unsere Gegner denken nun anders, als wir, wenn sie aufrichtig sind; oder wenn sie heucheln reden sie nur anders, als wir; aber sie haben keinen Glauben dem unsrigen entgegenzusetzen." Man hat Huß

einen Ketzer genannt, aber man hat nie behauptet, daß er am Unterleibe leide, daß er hypochonder und zerrissen sei. Hussens Zeitgenossen waren aufrichtiger, als die Zeitgenossen Börne's, sie sprachen das Anathem über ihn aus, wir aber suchen erbärmliche Milderungsgründe hervor und sprachen: Börne ist krank, oder ein Jude.

Es war im Monat September, als ich nach Paris kam. Börne wohnte, während des Sommers, bei einer ihm befreundeten Familie aus Frankfurt in Auteuil, und man dehnte die Sommersaison so lange als möglich aus; erst im November zog man in die Hauptstadt, in die rue Lafitte. Ich besuchte Börne zuerst in Auteuil, ein Freund führte mich zu ihm. Conrad, sein ehrlicher Bediente, der mit seinem Herrn vielleicht auf die Nachwelt kommen wird, begrüßte uns leise und schüchtern. Börne schlief, aber wenn er auch wach war, mußte Alles um ihn her ruhig und geordnet sein. Eine große Beweglichkeit in der Unterhaltung, wenn sie inneren Grund hatte, war ihm angenehm, sie belebte ihn, aber ein Geschwätz, ein Hintereinanderreden konnte ihn tödten. Er war sehr aufrichtig und verhehlte

ſeine Langeweile nicht; geſtattete es die Convenienz nicht, ſich zu entfernen, ſo wurde er in ſolchen Fällen monoton, verſank in Gedanken, oder gähnte. Konnte er aber der Unterhaltung auf irgend eine Weiſe entfliehen, ſo trat er ſeinen Rückzug plötzlich an, ohne ihn im Geringſten zu cachiren. Ohne ein Wort zu ſagen ſchlich er ſich in ſein Arbeitszimmer, ſich auf dem Sopha erholend. „Man hat mich häufig für langweilig erklärt" — ſagte er einſt zu mir — „aber ich litt dann blos an üblem Geſchmack." In der That, er hatte die feinſte Zunge von der Welt, aber wenn ihn die deutſche Literatur aus Neugierde beſuchte, und immer nur ſich wiederholte: was ſie geſchrieben, was ſie noch ſchreiben wolle, wenn ſie alle dieſe todte Intelligenz auftiſchte, von der er behauptete, daß Deutſchland an ihr krank ſei, ſo wurde ihm übel. „Haben Sie einen böſen Geſchmack?" fragte ihn der Arzt am Morgen ſeines Todes. — „Gar keinen! ſo wenig wie die deutſche Literatur." Börne hatte einen haut goût in literariſchen Angelegenheiten, Alles was er ſchrieb war langſam und fein bereitet, ſelbſt ſeine Grobheit. Wenn ich daher kürzlich las, er

habe seine „Briefe“ so ziemlich in den Tag hinein geschrieben, sich an den Schreibtisch ohne bestimmte Absicht setzend und sich unwillkürlich entwickelnd, so kann ich solcher Behauptung nachdrücklich widersprechen: Börne trug seine Gedanken lange Zeit mit sich umher, aber wenn er sie zu Papier brachte, so sprangen sie freilich, Minerven gleich, fix und fertig, kampfgerüstet aus seinem Kopfe.

Börne schlief, aber Conrad meldete uns; denn Börne's Ruhe war nie der Art, daß er ihr hätte die Außenwelt opfern können. Ich glaube, man hätte ihn um Mitternacht wecken dürfen, wenn ihm willkommene Freunde Zutritt verlangten, und mein Freund war ein solcher.

Wir wurden aus dem Vor- in das Entrée-Zimmer geführt, wo das Kaminfeuer recht einladend knisterte und die weichen Stuhle zur Behaglichkeit aufforderten. Nach einigen Minuten trat Börne herein. Ich sah ihn zum Erstenmale in meinem Leben. Eine kleine Gestalt, in seidenem Schlafrocke, mit fast schüchternem Benehmen, ernster, gleichgültiger Miene, aber einem strahlenden, wahrhaft schönen Auge, trat, mich kalt, fast mißtrauisch be-

grüßend, näher. „Herr Doctor Beurmann aus Frankfurt," sprach mein Freund. Börne lauschte, aber er schien den Namen nicht zu verstehen, oder doch nur halb; denn er wurde nicht mit der Vernehmbarkeit ausgesprochen, die Börne's Gehör verlangte. Dieser Sinn war der schwächste bei dem Verfasser der „Briefe aus Paris," er hörte in der That sehr schwer. „Nehmen Sie Platz." Wir setzten uns. „Sie sind Advocat?" Jetzt erkannte ich deutlich, daß Börne meinen Namen nicht verstanden habe, er hielt mich für einen Frankfurter Advocaten. Ich dachte, das Mißverständniß rücksichtlich meines Namens würde sich schon lösen, und da ich einmal auf ein Jahr Advocat gewesen, so begnügte ich mich, ihm zu erwidern: „ich war es." An einen Gruß von Gutzkow, den ich ihm brachte, knüpfte sich bald ein Gespräch über die jüngere Literatur. Börne verfolgte die literarische Richtung Deutschlands mit sorgsamen Blicken, er war in steter Bewegung zu ihr, aber er bedauerte, daß er Alles so spät erhielte und zur Einsicht Nichts, man mußte sich die Bücher verschreiben lassen, und konnte man mehr unter den Preß erfahren, so mußte man dem

Pariſer Buchhändler zahlen, was er verlangte. Das zwänge ihn dann, allerhand Umwege für ſeinen Bücherbedarf einzuſchlagen und ſich manche Lecture ganz zu verſagen.

Augenblicklich beſchäftigte er ſich mit der „Quarantaine im Irrenhauſe“ von Kühne. Es ſeien ſo viele geiſtreiche Beziehungen in dem Buche (Börne gebrauchte das Wort geiſtreich), ſo viele ſchöne Gedanken-Entwickelungen, aber wo es ſich um Leben handele, da merke man mehr Studium, als Erlebniß. „Daß dieſer talentvolle Schriftſteller mich ſo ſeltſam auffaßt“ — fügte er hinzu — „glauben Sie nur, daß das Ueberzeugung oder eine geiſtreiche Affectation iſt?“ Er hielt meinem Freunde das Buch vor. Der, ein Enthuſiaſt Börne's, fuhr auf. Börne lächelte nicht, ſondern ſprach ſehr ernſt: ich bin doch nicht toll? Gegen den Himmel hab' ich mich nie aufgelehnt, was ſoll ich Fauſt ſein? Er ſprach ſehr launig weiter: „Beſehen Sie ſich den Fauſt. Ich faſſe die Dinge von der natürlichſten Seite auf, halte mich durchaus für keinen Anderen, als ich bin, will die ſocialen Verhältniſſe nicht einmal ändern, ſondern das Leben nicht, ſondern

lebe es und möchte es dahin bringen, daß es alle Menſchen lebten, und — man macht mich mir Nichts, dir Nichts zum Fauſt. Der will den Himmel ſtürmen, ich aber nur die Mißbräuche, die man mit dem Himmel treibt.“ Ich mußte unwillkührlich lachen, als ich den modernen Fauſt im ſeidenen Schlafrock und mit dem ironiſchen Eifer im Antlitze vor mir ſah. Ich weiß es, ſie hatten Börne einmal, wegen Preßvergehen, in ſeiner Vaterſtadt eingeſperrt, und er erzählte mir, wie alle Welt herbeigelaufen, um einen politiſchen Verbrecher zu ſehen. Abends aber wäre der Gefängnißwärter, nachdem er ſich bereits verabſchiedet, noch einmal zurückgekehrt, er hätte dem Delinquenten Meſſer und Gabel gelaſſen, was gegen den Brauch geweſen, und ſpäter das Vergeſſene nachgeholt. Börne aber erklärte, er habe ſich ſehr entſetzt, daß man ihn wie einen Schinderhannes behandelt hatte. Man mußte ihn dergleichen Vorfälle erzählen hören, um ſich von ſeiner trockenen Ironie einen Begriff zu machen, die dann gewiſſermaßen draſtiſch hervortrat; aber in derſelben komiſchen Manier, mit der er über die Behutſamkeit des Gefängnißwärters

ſprach, äußerte er ſich über die Parallele mit Fauſt. Ich meinte, die Urſache derſelben ſei lediglich das leidige Schematiſiren der jüngeren Literatur, die das Individuum unter aus der Luft gegriffene Ideenzuſtände ſubſumire. „Ja wohl!“ — ſeufzte Börne — „die Deutſchen ſtudiren das Leben, und ſollen ſie ein Leben beurtheilen, ſo geſchieht es mit der Aeſthetik in der Hand. Deshalb iſt Göthe ſo gut weggekommen.“ Freilich hatte Kühne Börne ſolchergeſtalt zu einem Narren gemacht; indeß das hielt dieſen nicht ab, mit vieler Anerkennung über ihn zu urtheilen. Selbſt das rechnete er Kühne hoch an, daß er ſich nicht durch den „geiſtreichen Verfaſſer“ der Quarantaine im Irrenhauſe, welchen ihm Menzel in jener Zeit der Verwirrung offerirt, hätte irre machen laſſen. „Die Conſequenz gelte ihm in dieſer Zeit mehr, als vor einigen Jahren, da das Gewiſſen in dieſem Augenblick ſchon nicht mehr in Anſchlag gebracht werde, man könne ſich in dieſer Hinſicht ziemlich gehen laſſen.“

An dem Style der jüngeren Schriftſteller hatte Börne große Freude. Das wäre Alles ſo friſch und lebendig, ſo bewegungsluſtig und frei, meinte er.

Natürlich mußte Börne die Form der jüngeren Literatur mit Vergnügen betrachten, ihretwillen mochte er selbst den Gedanken manches nachsehen, erkannte doch sein Scharfblick zur Genüge, daß diese Form gewissermaßen den Gedanken in Obhut nimmt, unter der Flagge dieses Styls kann die Literatur hin und her laviren, aber zum Stillstand oder Rückschritt kann sie nicht kommen. Dieser Styl eignet sich nur für die Bewegung, und wer von den jüngeren Schriftstellern ihn aufgibt, wird das Ansehen eines jugendlichen Greises erhalten, aber eines Greises ohne Erfahrung und ohne Lebensresultate. Die Literatur hat ihre Haut abgestreift und läßt die neuen Farben sehen, die die Zeit unter den alten hat entstehen lassen. Diese Farben können die Individuen wechseln, wie eine femme entretenue ihre Liebhaber, aber die Literatur im Ganzen und Großen wird sich ihrer nicht entäußern können. Börne meinte, Heine könne sich doch nur zum Theil als Schöpfer dieses Styls betrachten; wo man seinen Styl zum Vorbild genommen habe, wie solches von einem der jüngeren Schriftsteller geschehen sei, da gestalte sich Alles zu einer wi-

drigen, ekelerregenden Koketterie um; er wisse, daß Heine an seinem Style unendlich studire und ciselire, und doch komme Alles so leicht heraus, weil Heine's ganzes Wesen in dem Style enthalten sei. Sein Nachahmer in Deutschland aber scheine das umgekehrt zu machen, das sei Alles so breit ausgetreten und gedankenlos." Der Humor — erinnerte ich — trete dort im Schleppkleide einher. „Ganz recht" — ergänzte Börne — „aber selbst das Schleppkleid ist nur von einem Kleidervermiether geborgt, so machen es die H...."

Ich meinestheils glaube übrigens, daß Börne, Börne allein der Schöpfer des jetzigen Styls ist. Lessing, Göthe, Börne, das sind die drei Culturperioden des von Luther gegründeten Styls. Erkennen wir in Lessing die kritische Schärfe, die gedrängte Logik des Styls an, so bewundern wir in Göthe die contemplative Ruhe und wohlgefällige Behebigkeit, in Börne aber die sichere, feste Bewegung. Börne hat viel von Lessing: die Einfachheit, das Concise, Schlagende, aber er bewegt sich freier, rascher und leidenschaftlicher. Ihm stand das Jahrhundert zur Seite, Lessing stand das Jahrhundert

entgegen. Daher die unendliche Schwungkraft in Börne's Styl. Die jüngere Literatur mag ihn desavouiren, aber sie wird eingestehen müssen, daß sie von ihm die Form erhalten hat. Seinem Enthusiasmus konnte insonderheit die Jugend nicht widerstehen, und wie sich auch der von Börne hingestellte Styl in den einzelnen Individuen nuanciren mochte, der Geist, das eigentliche Lebensprincip, ist ihm von Börne eingehaucht, er kann sich desselben nicht entäußern. Börne war sehr stolz, aber auch sehr selbstlos: er erkannte es nicht, welchen Impuls er der Literatur gegeben hatte, er setzte das Alles auf Rechnung der Zeit, und doch muß selbst Heine ihm in dieser Hinsicht Concessionen machen. Ich weiß, daß Heine, als er Börne zum Erstenmale besuchte, mit ehrfürchtiger Hingebung und Andacht in seine Wohnung trat, erklärend, daß er vor dem Hause hin- und hergegangen sei, ehe er sich ein „Herz genommen hätte" einzutreten. Heine ist ohne Affectation und es konnte nur der feste Charakter der Bewegung sein, den er in Börne begrüßte, der ihn zaudern und sich sammeln ließ. Börne hatte ihm in der That einen Impuls gegeben. Von Laube

will ich gar nicht ſprechen, er hat, nach ſeinem eigenen Geſtändniß, Börne's „Werke“ auf der „Treppe“ verſchlungen. Freilich wurden die Verhältniſſe ſpäter ein Vomitiv für ihn, er ſtellt ſich, als ſei er von Börne geneſen. Und Gutzkow, läugnet er es, daß Börne großen Einfluß auf ihn geübt, nicht politiſchen, ſondern künſtleriſchen! Die frivole Richtung der jungen Literatur mochte von Heine ausgehen; aber den Kern verdankt ſie nur Börne. Sie ſtärkte und ſtählte ſich an Börne, während ſie ſich an Heine berauſchte. Börne war für die junge Literatur das, was die Republik für Rom war, Heine führte ſie in die Freuden und Leiden des Kaiſerreichs ein. Börne ſchrieb mit ſeinem Herzblut eine Tragödie, wie Lucius Junius Brutus, der Richter ſeiner Söhne, Heine ſang heiteren Sinnes eine Ode: Dulce et decorum est pro patria mori und ergriff in der Schlacht die Flucht, wie Horaz. Mag Börne's Styl durch Heine die höchſte künſtleriſche Vollendung erhalten haben, ſo muß man doch zugeben, daß wir uns noch vor einigen Jahren in einer Zeit befanden, wo der Enthuſiasmus des Herzens mehr wirkte, als der Enthuſiasmus der

Kunst. Die Copie der Kunst wird stets Manier sein, und Heine's Styl war so sehr durch seine Individualität bedingt, so ganz und gar wesentliches Ergebniß der Anschauung Heine's, daß er nie als Musterstyl gelten kann. Das fühlte Börne wohl; aber es fiel ihm deshalb nicht ein, sich einen größeren Theil an der jüngeren Literatur zuzuschreiben, als Heine.

Gutzkow's neueste Schriften hatte Börne nicht gelesen. Die „Briefe eines Narren an eine Närrin" jenes Schriftstellers hatten ihn gleich Anfangs günstig für Gutzkow gestimmt, wie er sie denn auch in seinen Briefen gewürdigt hat. Ueber die polemischen Schriften des Verfassers der „Wally" erinnerte Börne, daß die stolze Sprache Gutzkow's gegen seine Gegner so wohl thue. „Die Deutschen, sind sie geistreich" — bemerkte er — „treten meistentheils doch nur schüchtern auf, oder indifferent, oder endlich grob, wie ich. Nur die Dummen thun in Deutschland stolz. Gutzkow polemisirt aber, wie ein Franzose, es ist, als habe er unter Buonaparte gedient, wie Armand Carrel. Nur bin ich der Meinung, daß er viel diplomatisches Talent hat." —

Ich wollte ihm mit einem „Aber" in die Rede fallen. Er unterbrach mich. „Ja, es ist mit dem diplomatischen Talente ein eigenes Ding, wer das hat, der läßt es nicht unbenutzt. Besser ist es doch, es nicht zu haben." Ich erwiederte, daß sich freilich die Dinge in Deutschland sehr geändert hätten, die Massen wären zurückgetreten und die Individuen sähen ein, daß der Staat eine Realität wäre, die man nach dem Maßstab der wirklichen Erscheinungen beurtheilen müßte, die Masse hielte sich aber stets an das Negative, weil sie nur unter sich vermittelt würde, indem sie alle Scheidewände niederrisse, sie würde sich nie dem Productiven zuwenden, an die Masse zu appelliren, hielte insonderheit Gutzkow für eine Thorheit, er glaubte, eine solche Appellation wäre nur eine Aufopferung für Unerreichbarkeiten. Börne fügte hinzu: „Allerdings, die Masse in Deutschland will nur ein Schauspiel, ohne Aufopferung darf dieses Schauspiel nie sein, und hat der Schriftsteller, der der Held des Stücks ist, die Wahl zwischen der Guillotine und dem Rade, so muß er das Letztere wählen. Das ist deutscher Edelsinn. Ich will es nicht tadeln, daß die Schriftsteller klüger

werden und ſich verſehen; obgleich ich der deutſchen Jugend etwas mehr Leichtſinn und Schwärmerei wünſchen möchte. Gutzkow hat in der Hauptſache recht, indeß die Thaten ſcheitern an ſolchen Reflexionen und ängſtlichen Diſtinctionen."

Wer wird nicht aus dieſen Worten erkennen, daß Börne weit weniger intolerant war, als man ihn geſchildert hat, aber ſein Genie war in den Tagesereigniſſen aufgegangen, er wollte keine Bücher ſchreiben, ſondern Thaten. Das kam von ſeiner Stellung unter den Partheien. Während er, als ein verlorner Poſten, dem Feinde gegenüber ſtand, konnte er ſich nicht wohl auf eine Capitulation einlaſſen, er mußte ſich ergeben, oder keinen Pardon annehmen. Wenn er das Letztere wählte, ſo können wir ihn mit jenem Curtius vergleichen, der, um Rom zu retten, in den Abgrund ſprengte.

Börne war im Verlaufe des Geſprächs wärmer und zutraulicher geworden; er erkundigte ſich ſogar nach einigen Perſönlichkeiten und theilte mir Notizen über dieſen oder jenen mit, der ſich in Briefen zur innigſten Theilnahme für ihn bekannt hatte, um ihn ſpäter zu desavouiren. Aber ſo bitter auch

oft die Erfahrungen ſolcher Art ſein mochten, Börne erzählte ſie ſehr gleichgültig, erinnernd, wie ſpaßhaft das ſei. Nochmals, Börne war ſehr tolerant, an eine Tugendrepublik glaubte er zur Zeit nicht, aber nichtsdeſtoweniger — meinte er — müſſe man den Menſchen ſtets das Ideal vorführen. Was die Vernunft begreife und als ausführbar erachte, dazu müſſe am Ende die That auch gelangen können. Börne trat mit einem die Verhältniſſe weit überragenden Genie und mit einer Humanität, die an Jean Paul entzündet war, mitten unter die Verhältniſſe und unter die Partheien. Jene hatte er in ſeinem Leben nach allen Seiten hin kennen lernen (er lebte in einer Stadt, wo das Geld der Wendepunkt iſt, ſein Vater war ein jüdiſcher Handelsmann, in ſeiner Familie lebte und webte die Induſtrie), er hatte ſie aus dem Grunde erprobt, ſo genau, daß er ſie als Macht anerkennen mußte. Börne wollte dieſe Macht beſiegen und ſein erſter Schritt war, ſich alle Communication mit ihr abzuſchneiden. Karl Beck verglich Börne in einem ſchönen Gedichte mit Themiſtokles. Allerdings verſperrte ſich Börne, des Sieges wegen, den er erzwingen wollte, den Weg zur Rückkehr,

aber er wollte nicht aus Ruhmſucht ſiegen, wie jener. Er war gerecht wie Ariſtides. Wenn er indeß in dem Kampfe gegen die Macht der Verhältniſſe nicht bloß für ſeine Perſon, ſondern für die Welt den Sieg begehrte, ſo mußte er als Dictator auftreten, als Eroberer; denn auf freie und ſelbſtſtändige Kampfgenoſſen konnte er in dieſem Streite nicht rechnen. Er bedurfte, wie Mahomet, Gläubige, er ſteckte die Fahne des Propheten auf, und wenn er Conſtantinopel nicht eroberte, ſo lag das nur an der Zeit, die den Glauben überhaupt, ſowohl in religiöſen als politiſchen Dingen, längſt abgeſchworen hat.

So wenig Börne auch einestheils die Individuen für zurechnungsfähig hielt, indem er ſie bald durch das Princip des Verſtehens, bald durch die Verhältniſſe entſchuldigte, noch anderntheils die Gemeinheit brachte, die in die Fußtapfen des Petrus, oder gar des Judas getreten war, und ihres Leibes und Blutes wegen, oder für zwanzig Silberlinge ihn desavouirte oder verrieth, ſo ſehr verdroß ihn auf der anderen Seite die Perfidie und Argliſt, mit welcher viele ſeiner Gegner ihn interpretirten, nicht

um ſich zu ſchützen, ſondern um ihn in der öffentlichen Meinung ſinken zu machen. Menzels Polemik gegen ihn erklärte er für treu- und gewiſſenlos, ſein Urtheil über einige moderne Tendenzen wäre ſo unzweideutig und rückſichtslos geweſen, daß er ſich durchaus nicht eines ſolchen Angriffs von Seiten eines Mannes verſehen, der früher gerade das Gegentheil ſeiner jetzigen Behauptungen über ihn aufgeſtellt hätte. „Nie und nirgends habe ich der Frivolität, in Betreff ſocialer und religiöſer Verhältniſſe, das Wort geredet; in meiner „Balance“ habe ich mich nachdrücklich über derartige Manifeſtationen ausgeſprochen, ich fand Vieles an ihnen gleichgültig, Mehreres langweilig, in keinem Falle hielt ich ſie für ſo wichtig und einflußreich, als ſie Herr Menzel zu ſchildern bemüht geweſen iſt. Aber ich ſuchte nach dem wahren Grund der Dinge, nach dem Grund, der Herrn Menzel zu ſeinem Angſtgeſchrei beweg, um das Capitol zu retten, und da hatte ich denn nicht lange zu ſuchen, ich fand, daß, wollte man die Welt reformiren, es am beſten ſein würde, die Gelehrten zuerſt aus ihr zu entfernen. Er ſprach ſich noch weit derber

und nachdrücklicher aus, in Aeußerungen, die sich gerade nicht für den Druck eignen. „Gott behüte“ — schloß er — „daß ich den Menschen die Religion nehme. Ich freue mich, daß man in Frankreich wenigstens in den unteren Klassen an Gott glaubt. Die Kirchen sind von den Armen überfüllt, und ich, der mein Lebelang für sie gekämpft, möchte ihnen um keinen Preis das himmlische Brod nehmen, da ich nicht Mittel genug habe, ihnen das irdische zu geben.“

Wir machten Anstalt zu gehen. Jetzt bat er mich um meine Adresse. Meinen Namen, den ich ihm auf eine Karte schreiben mußte, lesend, sprach er: „Ich habe Ihren Namen vorhin nicht verstanden. Also Beurmann! Da haben Sie ja die „Frankfurter Bilder“ geschrieben.“ Ich glaubte diese Arbeit längst vergessen; aber Börne fuhr weiter fort: „Da haben Sie ja recht hübsch über mich geschrieben.“ Ich wollte mich in der That wegen der „Frankfurter Bilder“ entschuldigen; aber Börne war zu freundlich, es hätte ihm Vieles darin recht sehr gefallen. Nicht die Anerkennung der gelehrten Kritik, nicht der Ruhm, der ihm aus den Händen

eines Literarhiſtoriographen geboten wurde, war ſeine Freude — aber der Beifall und die Acclamation der „Jungen“ — wie er ſie nannte — konnten jenen leidenden Zug um ſeinen Mund, der ihm ſonſt ſo ſchön ſtand, zum Enthuſiasmus verklären.

Wir fuhren nach Paris zurück. Einige Tage darauf kam Herr Strauß aus Frankfurt zu mir. Bei ihm wohnte Börne in Auteuil. Herr Strauß brachte mir einige freundliche Zeilen von dem Verfaſſer der Gedächtnißrede an Jean Paul, die mich zum Diner, nach Auteuil einluden. Es waren jene kleinen zarten Schriftzüge, die gewiß Vielen bekannt ſein werden. Wenn man aber aus den Schriftzügen auf den Seelenzuſtand eines Schriftſtellers ſchließen kann, wie Einige behaupten wollen, ſo möchten die Ludwig Börne's die feine Erregbarkeit, die zarten Fühlfäden ſeiner Seele andeuten. Wie ganz anders würde ſich Jean Pauls Muſe geſtaltet haben, hätte er der Frankfurter Börſe ſo nahe gelebt, wie Ludwig Börne.

Ich kam nun, während meines viermonatlichen Aufenthalts in Paris, häufig mit Börne zuſammen,

öfter, als man ſich ſonſt ſieht. Vom Diner bis zur Mitternacht ſpannen ſich unſere Unterhaltungen aus: Börne war nicht mürriſch und hypochonder, er ſprach nicht immer über Politik und Fürſtenhaß, ſondern über die gleichgültigſten Dinge, über die Theater, über Very und Tortoni und wo man den beſten Kaffee im Palais royal tränke, ob ich den Maskenball beſucht und die „Hugenotten“ gehört hätte. „Nun! welche Merkwürdigkeiten haben Sie, ſeitdem ich Sie nicht geſehen, in Augenſchein genommen? Vergeſſen Sie nur die Taglioni nicht. Ich wollte, die verliebte ſich in mich, wie die Gläser in Gentz.“ Ich mußte ihm dann erzählen, und des Fragens nach den kleinſten Details, freilich immer mit pikanten Beimiſchungen, war kein Ende. Er lächelte, als ich einſt, nach einer vierzehntägigen Friſt, in ſein Zimmer trat, mich entſchuldigend, daß ich ihn ſo lange nicht beſucht hätte. „Ja, Paris iſt ſehr groß, blieben Sie längere Zeit hier, Sie würden vielleicht von Vierteljahre zu Vierteljahre Börne beſuchen, und ſich dann darauf beziehen, daß Sie ja erſt kürzlich bei mir geweſen.“ In der That, es bedarf für Paris der doppelten Lebensdauer,

man möchte die Wochen zu Jahren machen und die Jahre werden dort zu Wochen.

Börne erklärte, nicht ohne Paris leben zu können, obwohl er eigentlich außerhalb Paris ſtand. Genießen konnte er Paris nicht, à la jeune France, aber er genoß es geiſtig, nicht in contemplativer Ruhe, ſondern in ſteter Aufregung, in fortwährender Discuſſion. Anſcheinend zurückgezogen lebend nahm er den lebhafteſten Antheil an allen Tagesfragen, ſeine Blicke waren ſtets auf das Capitol gerichtet, wo er keine Stelle einnehmen konnte; in ſeinem einſamen Zimmer, höchſtens von einigen Freunden umgeben, verhandelte er alle jene Dinge, die Frankreich bewegten, aber der Grund und Boden dieſer Verhandlungen war ein ganz anderer, als der in den Kammern; nicht die kleinlichen Intereſſen der Partheien, ſondern die Humanität im umfaſſendſten Sinne des Worts, bildete das Fundament der Discuſſion. Börne lebte nicht ſowohl in, als an Paris: ſein großes Herz erſtarkte an dem Ruhm, der Thatkraft und der vorangeſchrittenen Civiliſation, die dort, weniger im Zuſammenhange, als in großen Granit-Bruchſtücken, anzutreffen ſind.

Börne ſog neue Lebenskraft aus den unbedeutendſten Einzelheiten der neueſten franzöſiſchen Geſchichte, er verfolgte die Chronik des Tages in den Zeitſchriften mit ſorgſamen Augen, ließ ſich die alltäglichen Vorfälle der Hauptſtadt erzählen — Alles aus dem Grunde, um ſelbſt in ſeiner Zurückgezogenheit, inmitten jener raſtloſen Thätigkeit von Paris zu bleiben, und unter dem großen Schutte des Volksgewühls wenigſtens ein Körnchen Volkscharakter und Volkswürde zu finden. Somit verehrte er Frankreich, das ihm zur andern Natur geworden war, aber er liebte Deutſchland allein, obwohl er allein an Deutſchland ſtarb, er liebte es wie ſeine Braut. Sein ſchönes, dunkles Auge erglänzte in ſehnſüchtigen Erinnerungen, lenkte ſich das Geſpräch auf die Rheingegenden und den Taunus. Frankreich war Börne eine Werkſtatt ſeines Geiſtes, Deutſchland war ihm eine Erholung: man konnte ihm nicht genug von Frankfurt erzählen, und wie Dieſer oder Jener lebe, ob noch Alles beim Alten ſei u. ſ. w. Börne, der Frankfurt ſo langweilig fand, daß er nur einen Tag in der Woche dort zu den erträglichen rechnete, nämlich den Freitag, wo es im

„Schwan“ Sauerkraut und Solperfleiſch gab, lief in Paris nach Frankfurter Semmeln umher. „Da hab' ich mir ein Frankfurter Brödchen gekauft!“ mit dieſen Worten trat er einſt triumphirend und ein Weißbrod aus der Taſche ziehend in das Zimmer. Wer wird es mir nicht glauben, daß er ein guter Patriot war.

Aber dieſer Mann, der ſeine Heimath wie ein Kind liebte, den ein Frankfurter „Brödchen“ und Sauerkraut mit größerem Enthuſiasmus erfüllten, als die weitläuftigſten Verhandlungen der deutſchen Stände, konnte in heftigen Grimm gerathen, als er von einem Schriftchen hörte, das bei Dunker und Humblot in Berlin über die franzöſiſche Revolution erſchienen war, weil er vermuthete, daß es gegen die franzöſiſche Revolution geſchrieben wäre. Sollte man ihn doch nicht für einen guten Franzoſen, für einen abtrünnigen Deutſchen, ja für einen eingefleiſchten Jacobiner halten? Muß denn Jedermann ein Panegyrikon der franzöſiſchen Revolution ſchreiben? Nicht doch, Börne hatte Nichts dagegen, wenn Dunker und Humblot in Berlin eine Brochure gegen die franzöſiſche Revolution verlegten, aber er

wollte wiſſen, daß dieſe Brochure von einem Schriftſteller geſchrieben wäre, der ihn früher mit Enthuſiasmus wegen ſeiner „Pariſer Briefe“ überſchüttet hätte. „Es ſteht einem Jeden frei, über die franzöſiſche Revolution zu urtheilen, wie er will, aber wer meinen „Pariſer Briefen“ um den Hals gefallen iſt, der ſollte Dunker und Humblot keine Brochuren über jene in Verlag geben. Ich habe die Brochure nicht einmal geleſen, aber ich bin überzeugt, daß ſie ſolchen Inhaltes iſt, daß der Verfaſſer nicht einmal ſeinen Namen zu dem Buche hat hergeben können.“ Die Taktloſigkeit der deutſchen Schriftſteller verdroß Börne mehr, als die Gemeinheit. Wenn ſie nur zu rechter Zeit ſchweigen könnten, meinte er. Müſſen ſie ſchreiben, ſo gibt es ja Stoff genug für das tägliche Brod, aber ſie laſſen lieber auf ihre Koſten, oder doch ohne ein Honorar Brochuren drucken, von denen weder das Publikum, noch die Regierungen Notiz nehmen, bloß um es aller Welt zu ſagen, daß ſie ſich von der einmal feſtgeſtellten Bedientennatur der deutſchen Literatur nicht im Geringſten emancipirt haben. Oder glauben dieſe Leute etwa, daß die Regierungen ſich um ihre

Conceſſionen bekümmern, daß die Regierungen ruhig ſchlafen, weil bei Tunker und Humblot ein Schriftchen gegen die franzöſiſche Revolution erſcheint. Die Regierungen verachten die deutſche Journaliſtik, wie ſollten ſie dieſelbe fürchten. Zudem bietet ein Enthuſiaſt meiner „Pariſer Briefe" ihnen von der anderen Seite keine Garantieen, er mag noch ſo viel auf die franzöſiſche Revolution ſchimpfen, ſo wird man es doch nur als ein pater peccavi! betrachten. Man wird denken: hätten wir Dir nicht einen tüchtigen Schlag vor den Kopf gegeben, Du würdeſt noch nicht zur Beſinnung gekommen ſein, aber ein treuer Diener Deines Herrn wirſt Du nie werden."

So verurſachten inſonderheit die Deutſchen in Paris Börne vielen Kummer. Die deutſche Journaliſtik nimmt ſich, der franzöſiſchen gegenüber, im Ganzen ſehr ärmlich aus, ſchon des Löſchpapiers wegen, auf welchem die meiſten deutſchen Zeitungen gedruckt ſind. Aber die Deutſchen in Paris — ich meine jene Deutſchen, die einſt dieſſeits des Rheins die Revolution predigten und an dem Hambacher Feſte Theil nahmen — leben von und in den deutſchen Journalen. Man berichtet über ſich und über

Andere in die Heimath: was man in dem institut historique — einem Sammelplatz der Literatur dritten Ranges — vorgetragen hat, wie die Nase von diesem oder jenem Manne aussieht, ob Heine schon wieder aus der Provence zurückgekehrt ist — mit einem Worte, man correspondirt rechts und links über die gemüthlichsten Lächerlichkeiten von der Welt, oder verunglimpft Einer den Andern. Mitten in Paris tragen diese Deutschen, die die Constabler Wache stürmten und die Welt erobern wollten, ihr deutsches Krähwinkel stets an den Beinen. „Haben Sie schon gelesen, was Victor Lenz über den Obelisken in der „Abendzeitung" geschrieben hat?" — „In der Eleganten steht ein langer Aufsatz über Savoy, worin seine „Bilder aus Paris" im „Auslande" gelobt werden. Der ist gewiß von W., welchem Savoy deutschen Unterricht verschafft hat." — „Tuller, der Redacteur des „Phönix" ist in Paris." — „Mein Gott, Sie heißen Beurmann und nicht Tuller. Das ist fatal, ich habe bereits in die „Allgemeine Zeitung" geschrieben, daß Tuller in Paris sei." — „Wer hat die Correspondenz in dem „Nürnberger Correspondenten" geschrieben, daß Heine im drei-

zehnten Arrondiſſement von Paris getraut worden ſei, es iſt eine wahre Infamität?“ — „Können Sie mir nicht zu einer Correſpondenz bei der Didaskalia verhelfen?“ — „Ich will den deutſchen Regierungen beweiſen, daß eine dritte franzöſiſche Revolution eine Nothwendigkeit iſt“ — ſprach zu mir ein Deutſcher, der in der „Allgemeinen Zeitung“ erklärte, daß „Gott über Frankreich und Ludwig Philipp wache.“

In der That, man könnte aus allen dieſen Leuten Stoff für ein Pendant zu den „Wienern in Berlin“ ſchöpfen: „die Deutſchen in Paris.“ Die Tragödie hat ſich in eine Lokalpoſſe aufgelöst, und Börne meinte, die deutſchen Regierungen würden am beſten thun, alle revolutionairen Elemente nach Paris zu exiliren, da würden ſie von ſelbſt mürbe an der Hundstagshitze der Demoraliſation. Aber es betrübte ihn denn doch ſehr, erſt in Paris zu erfahren, daß die Helden neueſter Zeit nur Mühlen attaquirt hätten. Er forderte mich auf, Deutſchland über ſeine Söhne aufzuklären, und daß ſie im Palais royal und in den Vendanges de Bourgogne, bei Very und Tortoni hinlänglichen Erſatz für das undankbare Vaterland gefunden hätten. Er allein war

nicht so leicht zu befriedigen, der Jude Börne, der Apostat und Ueberläufer Börne konnte sich nicht an Paris berauschen, wie die Christen und Vaterlandsvertheidiger aus Rheinbaiern, aus Preußen, Würtemberg und Baden. Wenn ich Börne's Aufforderung bei seinem Leben nicht nachkam, so geschah das nur aus dem Grunde, weil ich glaubte, es schicke sich am besten für ihn, seinen Landsleuten den Text zu lesen, weil er ihnen einst die Fahne vorgetragen. Da er aber darüber gestorben ist, so will ich wenigstens die Position andeuten, welche die flüchtige Revolution in Paris behauptet. Börne war viel zu tolerant, als daß er eine Fortsetzung dieser Revolution von den Deutschen in Paris verlangte; aber er verlangte einen Charakter von ihnen, eine Repräsentation deutscher Nationalität. Man sage mir nicht, daß er die Nationalität verachtet habe. Bei Leibe nicht, er war sehr national, es preßte ihm das Herz zusammen, wenn er die deutsche Literatur bei der französischen Journalistik antichambriren, wenn er sie von einem Bureau in das andere laufen sah, um eine Recension zu vermitteln, in welcher es hieß: Herr Meurer wäre

der größte deutsche Lyriker. Er lächelte, aber fast unter Thränen, als er hörte: die deutsche Literatur in Frankreich correspondire jetzt mit der deutschen Literatur in Deutschland, um einen „westphälischen Frieden" festzustellen, kraft welches einer jeden schriftstellerischen Individualität ihre Würde und ihr Territorium im Bereiche der Literatur angewiesen werden solle. Er erkannte aus solchen Dingen, daß das Genie des Jahrhunderts noch nicht gekommen, und daß ein solches in der deutschen Literatur kaum in dem ersten Säculum zu erwarten. „Wenn sie eines westphälischen Friedens bedürfen, einer gegenseitigen Anerkennung" — meinte er — „daß Hans und Peter große Schriftsteller sind, so ist das nur ein Zeichen, daß die Kräfte sich gänzlich verflachen. Das Genie unterhandelt nicht, es erobert oder geht unter." Als ich von Frankreich zurückkam, vernahm ich: Grabbe habe erklärt, er wolle noch eine Tragödie dichten und dann sterben. Er hat Wort gehalten. Börne schrieb seinen „Franzosenfresser" und starb. Grabbe und Börne werden nicht an dem „westphälischen Friedensschluß" Theil nehmen.

Die deutſche Literatur kann, der Lage der Sache nach, ſich in Paris wenig geltend machen. Au delà du Rhin iſt den Franzoſen ein böhmiſches Dorf, einmal weil man die deutſche Sprache nicht verſteht, und dann, weil der Franzoſe Deutſchland nicht ſo bequem kennen lernen kann, wie der Deutſche Frankreich. Man geht nach Paris und findet dort den Inbegriff aller Ideen und Zuſtände Frankreich's, alle Perſönlichkeiten der Kunſt und Literatur, alle Muſeen und Inſtitute der Induſtrie, des Handels und Wandels, die ganze Civiliſation und die ganze Zerriſſenheit der Nation. Paris iſt, was Euſebius von Gott behauptet, centrum et locus rerum, die Seele, der Pulsſchlag von Frankreich; die Provinz wallfahrtet dorthin, wie zum Grabe des Propheten, und vermißt man auch in allen Angelegenheiten des Landes Andacht und Glauben, ſo wird man ſie, in Betreff der Hauptſtadt, jetzt wie früher finden. Frankreich betet Paris an, mag der Altar, vor dem es knieend niederſinkt, die Vendomeſäule oder die Guillotine ſein. Der Franzoſe dagegen muß deutſche Ideen und Zuſtände aus allen Winkeln zuſammenſuchen, und da die Forſchung und das Stu-

dium nicht seine Sache sind, so wird er, wie die Dinge zur Zeit stehen, nur zu höchst mangelhafter Erkenntniß Deutschland's gelangen.

Schiller und Göthe sind dem Franzosen nicht mehr als Traditionen. Man sieht die Namen dieser Dichter auf dem Vorhang des Theaters der Porte St. Martin, Victor Hugo benutzt sie, ohne ein Wort deutsch zu verstehen, zu Mottos für die einzelnen Capitel seiner Romane, französische Buchhändler drucken sie nach, aber im Volke weiß man wenig von ihnen. Bis auf Clavigo, eine Tragödie, die auf socialen Verhältnissen beruht, und Egmont, der liberale Tendenzen repräsentirt, möchte man Göthe selbst in Uebersetzungen nicht verstehen. Faust ist den Franzosen viel zu speculativ und zu gedankenspinnwebenartig, als daß er einen Totaleindruck davon haben könnte. Der Franzose will Phrasen, Leben und Handlung, und mag der Faust eine noch so revolutionäre Tragödie sein, sie ist ohne specielle, politische und gesellschaftliche Färbung. Schiller hat man wegen seiner „Kabale und Liebe" mit Enthusiasmus überschüttet. Dieses Trauerspiel ist voll socialer Beziehungen und strahlt von bril-

lautem Effecte, es würde ganz französisch sein, wenn Luise, statt am Gifte, am Kohlendampfe stürbe. Eben wegen der socialen Beziehungen würde man auch gewiß die „Räuber" goutirt haben.

In der That, die deutsche Literatur steht den Franzosen sehr fern. Oder hätte man etwa Jean Paul in Chasles begreifen können, in einem Übersetzer, der es wie Vitaubé mit Homer, oder wie Georg Harrys mit Victor Hugo machte? Hätte man Heine's Lokalbeziehungen, seine im deutschen Wesen fußenden „Reisebilder" mit ihrer harzigen Waldluft, ihrem Nachtigallenschlage und dem naiven Enthusiasmus der Tyroler in den Salons von Paris begreifen können? Würde selbst Börne in Frankreich mit seinen deutschen Schriften ein Publikum gefunden haben, da sich doch diese Schriften größtentheils auf Zustände stützten, die dem Franzosen unerklärbar sein mußten.

Nichtsdestoweniger möchte sich die deutsche Literatur in Paris geltend machen, nicht Frankreich's wegen, sondern um für Deutschland ein Relief zu haben, aber da sie keine Tendenzen hatte und nur eitel war, so erhielten ihre Bemühungen ein wahr-

haft trübseliges Ansehen. Sie ließ sich übersetzen, ohne gelesen zu werden, sie ließ es in die Zeitungen setzen, wenn sie eine Reise machte, ohne ein Renommée zu behaupten, ja sie ließ sich in den Revueen portraitiren, ohne gekannt zu sein. Diese Koketterie mit dem Ruhm jammerte Börne, er verschmähete es, Nachrichten, wie die: Le célèbre auteur des „lettres de Paris" est de rétour d'Auteuil à Paris in die Journale zu bringen. Es war gewiß Nationalstolz, wenn er jene Vorfälle nicht goutirte. Woher kam ihm sonst dieser ésprit de corps, wenn nicht aus einem deutschen Selbstgefühle?

In Paris bedarf selbst die Literatur der Charlatanerie: der Franzose liebt den Schein, den Pomp, der Pariser aber hat keine Zeit zu prüfen und zu untersuchen. „Präsentiren Sie sich in einem eleganten Anzug nach der neuesten Mode" — sagte Börne — „und man hält Sie für reich; man urtheilt hier sehr nach den Äußerlichkeiten und dem ersten Eindruck. Ein Journal muß von sich reden zu machen wissen noch ehe es erscheint. Das ist nothwendig, und deßhalb tadle ich es nicht, wenn die Literatur zu mannshohen Ankündigungen an den Straßenecken

greift und die Schriftſteller den Redactionen den Hof machen, um eine günſtige Kritik zu erlangen. Eine einſtweilige Vermittelung mit dem Publikum können ſie kaum auf anderem Wege erreichen. Ich weiß es, die Redacteurs leſen die Bücher ſelten, mancher Schriftſteller, der Geld und Devotion verthan hat, wird von ihnen vielleicht damit entlaſſen: „Nun, Sie müſſen ja den Werth Ihres Buches ſelbſt am beſten kennen, ſchreiben Sie uns deßhalb eine Kritik darüber“, und er ſchreibt auch darüber. Was ſoll man indeß davon ſagen, wenn die Deutſchen in Paris dieſe Manier nachäffen, und nicht einmal ihrer Werke, ſondern ihrer Perſon wegen? Der Franzoſe, wenn er alle jene Mittel benutzt, hat doch ein Reſultat vor Augen, das franzöſiſche Volk erſetzt ihm ſeine Ausgaben; aber der Deutſche iſt mit ſeinem Erſatz für alle die Bücklinge, die er hier an die Journaliſtik verſchwendet, an das dürftige Honorar ſeiner Verleger verwieſen. Es kann nicht fehlen, daß die Franzoſen ſich immer in einem Protectionsverhältniß zu den Deutſchen glauben.“ Alſo äußerte ſich Börne. Wer möchte noch an ſeinem Nationalgefühle zweifeln,

aber es war nur nicht so zäher, elastischer Natur, wie das anderer Leute, sondern etwas einseitig und von Erz.

Übrigens mag man zugleich aus jener Äußerung Börne's praktischen Überblick erkennen. Wo die Literatur einer gewissen Industrie zu ihrem Zwecke bedurfte, hatte er Nichts dagegen, wenn sie dieselbe anwandte; er glich durchaus nicht jenen Helden der deutschen Journalistik, die da ausrufen: „Humanität ist die bewegende Kraft des neunzehnten Jahrhunderts!" — „Für diese bewegende Kraft treten wir in die Schranken." — „Tüchtigkeit und Solidität des Wirkens ist unser Ziel!" — „Wir verschmähen jene zweideutigen Mittel, durch welche andere Journale sich zum Publikum drängen." Börne war sehr tolerant und praktisch in Betreff aller Dinge, die die äußeren Verhältnisse betrafen, er kannte die Humanität und die bewegende Kraft des neunzehnten Jahrhunderts besser, als jene Ausrufer der deutschen Journalistik; er wußte, daß der Gedanke mit dem Materialismus nur durch die Industrie vermittelt werden könne, und daß die gespreizten, hohltönenden Redensarten der Journalistik

dem Stolze des Ramudo de Colibrados gleich kommen, der nur aus purer Herablassung mit einem Bauern Kartoffeln ißt und nicht aus Hunger; denn er ist Grand von Spanien. In der That, Börne war sehr ganz, und selbst wenn er am Unterleibe litt, er litt doch nicht am Magen, wie die deutsche Journalistik, die sich Mittags die Sonne der Humanität hinein scheinen läßt.

Wo freilich keine Gedanken zu vermitteln waren, wie bei jenen Deutschen in Paris, sondern nur die Misere deutscher Eitelkeit, da urtheilte er anders.

Daß die Literatur in Deutschland auch in den äußeren Verhältnissen in ein Gleichgewicht mit der Zeit treten möchte, war sein sehnlichster Wunsch. Börne sah ein, daß sie einiges Glanzes bedurfte, um von dem verherrschenden Materialismus beachtet zu werden. In Betreff der französischen Literatur äußerte er sich, daß es sehr traurig sei, dieselbe sich so ganz und gar dem Materialismus hingeben zu sehen, aber es geschehe doch aus freiem Antriebe und nicht vermöge jenes Lakaien-Charakters, der die deutsche Literatur auszeichne, die, sie mochte sich noch so aristokratisch und vornehm

gebehrden, nie als ebenbürtig betrachtet werden würde, da sie keine Macht sei.

So wenig Börne sich zu Genrebildern eignen mochte, indem er hinlänglichen Charakter besaß, um seine Person, oder die Tische und Stühle seiner Umgebung übersehen zu lassen, so hatte ihn Lewald doch von dieser Seite aufgefaßt, und zwar ganz in der sauberen Weise, die die Genrebilder dieses Schriftstellers auszeichnet: Lewald nannte Börne's Einrichtung eine aristokratische. Ein gar zu demokratischer Deutscher zog aus der aristokratischen Umgebung sofort den Schluß: Lewald habe Börne für einen Aristokraten erklärt.

„Nun, glauben Sie denn, daß ich durchaus in den deutschen Eichwäldern leben müsse, um kein Aristokrat zu sein? Lassen Sie mir immer die aristokratische Umgebung, ich wollte, alle deutschen Schriftsteller hätten sie aufzuweisen. Aber leider scheinen bis jetzt die Wenigsten in dieser Lage zu sein — das geht schon daraus hervor, daß der Fürst Pückler-Muskau so viel Aufhebens von seinem Wagen, seinem Jäger, seinem Shawl und seiner Perrucke macht. Er will sich gleich Anfangs dagegen ver-

wahren, daß er wie die übrige Literatur reiſet. Kokettirt er gegen die Ariſtokratie mit dem Schriftſteller, ſo kokettirt er gegen die Schriftſteller mit der Ariſtokratie. Aber der deutſche Adel iſt immer noch ſtolzer, als die deutſchen Schriftſteller, er ignorirt den Fürſten, während ihm die Literatur, die er eben ſo de haut en bas betrachtet, die Honneurs macht. — „Was halten Sie nur" — fuhr er, zu mir gewendet, fort — „von dem Semilaſſo? Iſt das nicht eine Weitläuftigkeit und eine Salbaderei über Nichts, wie ſie ſich eben nur ein Fürſt in der Literatur erlauben kann? In einem Bande des Weltganges ließ er ſich ſogar auf einem Eſel abbilden. Sein Freund ſitzt auf einer Eſelin, die ihre Nothdurft auf dem Titelkupfer verrichtet. Ein dritter Eſel trägt ein altes Weib, er eilt im Galopp zu der Eſelin und ſtößt den zweiten Eſel, auf welchem Semilaſſo reitet, dabei von der Chauſſee und Semilaſſo fällt herunter. In dieſem Bilde, das übrigens in dem Buche ſelbſt weitläuftig beſchrieben iſt, ſind die drei Eſel die Hauptperſonen, die Menſchen, ſelbſt der Fürſt, ſind reine Nebenſache. Wenn ein Anderer ſo Etwas hätte drucken und abbilden laſſen!

Ich finde an den Werken des Herrn Fürsten — mit Ausnahme der Briefe des Verstorbenen — Nichts, was nicht eben so gut ein Anderer hätte schreiben können. Würde z. B. Lewald, fände er Gelegenheit, statt mit Schauspielern und Schriftstellern, mit fürstlichen Personen in Berührung zu kommen, uns nicht eben so hübsche, gefällige Dinge von der Tafel, den Speisen, der Bedienung u. s. w. mittheilen können?"

Es freute ihn sehr, als ich ihm sagte, daß der letztere Schriftsteller durch seine wirklich vortrefflichen Genrebilder und die Zeitschrift Europa sich die schönste aristokratische Umgebung verschafft habe und in seiner häuslichen Einrichtung mit Jules Janin und Balzac rivalisiren könne. „Ja" — meinte er — „Lewald hat in Paris gelebt, er ist ein industriöses Genie und weiß von seinem Talente den rechten Gebrauch zu machen." Börne hatte keinen Neid, er freute sich, wie ein Kind, über Lewald's silberne Armleuchter, sein orientalisches Arbeitszimmer, das Boudoir seiner Frau. „Wer wird denn darüber ein Genrebild schreiben?" — jubelte er — „Heine muß es thun, an dem hat es Lewald verdient!"

In der That, es ſieht bei Lewald in Stuttgart brillanter aus, als bei der deutſchen Literatur in Paris, was denn von der anderen Seite wieder Börne verdroß, der es lieber geſehen hätte, wenn ſie in Paris ſelbſt mit Balzac und Jules Janin hätte rivaliſiren können, als von Stuttgart aus. Aber wie ſollte das möglich ſein, wenn die deutſche Literatur nicht von Haus aus reich iſt. Victor Hugo verdient vielleicht mit einer Ode, die er durch Colporteurs auf den Boulevards umhertragen läßt, in einem Tage mehr, als deutſche Schriftſteller mit mehren Werken in einem Jahre. Die Literatur gehört in Frankreich ſchon durch ihre äußere Stellung zu der Crème der Geſellſchaft. Nun denke man ſich daneben unſere beſcheidenen geiſtreichen Deutſchen, die Alles beſchneiden und berechnen müſſen, um in Paris auszukommen. Sie können weder Soiréen geben, noch haben ſie Salons zu öffnen, ſie wohnen au troisième in einem Eſtrich-Zimmer. Und doch wollen ſie an Allem Theil nehmen, bieten alle Mittel auf, um den Schein zu erhalten. Das machte auf Börne's edles Herz einen betrübten Eindruck. Wenn er von einem „Serviliſmus" der Deutſchen

in ſolchen Fällen ſprach, hatte er nicht Recht? Er konnte zur Noth ein Haus machen, aber ſeine Eitelkeit hatte ihn nicht nach Paris geführt.

Ich führe dieſe Dinge nur an, um den klaren praktiſchen Blick und die harmloſe Anſchauungsweiſe Börne's zu beweiſen. Zerriſſenheit, Aerger, Groll und Einſeitigkeit, oder utopiſche Träumereien lagen ihm ganz fern. Er betrachtete die Welt und das neunzehnte Jahrhundert wie ſie ſind, und verlor ſich weder in den Nebulismus, welcher die Humanität unſerer Zeit allenthalben in der Luft erblickt, wie ein Phantom, für welches man keine Beweiſe liefern kann, noch in die Verzweiflung, welche die Menſchheit überhaupt aufgibt. Freilich hält er den Menſchen für ein ſchwaches, an den Verhältniſſen einherſchwankendes Geſchöpf, und in dieſer Hinſicht mochte er zu ſich ſelbſt kaum großes Vertrauen haben; denn er verbrannte in der That am jenſeitigen Ufer den Nachen, der ihn hätte zurückführen können. Börne war nicht einſeitig in ſeinen Ideen, er war ſo vielſeitig, wie die Verhältniſſe, aber ſein Charakter war kein Januskopf, er war nach einem Ziele gerichtet, und dieſes Ziel war nicht die Republik,

ſondern die Humanität im umfaſſendſten Sinne des Worts. Die Form war ihm nur die Leiter zu dieſem Ziele. Börne hat die conſtitutionelle Monarchie lange Zeit der republikaniſchen Verfaſſung vorgezogen. Börne's Charakter war einſeitig. Es gab in der neueſten Zeit viele Fiesko's, aber nur einen Verrina. Börne's Gewiſſen war einſeitig, er erkannte nicht Cicero's Wahlſpruch an: in omni causa duas contrarias orationes explicari, der in unſerem Jahrhundert, wo man „zwei Arten von Gewiſſen, das des Herzens und das des Magens, entdeckt hat", den Anwälten der Humanität vorſchwebt. Freilich litten ſeine Kunſt und ſein Genie an der Einſeitigkeit ſeines Charakters, aber das war ein Opfer, welches er der Menſchheit darbringen zu müſſen glaubte. Es lag ihm Nichts daran, daß es von ihm hieße: „vir probus dicendi peritus", ſondern vir probus, bene agendi peritus. Börne ſah ein, daß eine gute Handlung nicht zwei entgegengeſetzte Motive haben könnte. Aber zerriſſen, verzweifelnd war er deßhalb keinen Augenblick.

Von Grabbe konnte man ſagen, er verzweifelte an der Menſchheit, Grabbe wollte ſterben, weil er

ohne Hoffnung für das Leben war. Börne mißtrauete den Menſchen, wie ſie ſind, aber er glaubte an den Gott in der Menſchheit, er wollte leben, recht lange leben, weil er die Hoffnung auf den Himmel und das Vertrauen zu der Menſchheit keinen Augenblick verloren hatte. Freilich war er „müde, wie ein Jagdhund", aber nicht lebensmüde. Der Kampf überſtieg nur ſeine Kräfte. Grabbe ſtarb auf der Flucht, Börne fiel wie Epaminondas, das Antlitz dem Feinde zugewendet, er ſtarb auf ſeinem Schilde.

Über den Zuſtand und die Motive der neueren Richtungen in der franzöſiſchen Literatur fällte Börne vielleicht das treffendſte Urtheil: ſie wäre ſo zerriſſen, wie die Geſellſchaft ſelbſt, Motive hätten unter Anderen: Balzac, Victor Hugo, Jules Janin keine andere, als die, Geld zu verdienen; Hugo inſonderheit ſchmeichelte mit ſeiner rhetoriſchen Humanität nur der Menge und verbärge ſeine Charakterloſigkeit hinter einem Chimborasſo von Phraſen: er wäre Buonapartiſt, Legitimiſt und Revolutionair geweſen, Alles nach den Umſtänden; er ſcheuete ſich nicht, das öffentlich zu bekennen und ſeine chamä-

leonische Natur mit seiner Unfehlbarkeit, als Dichter, zu entschuldigen. So wenig, wie er, hätten auch seine Tramen einen Charakter aufzuweisen. Da hätte man nun Anfangs gewaltig viel hin und her über Romantik und Classicität gesprochen, um am Ende dahin zu kommen, daß diese Poesie nur ein Gemisch von roher Sinnlichkeit und Gefühlspomp wäre. Zu diesen Dingen bedürfte man keines Glaubens, was auch mit dem überwiegenden Materialismus Frankreichs gar nicht vereinbar wäre, und die Einflusse des Christenthums, die doch in der wahren Romantik gar nicht zu verkennen wären, würden bei der französischen durch bloße Phrasen vertreten. Die Form erkannte Börne in Victor Hugo an; er hatte einen feinen Geschmack und zu viel Takt, um das Kind mit dem Bade auszuschütten.

Aber hatte er nicht in der Hauptsache Recht? Victor Hugo's Muse wird durch jene wunderlich erfundene Galoppade von Jullien, wo Orgelton, Gesang, Glockengeläute und Luthers Choral, die im magischen Halbdunkel sich bacchantisch herumtummelnden Masken begleiten, am besten charakterisirt. Diese Galoppade hörte Börne nicht mehr; aber er-

innert ſie nicht lebhaft an Lucretia Borgia, wo im Vorgrunde der Bühne ein Saufgelag und toller Faſching toben, während im Hintergunde das „memento, quia pulvis es!“ erſchallt.

Börne mit ſeinem lichten, klaren Blick, der ſtets auf den Vorgrund der Welt: die Menſchheit, und auf die Perſpective der Welt: die Freiheit gerichtet war; Börne, der nur poſitive Reſultate aus der Dichtung hervorgehen ſehen wollte und wahrlich weit objectiver war, als man ihn halten möchte, erblickte in jenen Dingen nur die troſtloſeſte Negation des Materialismus. Und könnte man nicht die jetzige Periode der franzöſiſchen Literatur mit dem Zeitalter der römiſchen Poeſie unter den Kaiſern vergleichen! Das war auch eine Sonne, aber ſie leuchtete dem Untergange des römiſchen Reichs. Es iſt die Fieberröthe der Zeit, die aus der neueſten franzöſiſchen Poeſie ſtrahlt, ſie entlehnt ihre Reize und ihre Farbenpracht der Krankheit jener. Aber die Schriftſteller leiden am wenigſten an dieſer Zeit, vielleicht Einer ausgenommen: ich meine Georges Sand, der zarte weibliche Fühlfäden für das allgemeine Elend hat — ſie ſpielen

mit der Zeit, sie schlagen Geld und croix d'honneur aus ihr. „Glauben Sie ja nicht" — sagte Börne — „daß diese Menschen so zerrissen sind, wie man sie in Deutschland schildert — wenn überhaupt nicht der Materialismus die größte Zerrissenheit ist — sie haben keine Tendenzen, sie leiden nicht an der Zeit, sie wollen nur Geld verdienen. Das darf ich freilich nicht drucken lassen, will ich nicht die ganze moderne Literatur gegen mich haben. Der Materialismus ist der Wendepunkt der jetzigen französischen Zustände, die Literatur hat sich ihm accommodirt, um nicht von ihm ausgeschlossen zu werden. Das Zeitalter der philosophischen Spekulation ist vorüber, es ist in Frankreich von dem der pecuniären verdrängt worden, und die läßt sich mit Phrasen und glänzenden Antithesen abspeisen, zum tiefen Eindringen hat sie keine Zeit. Das liest sich Alles so hübsch und leicht weg, das läßt sich auswendig lernen. Die philosophischen und literarischen Beiträge Victor Hugo's werden selbst von den Grisetten verstanden, und wenn Herr Hugo sagt: das Theater sei an die Stelle der Kirche getreten, so glaubt es ihm die Chaussée d'Antin und

die Gesellschaft des Bal Montesquieu. Auf die Armuth, die kein Geld für das „Theater français" hat, nimmt die Philosophie unseres Meisters freilich keine Rücksicht." Und in Wahrheit so ist es: die Gesellschaft in Frankreich ist zerrissen, aber die Individuen thuen mit dem Jammer und dem Elende der Gesellschaft in der Literatur schön und sinnlich-human, sie emancipiren das Fleisch, da sie den Geist nicht emancipiren wollen. So gestaltet sich denn auch die Poesie zerrissen, während die Dichter wohlleibig und bei Kräften bleiben.

Balzac's großes Talent erkannte Börne an; wenn er selbst auch ohne Tendenzen wäre, so hätten doch seine Schriften Tendenzen, weil sie durch und durch wahr wären. Er sagte: „der Materialismus ist so furchtbar stupid, daß er selbst in der Schilderung seiner eigenen Leiden ein Amusement findet. Der Vater Goriot ist von ihm verschlungen worden, und doch ist Alles in diesem Buche nur sein eigenes Elend." Börne führte die unerquickliche Richtung der französischen Literatur stets auf die eine Quelle zurück, daß man seit der Julius-

Revolution die Chaussée d'Antin an die Stelle des Faubourg St. Germain gesetzt hätte.

Man wird in diesem Urtheile den gesunden praktischen Blick anerkennen, wenn man auch jene feine Dialektik einer neueren Schule in Börne's Kritik vermißt. Er hielt sich stets an die nächste Anschauung und rückte die Zustände nie in eine Perspective, die sie oft zu einer Fata Morgana werden läßt. Börne stellte sich als Kritiker auf den Standpunkt des Lebens, nie auf den Katheder, er erklärte die verschiedenen Individualitäten nach dem Maaßstabe der gesunden Vernunft, nie nach einem beliebigen Schema. Die Wahrheit lag ihm näher als der Effect. So meinte er — in Betreff Marbachs polemischer Schriften — „daß der Verfasser den Wald vor Bäumen nicht sehe. Man traue es allen diesen Büchern zu, daß sie von denen, welche sie geschrieben, am meisten gelesen werden; denn wer könne daran Gefallen finden, einen Charakter auf dem Prokrustesbett zu sehen. Das mühe sich ab und schwitze Angstschweiß aus allen Compendieen zusammen, um endlich zu einem Resultate zu gelangen und einen armen Menschen, wie ihn, in die Schub-

lade der Wiſſenſchaft zu bringen, in die man ihn zu zwängen ſich von vornherein vorgenommen habe."

Man kann ſich, nach dem Vorſtehenden, leicht denken, wie Börne Vorfälle, wie denjenigen der Stieglitz beurtheilte. Die vielen Anſichten über dieſe Thatſache hatten ihn anfänglich ganz verwirrt, er meinte: die Kritik des Ereigniſſes hätte eben ſo verſtört ausgeſehen, wie das Ereigniß ſelbſt. Alle mögliche Conjecturen hätte man aufgewühlt, um nur poetiſche Anknüpfungen zu finden und eine moderne Tragödie zu erhalten, und doch wäre der Grund des Selbſtmordes ein einfacher.

Börne erkannte wohl, daß Charlotte Stieglitz an der grauſamen Poſition zwiſchen Poeſie und Wirklichkeit geſtorben war, er hatte Thränen für die Unglückliche; allein er war nicht der Meinung, daß dieſe Poſition etwas Nothwendiges war, ſondern eine bloße Zufälligkeit der Verhältniſſe.

Allerdings war Heinrich Stieglitz kein Mann für ſein Weib. Sie brachte ihm ein edles großes Herz als Mitgift, ein Herz voll Sehnſucht und Liebe, und ſtatt Genuſſes tröpfelte Heinrich täglich ſein Dichterleid in den Pulsſchlag dieſes Herzens.

So erkrankte ſie. Aber es war nicht eine organiſche Krankheit, die aus den ſocialen Verhältniſſen herrührte, an welcher ſie litt, ſondern nur ein chroniſches Übel, wogegen es Heilmittel und Amputationen gibt. Kühne hat Börne in ſeinem Irrenhauſe untergebracht, und doch, als Charlotte litt, wäre er vielleicht der einzige vernünftige Arzt geweſen, hätte man ihn zu Rathe gezogen. Aber als einen tragiſchen Stoff erkannte er den blutigen Vorfall nie an, er behauptete, die Kataſtrophe beruhe auf Krankheit und Verwirrung. Freilich war das wieder ein ſehr praktiſcher, vielleicht alltäglicher Ausſpruch; aber Börne hielt diejenigen, welche dem Vorfall tiefere Beziehungen unterlegten, für affektirt, oder doch afficirt.

In Betreff Göthe's hat Börne ſeine Meinung nicht geändert. Ich führe hier jene Worte Börne's an, die ſeinen kritiſchen Standpunkt überhaupt, als auch ſeine ſpecielle Stellung, Göthe gegenüber, darthuen. Börne ließ ſie der Geſammtausgabe ſeiner Werke vordrucken, ehe er noch an Pariſer Briefe dachte, und ſie dienen zum Beweiſe, daß er ſelbſt ſich nicht zur Kritik über die Kunſt berufen glaubte.

„Man würde lachen, wenn man wüßte, wie bewegt ich bin, wenn ich die Feder bewege. Das iſt recht ſchlimm, ich weiß es, denn ich begreife, daß ich darum kein Schriftſteller bin. Der wahre Schriftſteller ſoll thun, wie ein Künſtler. Seine Gedanken, ſeine Empfindungen, hat er ſie dargeſtellt, muß er ſie frei geben; er darf nicht in ihnen bleiben, er muß ſie ſachlich machen. Ach die böſe Sachdenklichkeit, es wollte mir nie damit glücken! Ich weiß nicht, ob ich mich darüber betrüben ſoll. Es muß wohl etwas Schönes ſein um die Kunſt. Die Fürſten, die Vornehmen, die Reichen, die Glücklichen, die Ruhigen im Gemüthe lieben ſie. Aber ſie ſind ſo gerecht, die Kunſtkenner, daß mich oft ſchaudert. Nicht was die Kunſt darſtelle, es kümmert ſie nur, wie ſie es darſtelle. Ein Froſch, eine Gurke, eine Hammelskeule, ein Wilhelm Meiſter, ein Chriſtus, das gilt ihnen alles gleich; ja ſie verzeihen einer Mutter Gottes ihre Heiligkeit, wenn ſie nur gut gemalt. Ich habe nur immer Gott geſucht in der Natur, die göttliche Natur in der Kunſt, und wo ich Gott nicht fand, da fand ich Unnatur, und wo ich die göttliche Natur nicht fand, da fand

ich elende Stümperei, und ſo habe ich über Geſchichten, Menſchen und Bücher geurtheilt, und ſo mag es wohl geſchehen ſein, daß ich manches gute und ſchöne Werk getadelt, nur weil ich den Werkmeiſter ſchlecht und häßlich fand."

Die göttliche Ruhe Göthe's ſchrieb Börne dem Egoismus zu. Göthe war ihm ein verzogenes Kind des Glücks, der Dichter der Glücklichen, der Ariſtokrat, der Fürſtendiener. Er ſchob dem Grundſatz des Dichters: *Die Muſe ſei nur Begleiterin, nicht Leiterin des Lebens*, alltägliche Motive unter. Das Genie der Kunſt konnte Börne, ſeinen eigenen Worten nach, nicht beurtheilen, Leben darſtellen galt ihm weniger, als Leben veredeln, er verlangte ebenſowohl moraliſche Reſultate, als künſtleriſche von dem Dichter. Als ſich nun ſpäter der große Meiſter in die Proſa alltäglicher Handthierungen verſlachte und ſelbſt den Fauſt auf eine vornehme Weiſe verläugnete, als er über den jugendlichen Enthuſiasmus ſeiner Muſe den Stab brach und ſich bis zu Gelegenheitsdichtungen und unzähligen poetiſchen Unverſtändlichkeiten herabließ, erſchien er Börne ſogar verachtlich. Die Begeiſterung

der jungen Literatur für Göthe hielt er deßhalb für eine erzwungene, ſie ſei — wie er ſich ausdrückte — eben auch nur eine künſtleriſche. Shakespeare habe auch das Leben dargeſtellt, aber ſtets in großartigen Umriſſen, bei Göthe aber ſeien die Verhältniſſe im Kleinen der Mittelpunkt der Dichtung. Als ich die verſchiedenen Zeiten, unter deren Einflüſſen beide Dichter geſtanden, Börne entgegenſetzte, antwortete er: „Der Dichter ſoll über ſeiner Zeit ſtehen, ſonſt wird er nur groß im Kleinen ſein.“

Börne las „Eckermann über Göthe“ und in dieſem Buche die Stelle über Göthe's Benehmen, als er den Tod der Großherzogin erfuhr. Man hatte Anſtand genommen, ſie ihm mitzutheilen, weil man fürchtete, ſie würde einen nur zu ſchmerzlichen Eindruck auf ihn machen. Göthe aber rechtfertigte dieſe Furcht keineswegs, er nahm die Kunde von dem Tode ſeiner Wohlthäterin mit jener göttlichen Ruhe hin, mit welcher er den Gang der Natur von jeher belauſcht und durchſpäht hat. — „Ich will es glauben“ — ſagte Börne — „daß Göthe ein Gott war, aber unſere Welt iſt nur für Menſchen eingerichtet.“

So lächelte er auch sehr ungläubig, als er auf eine Stelle in Wienbarg's „ästhetischen Feldzügen" hinwies, wo aus Faust z. B. Göthe's revolutionaire Tendenzen gefolgert werden und behauptet wird, Göthe habe in der Folge nur jenen Drang mit Gewalt zurückgehalten, indem er eingesehen, daß man alle Individualitäten sich selbstständig entwickeln lassen müsse; aber er habe viel dabei gelitten. Börne hatte Nichts gegen eine solche Ansicht Göthe's, aber an ein Zurückhalten des revolutionairen Dranges von Seiten Göthe's glaubte er nicht, noch weniger an ein Leiden. „Sehen Sie, ein Jeder interpretirt Göthe auf seine Weise, während Wienbarg ihn zu einem stillen Revolutionair macht, machen ihn Andere zu einem Gott. Ich will nun so viel von ihm gelten lassen, daß er das größte künstlerische Genie und der größte Egoist seines Jahrhunderts war. Ohne dieses zu sein, hätte er jenes nicht wohl sein können.

Göthe's Beziehungen zu einer Welt-Literatur läugnete Börne durchaus, dazu sei er zu abhängig von Zeit und Ort gewesen. Er wollte Nichts von Göthe-Prometheus wissen, er hat ihn leider nur zu

häufig als Epimetheus hingeſtellt, aber er anticipirte bereits in der Vorrede ſeiner Geſammtwerke deßhalb eine Entſchuldigung. „Ich will es nicht unterſuchen, ob Göthe die Welt in ſeinem Fauſt vom Standpunkte des Individuums, oder von dem Höhepunkte der Menſchheit aus betrachtet hat“ — ſagte Börne — „aber Fauſt treibt ſich unter den alltäglichſten Verhältniſſen umher und ſpeculirt dabei auf die Allmacht Gottes.“ Das war es eben, was Börne nicht gelten laſſen wollte, er meinte, es läge gar nicht in der Natur des Menſchen, den Himmel zu ſtürmen, ſondern nur, ſich auf der Erde heimiſch einzurichten und die Verhältniſſe zu beſiegen. Natürlich führte er dieſes Reſultat ſtets auf die Vorausſetzungen der Humanität und Freiheit zurück, und daß man den Leidenſchaften des Menſchen ein edles Ziel ſtecken könnte. In dieſer Beziehung wollte er eine Welt-Literatur und nicht in negativer Bedeutung. „Wo ich den Gott in der Natur nicht fand, da fand ich Unnatur.“

Börne erblickte in der Vermittelung zwiſchen Frankreich und Deutſchland die Anfänge einer ſolchen Welt-Literatur, es ſeien die beiden civiliſirteſten Völker

meinte er, Deutſchland repräſentire die ſchöpferiſche, Frankreich die anwendende Kraft. Doch laſſen wir ihn mit ſeinen eigenen Worten reden:

„Das deutſche Leben gleicht einer hohen Alpengegend; es iſt groß, königlich, die Krone der Erde, die mit ihren ewigen Gletſchern ſchimmert. Deutſchland ward das reinſte Sonnenlicht, den andern Ländern die Wärme der Sonne. Seine unfruchtbaren Höhen haben die Welt zu ihren Füßen befruchtet. Dort ſind die Quellen der großen Ströme der Geſchichte, der großen Nationen und der großen Gedanken. Den Deutſchen das Genie, den Franzoſen das Talent; den einen die ſchöpferiſche, den andern die anwendende Kraft. Aus dem deutſchen Boden ſind alle jene großen Ideen hervorgegangen, die von geſchicktern, unternehmendern, oder glücklichern Völkern ins Werk geſetzt und benutzt worden ſind. Deutſchland iſt die Mutter jener Entdeckungen, welche die Welt verändert haben: das Schießpulver, die Buchdruckerei, die religiöſe Reform ſind aus ihrem Schooße hervorgegangen. — Die Franzoſen klagen oft und ſpotten zuweilen über den Nebel, der den Geiſt der Deutſchen umhüllt. Aber dieſe

Wolken, welche den Franzoſen das Sehen verhindert, ſind nur zu den Füßen der Deutſchen gelagert; ſie ſelbſt ragen mit ihrer ganzen Größe über die Wolken hinaus und athmen unter einem blauen Himmel eine reine und ſtrahlende Luft."

Börne erkannte eine Welt-Literatur ſo gut, wie Göthe. Jener ergriff häufig die unrechten Mittel; dieſer würde ſich gegen alle Conſequenzen ſträuben, die man aus ſeinem Fauſt ziehen könnte; er ſagte von Byron, daß „der geniale Dichter durch leidenſchaftliche Lebensweiſe und inneres Mißbehagen ſeinen Freunden den reizenden Genuß an ſeinem hohen Daſein einigermaßen verkümmere." Börne und Göthe ſcheiterten Beide an ihren Poſitionen: dieſer ſtand unter den Partheien, mitten im Kampfe; jener über ihnen, in der Einſamkeit eines kleinen deutſchen Hofes. Börne ging daher häufig von dem Standpunkte der Partheien aus, er warf Raketen und glühende Kugeln in die Welt, von denen oft unter fünf nur eine das Ziel erreichte. Wer kann im Kampfe ſtets mit Gewißheit über Urſache und Wirkung entſcheiden! Göthe ging von dem Standpunkte des Lebens und der Welt im Allgemeinen aus, in ruhi-

gem, bedächtigen Schritt, aber wenn ſich ſeine Werke zu Reſultaten neigten, ſo trat er kalt und vornehm als Scheidewand dazwiſchen und bemerkte über Manfred: „Dieſer ſeltſame geiſtreiche Dichter hat meinen Fauſt in ſich aufgenommen und hypochondriſch die ſeltſamſte Nahrung daraus geſogen.“ Aber wenn Börne häufig ſeine Mißgriffe nicht wieder gut machen konnte, ſo konnte Göthe ſeine guten Werke nicht wieder ſchlecht machen. Er hätte vielleicht als Miniſter die Lectüre des „Fauſt“ verboten, aber die Einflüſſe des „Fauſt“ auf eine künftige Literatur konnte er nicht verwiſchen. Die Jugend hält ſich an den Dichter Göthe, ſie ſchöpft an der Hippokrene, die der Pegaſus des Dichters am Gipfel des Helikon erſchloß, nach der ſtillen, einförmigen Ilm, an welcher Weimar liegt, iſt ſie nie gewallfahrtet.

Aber die Beſtrebungen Börne's für eine Welt-Literatur müſſen wir zugeben, wir, die wir geneigt ſind, das Facit einer jeden Größe anzuerkennen, beſtände es auch nur in einem Bruche. Freilich hat er ſich nie über ſolche Tendenzen ausgeſprochen; das Wort Welt-Literatur klang ihm vielleicht zu

pomphaft und gewaltig — etwa wie die Frankfurter National-Bühne — vielleicht war er ſelbſt am wenigſten von ſeiner weltliterariſchen Miſſion überzeugt, indeß was er ſich als Ziel geſteckt, es kann nie ohne eine Welt-Literatur in's Leben gerufen werden. Aber Börne's Fernblick war durch die Politik beſchränkt: die Vereinigung von Deutſchland und Frankreich betrachtete er als die erſte Sproſſe einer Leiter, die zu der Emancipation der Menſchheit führen ſollte, und er wollte nicht einen Schritt weiter thun, bevor dieſe Sproſſe nicht erſtritten ſei. Würde Börne noch über dieſe Sproſſe hinausgegangen ſein? wird man ſich fragen. Ich möchte das Gegentheil nicht behaupten; denn ſeine Heimath waren die freien Höhen der Menſchheit, aber er mochte ſie nicht allein bewohnen, er wollte die ganze Welt zu ſich heranziehen. Er riß ſich todt an dieſer Welt, weil er nicht bedachte, daß die Schwungkraft des Jahrhunderts nicht von einem einzelnen Sterblichen erſetzt werden kann. Börne war zu praktiſch, er glaubte nicht daran, daß die Ideen von ſelbſt in Thaten aufgehen würden, er war zu haſtig, er wollte die Zeit der Ernte un-

mittelbar auf die Aussaat folgen sehen. Börne wollte noch von den Früchten genießen, er wollte nicht den Baum der Freiheit pflanzen, um unter ihm sein Grab zu finden und die Enkel in seinem Schatten sich tummeln zu lassen, er wollte selbst unter dem breiten, dichten Blätterdach des Baumes neue Thaten schreiben.

So erhielten denn auch seine weltliterarischen Bestrebungen das Gepräge des Augenblicks und der Unvollkommenheit, während seine Absicht edel und rein war. Wie schön ist Alles, was er in dieser Beziehung geschrieben hat. Er hielt Deutschland für den eigenthümlichen Boden einer Welt-Literatur, aber sein weltliterarischer Horizont verlor sich nie über die Politik hinaus. Ich weise hier auf Börne's eigene Worte hin: „die Deutschen üben eine edle Gerechtigkeit gegen Alles was groß und schön ist, in jeder Gattung, in jedem Lande und zu jeder Zeit, und sie theilen ihre Liebe und ihre Bewunderung zwischen alle Verdienste mit einer strengen und bewundernswürdigen Unpartheilichkeit — — —"

Und weiter: „Wären die Menschen immer glücklich, dann würde Béranger ihr Apostel sein, und

deſſen Lieder ihnen zum Evangelium dienen. Wären die Menſchen immer unglücklich, dann wäre Uhland ihr Prophet, und deſſen poetiſche Moral ihre heilige Schrift. Da aber das Leben aus Luſt und Schmerz gemiſcht iſt, muß man Béranger und Uhland zugleich verehren, ſich abwechſelnd an ihren Schriften erbauen, bald Franzoſe, bald Deutſcher ſein, Gott und Liſette lieben. Im Frühlinge des Lebens und in den ſchönen Tagen der erſten Liebe erſtickt man faſt ein Deutſcher zu ſein; aber wenn die Witterung kalt iſt, gewähren Euch Eure Kamine und Eure feuchten Gefühle nur eine Wärme für das Auge. Wie wohlthuend würdet Ihr alsdann einen deutſchen Ofen und ein deutſches Herz finden! — — —"

Börne ſah es allenthalben zunächſt auf eine Vermittelung zwiſchen beiden Völkern ab; im „Reformateur" zuerſt und ſpäter in der „Balance" wirkte er dieſer Abſicht gemäß. Er war zu tief in die geiſtigen Zuſtände des franzöſiſchen Volks eingedrungen, als daß er ſich von dem auf der Oberfläche umhertreibenden Schaum des Materialismus hätte irre führen laſſen können, er wußte, daß unter aller dieſer goldglimmernden Fäulniß der Lite-

ratur ein feſter, lebendiger Grund verborgen ſei, die Civiliſation der Nation. Börne erkannte ſehr wohl, daß die Krankheit der Geſellſchaft in Frankreich keine organiſche ſei, ſie leide nur an dem Gifte, mit welchem der Materialismus ihre Haut netze, meinte er. Zu verhindern, daß dieſes Gift nicht den Kern ergreife, dazu hielt er jenes Präſervativ, die Elemente franzöſiſcher Civiliſation mit denen deutſcher Cultur zu vermitteln, am geeignetſten. In dieſer Hinſicht galt ihm freilich Victor Hugo nichts und Voltaire wenig, aber Alles galten ihm Rouſſeau, Béranger und andere Gleichgeſinnte.

Daß Börne die Civiliſation als die Grundlage der Humanität und einer damit verbundenen Weltliteratur betrachtete, dagegen möchte kaum Etwas einzuwenden ſein. Da er ſich aber auf dem Standpunkte der Politik und der Partheien befand, ſo verlor er das Gleichgewicht und ſah die Welt vor den Menſchen nicht. Göthe ſtand unter den Menſchen und unter den Verhältniſſen, er ſammelte und lebte und webte unter ihnen, aber er zog ſich dann mit ſeinen Schätzen auf jene Höhen zurück, deren

Gipfel die Wolken nicht erreichen. Von dort ſtammen ſeine Dichtungen. Börne ſtand auf der höchſten Höhe, von der ewigen Gluth der Sonnen angeſtrahlt, von der Gottheit durchdrungen, von Lichtgedanken umwoben, aber er war Menſch und Chriſt, er liebte ſeine Nächſten wie ſich ſelbſt, er wollte aller Welt die Wonnen des Himmels ſpenden. So ſtieg er denn herab. Zu den Hütten der Armen ging ſein Weg, aber dieſer Weg war rauh und felsbeſäet, er mußte zu der Axt greifen und zu gewaltigen Hebeln, um den Weg, auf welchem Jahrtauſende ſchwer laſteten, zu ſäubern. Das Lied, was er zu dieſer Arbeit ſang, war natürlich nicht frei von menſchlichen Diſſonanzen. Mit einem Worte, Börne erfüllte ſeine weltliterariſche Miſſion als Journaliſt, nicht als Dichter. So ſtrich er die Autoritäten der Literatur und zertrümmerte das goldene Kalb des literariſchen Götzendienſtes, während er die Autoritäten der Völker einſeitig gelten ließ; er wollte Nichts von den wiſſenſchaftlichen Schulen wiſſen und konnte ſich doch von den Partheien nicht emancipiren; auf die Menſchheit im Großen und Ganzen war ſein Streben gerichtet und doch hielt er ſich

bei der Annäherung zweier Nationen sein ganzes Leben hindurch auf, die anderen übersehend, oder wohl gar verachtend. Aber Alles dieses war Börne's fester Wille, seine Ueberzeugung: nicht Gedanken, sondern Thaten waren sein Ziel. Thaten erheischen Kampf, Thaten verlangen einen allmähligen Fortschritt, zu Thaten bedarf es Liebe und Haß *).

Man wird es mir unter diesen Verhältnissen glauben, daß Börne die neuesten Richtungen der Literatur mit großem Eifer verfolgte. Es seien krankhafte Symptome in dieser Literatur bemerkbar — meinte er — aber ihr Herz sei gesund und frisch, sie leide nur an Vollblutigkeit und an dem Frühling, der Hitzblatterchen und Sommersprossen auf ihrem Antlitz absetze. Auch die Luft in Deutschland sage ihr nicht zu. Wie gern hätte er sie Alle bei sich gehabt, die „Jungen" dort, wo man auf die Academie und das Pantheon speculiren kann.

*) Bei dem Allen war Börne — wie ich solches weiter unten darzuthun gedenke — kurz vor dem Ende seines Lebens zu einem Wendepunkte seiner Bestrebungen gelangt. Er trat mit den bekannten Aufsätzen im „Reformateur" ein.

Mundt's „Zodiakus" machte ihm große Freude und als ich ihm von Varnhagen von Enſe erzählte, daß derſelbe mit vieler Aufopferung und Hintenanſetzung ſeiner perſönlichen Stellung ſich der jungen Literatur hingäbe, horchte er hoch auf. „Ich habe das wohl aus dem „Zodiakus" erſehen, aber ich meinte, Varnhagen aſſiſtire der jungen Literatur nur als „Geheimer Legationsrath" wenn er ihr Freund iſt, ſo iſt das ſehr ſchön; denn es dient zum Beweiſe, daß die jungen Leute alte Geſellen finden. Für vornehme Gönner iſt überhaupt die Bewegung nicht geſchaffen und Varnhagen iſt vielleicht als der Diplomat einer jungen Literatur zu betrachten. Wenn ſie eines ſolchen bedarf „ſo freue ich mich, daß ſich ein Mann von Gewiſſen dazu gefunden hat."

Ich glaube es wohl, daß Börne gegen das Ende ſeines Lebens einſehen mochte, daß der Alarm-Marſch ſeiner Briefe nicht die rechte Weiſe für die Bewegung geweſen war; aber er desavouirte ſie nicht; denn ſeine Prämiſſen, behauptete er, ſeien wahr und begründet. Aber in Betreff des Tones dieſer Briefe ſuchte er doch dann und wann Erkun-

digungen einzuziehen, wie man über ihn urtheile und ob die Leute denn auch wohl in der That über die bittere Form des Ernstes den Ernst selbst übersehen oder mißverstanden haben könnten. Es handelte sich um eine neue Auflage seiner Werke, da der Verlags-Vertrag mit Hoffmann und Campe nur auf fünf Jahre lautete, eine Frist, die bereits im Herbst 1836 abgelaufen gewesen war, aber Börne wollte sehr gern die Briefe seinen Gesammtwerken in einem Bande hinzufügen. Als ich ihm erinnerte, daß sich dazu kein Verleger in Deutschland verstehen würde, fragte er mißtrauisch: „Sie meinen wohl des Verbots wegen?“ Es würde ihn sehr geschmerzt haben, wenn die öffentliche Meinung sich gegen die Briefe ausgesprochen hätte. Und doch haben sich die Ansichten im Laufe der Zeit so umgestaltet, freilich weniger aus Ueberzeugung, als aus Indifferentismus. Nachdem man die Unterhaltung und den Skandal von diesem Werke abgeschöpft hatte, stellte man sich entweder als zur Erkenntniß gekommen, oder man ging nach Hause, wie aus dem Theater. Börne sah das ein und bestand mehr aus kühnem und edlem Trotz, als aus Ueberzeugung auf seinen Briefen.

Überhaupt ist es ziemlich gewiß, daß die Frankfurter Verhältnisse dieses Schriftstellers hauptsächlich jenen Ton herbeiführten, der Vielen so anstößig erschien. Man hatte ihn dort aus nichtigen reichsstädtischen Vorurtheilen höchst übermüthig behandelt und die Retorsion suchte sich geltend zu machen. Ich will Euch den Juif de Francfort, den Ihr mir in den Paß gesetzt, anschreiben, so ungefähr dachte er. Er hat es auch drucken lassen. Mit großem Unrecht aber hat man Börne's ganzes Leben aus diesem Juif de Francfort erklärt. Ich wüßte nicht, was in allen seinen übrigen Werken vorkäme, das an einen Shylock mahnte. Als Schriftsteller hat Börne nie einen Impuls von Frankfurt bekommen, aber wohl eine Richtung, nämlich die aus der Theorie zur Praxis, und hier vorerst zur Destruction, weniger zur Negation. Nur dadurch unterscheidet er sich von Jean Paul, dessen lyrischer Freiheits-Enthusiasmus unter den Blumen von Wunsiedel umherwandelte, während Börne's dramatische Begeisterung für die Freiheit rechts und links Geldsäcken und kleinlichen reichsstädtischen Vorurtheilen begegnete. Die Briefe waren eine Aufwallung des

edelſten Zorne, aber es lag ihnen wahrlich nur die Liebe zum Grunde. Menzel ſah das zuerſt aus dem Buche heraus und war aufrichtig und klug genug, es drucken zu laſſen; aufrichtig, weil Menzel damals noch harmlos und ohne perſönliche Rückſichten urtheilte, und klug, weil die Bewegung ſich Börne zuneigte und es vorabzuſehen war, daß ſeine Gegner in einer Zeit, wo die Maſſe ſich ganz und gar dem Genie hingab, erliegen mußten. Das hat Börne Menzel nicht vergeſſen, wie er denn überhaupt auch perſönliche Dankbarkeit zu ſeinen Tugenden zählte, obwohl er ihr nie ſeine Überzeugung opferte. Sein „Franzoſenfreſſer" iſt nur ein Schmerzens-Schrei: „Auch du mein Sohn Brutus!" Freilich ſtarb Börne nicht von der Hand der Freiheit, ſondern für die Freiheit, aber um ſo ſchmerzlicher mußte es für ihn ſein, ſeine Freunde mit den Dolchen ſich gegenüber zu ſehen.

Börne läugnete es nie, daß er auf Menzel viel gehalten habe, daß er ſeinen Einfluß auf den Liberalismus in der Literatur anerkenne, daß er ſogar an ſeine Überzeugung glaube; aber Menzel habe ſich dergeſtalt von Egoismus und perſönlichen Rück-

sichten umstricken lassen, daß sie ihn im Leben nicht wieder loslassen würden. Wenn man auf einem solchen Standpunkte stehe, so sei man freilich für die gute, wie für die schlechte Sache verloren. Und in Wahrheit, was hat nicht Menzel angewendet, Börne's Tendenzen zu verdächtigen und die Ungereimtheit seines Strebens darzuthun. Er kämpfte mit Phrasen und Sophismen gegen aus dem Zusammenhang gerissene Stellen der Schriften Börne's, während Börne in seinem „Franzosenfresser" jene unerbittliche Logik gegen ihn richtete, die der Wahrheit nie fehlen kann. Wahrlich, Börne war so furchtbar einseitig, daß selbst die Argusaugen einer moralischen Polizei keine Achilles-Verse an ihm erspähen konnten.

Und hier muß ich darauf aufmerksam machen, daß Börne in Paris seit dem Erscheinen der „Paroles d'un croyant" die bestimmteste Richtung erhielt. In diesem Buche fand er seinen Brennpunkt, er gab sich ganz dem Lamennais'schen Republikanismus hin. Seine Aufsätze über Heine und die Reformation sind die sprechendsten Belege für diese Richtung, in dem „Franzosenfresser" tritt sie am schärfsten und

unzweideutigſten hervor. Hier hat ſich Börne ganz von den Partheien emancipirt und wir erblicken allenthalben jene Majeſtät der untergehenden Sonne, die den wiederkehrenden Tag verheißt. Börne's Morgen war licht und klar, aber die erſten Strahlen der aufgehenden Sonne öffnen der Welt nur die Augen; es fehlt ihnen die Wärme des Lebens, ſie bringen nur das Licht des Lebens. Börne's Mittag war ſchwül, ſeine Briefe waren ein ſich entladendes Gewitter. Sein Abend aber war harmoniſch und abgeſchloſſen in ſtiller beſeligender Feier. Wir können an Börne's Grabe mit vollem Rechte die Worte wiederholen, welche er Jean Paul nachrief:

„Ein Stern iſt untergegangen und das Auge des Jahrhunderts wird ſich ſchließen, bevor er wieder erſcheint. Und eine Krone iſt gefallen vom Haupte eines Königs! Und ein Schwert iſt gebrochen in der Hand eines Feldherrn, und ein hoher Prieſter iſt geſtorben!“ Welche Diſſonanzen auch durch ſein Leben tönten; ſein letztes Werk war ein voller, kräftiger Accord aus den Saiten eines edlen Herzens. Es iſt das Schild Börne's, und daß er mit und auf dieſem Schild ſtarb iſt eben

das Schöne an der Sache. Das Schild iſt blank und hell und ein Spiegel von Börne's Charakter, ein Spiegel, der nicht an den Zufälligkeiten der Beleuchtung und an dem Staube und Flecken des Lebens leidet.

Ich bin überzeugt, daß Börne erſt jetzt zu Reſultaten gelangt ſein würde. Vergebens hatte er Jahre lang danach geſtrebt, den Gedanken mit dem Leben in Einklang zu bringen, die Ideen zur That zu erheben, aber er war nicht damit zu Stande gekommen. Jetzt ſtand er an der Schwelle, er war von dem Standpunkte der Partheien zu einem chriſtlichen Geſichtspunkte gelangt, zu dem vernunftgeläuterten Katholicismus, wie er in Lamennais die Freiheit mit der Menſchheit vermittelt. Börne war in Frankfurt nur mit dem Waſſer des Proteſtantismus getauft worden, in Paris wurde er durch das Feuer des Glaubens geläutert. Er ſah in der chriſtlichen Religion die Religion der Freiheit, die Weltreligion, er erkannte, daß ſie vielleicht früher zur Emancipation der Menſchheit geführt haben würde, hätte man nicht, um die Mißbräuche des Glaubens auszurotten, die Mißbräuche der Wiſſen-

ſchaft und des Verſtandes eintreten laſſen. Jene würden von ſelbſt gefallen ſein, während der Glaube rein und unvermiſcht erhalten, und nicht in Beziehungen zu dem Staate gebracht ſein würde. Börne ſtarb als Katholik, aber nicht wie Zacharias Werner.

Jetzt erklär' ich mir auch Börne's Worte ſehr wohl, die er in Bezug auf das „Leben Jeſu" von Strauß gegen mich ausſprach: „Was ſollen die Unterſuchungen über die faktiſchen Wahrheiten des Chriſtenthums; der Glaube an das Chriſtenthum iſt ja eben das größte Wunder deſſelben und den wird man nicht hinwegraiſonniren können." Ich erkläre mir die Freude, mit welcher Börne die Worte ſprach: „Voltaire iſt nur in dem Mittelſtande von Paris zu finden, unter jener Bourgeoiſie, die man als die Stütze der Monarchie betrachtet, im Volke gewinnt der liebe Gott wieder an Anſehen."

Es konnte nicht fehlen, ein Charakter, wie Börne, der ſo lange vergeblich nach einem Anlehnungspunkte geſucht hatte und bei dem die Negation durchaus nicht zum Weſen gehörte, mußte ſich mit wahrer Inbrunſt Lamennais zuwenden, der die Freiheit auf einen ſicheren, feſten Grund baſirt

hatte. Jetzt erst, kurz vor seinem Tode, bot uns Börne einen klaren, festen Begriff der Freiheit, den man vergebens in allen seinen frühern Schriften suchte und von dem seine Feinde behaupteten, daß er gar nicht in Börne vorliege. Er sagt:

„Was in allen meinen Negationen das Positive sei, was ich gründen wolle, wenn ich Alles zerstört haben werde; was für eine Freiheit ich dann wolle? fragte Menzel. — Die Freiheit ist gar nichts Positives, sie ist nur etwas Negatives, die Abwesenheit der Unfreiheit. Die Freiheit kann und will nichts gründen, als sich selbst, sie kann und will nichts zerstören, als die Gewaltherrschaft. Die Freiheit kann ein Volk nicht umwandeln, sie kann ihm nicht die Tugend und Vorzüge verschaffen, die ihm seine Natur versagt; sie kann ihm die Fehler nicht nehmen, die ihm angeboren, die sein Klima, seine Erziehung, seine Geschichte oder sein unglückliches Gestirn verschuldet; die Freiheit ist Nichts und dennoch Alles, sie ist die Gesundheit der Völker. Wenn der Arzt einen Kranken zu heilen sucht, kommt Ihr dann, um ihn zu fragen: warum heilt Ihr diesen Mann, ehe Ihr reiflich überlegt,

was Ihr nach der Heilung aus ihm machen wollt? Er ist ein schwacher Greis, wollt Ihr einen kräftigen Jüngling aus ihm machen? Er ist ein Bettler, wollt Ihr ihn zum reichen Manne machen? Er ist ein Bösewicht, wollt Ihr ihn zum tugendhaften Manne machen? Er ist ein Dummkopf, könnt Ihr ihm Geist verschaffen? Er wohnt in der öden Lüneburger Heide, wollt Ihr ihn nach Neapel bringen? Der Arzt antwortet Euch: ich will ihn heilen: wie er dann seine Gesundheit benutzen könne, benutzen wolle, das ist seine Sache, das wird seine Bestimmung entscheiden. So auch spricht die Freiheit: ich gebe den Völkern ihre Gesundheit wieder, doch wie sie die Freiheit benutzen wollen, benutzen können, das muß ich ihnen überlassen."

Und weiter:

„Alle Feinde der Freiheit reden die nämliche Sprache, denn sie gehören zu einem Volk und der Eigennutz ist ihr gemeinschaftliches Vaterland. So oft sie in einem Lande, das eine freie Verfassung hat, Mängel sehen, schreiben sie diese Mängel der freien Verfassung zu. So oft sie in einem andern Lande, das unbeschränkte Herrscher hat, Vorzüge

erblicken, ſagen ſie, dieſe Vorzüge wären die wohlthätigen Folgen der unbeſchränkten Regierung. Als Herr Menzel in des Fürſten Pückler franzöſiſcher Reiſe las, daß ein Theil der Provinzen Frankreichs ſo öde, ſo leblos, ſo armſelig wäre, was freilich wahr iſt, da jubelte er und rief: ſeht Ihr's, Freunde des Franzoſenthums! Was ſollen wir ſehen? Wir wollen Ihren Gedanken ergänzen. Seht Ihr's, das iſt die Folge einer repräſentativen Verfaſſung, das iſt die Folge der Preßfreiheit, das iſt die Folge der Geſchwornengerichte, das iſt die Folge der Öffentlichkeit u. ſ. w." — — — „Aber, mein guter Herr Menzel, wenn die Franzoſen keine Freiheit und keine Geſchwornengerichte hätten, wären dann die Felder beſſer bebaut? Sind perennirende proviſoriſche Gefängniſſe etwa Treibhäuſer, die alle edlen Früchte zur Reife bringen? Iſt die Cenſur ein Dünger, der das Land befruchtet?"

Und weiter:

„So oft einer ſeinen Blick nach Amerika wendet, kommen gleich alle Feinde der Freiheit herbei und ſchneiden ſpöttiſche Geſichter und ſagen: eine ſchöne Republik, eine ſchöne Freiheit, wo die Sclaverei

herrſcht! Als wäre die amerikaniſche Sclaverei Folge der Freiheit, als wäre ſie nicht ſchon vor der Republik geweſen! Aber, ſagen jene, die Freiheit ſollte die alte Sclaverei aufheben wollen und können, und thut ſie es nicht, ſo will ſie, oder vermag es nicht. In ihrem Haſſe gegen die Freiheit ergreifen ſie das wunderlichſte Mittel, ſie zu verläumden, ſie dichten ihr nämlich eine Vortrefflichkeit und eine Schönheit an, die ſie nie gehabt hat und nie verſprochen, damit ihr Ideal die Wirklichkeit beſchäme. Die Freiheit ſoll die Menſchen zu Engeln machen, alle Laſter, alle Schwächen ausrotten, einen ſchlechten Boden fruchtbar, einen rauhen Himmel milde machen; ſie ſoll Hagel, Ueberſchwemmungen, Krankheiten beſeitigen, wohl gar den Menſchen unſterblich machen! Es iſt zum Erbarmen, was ſie in ihrer Verzweiflung nicht alles reden."

Man wird Börne unmöglich noch länger in der Kritik an Unklarheit der Begriffe oder an Mangel feſter Tendenzen leiden laſſen können. Erſchrecklich einſeitig — ich wiederhol' er nochmals — war er, aber er würde dem kaum widerſprechen,

könnte er aus ſeinem Grabe reden. Er ſagte zu mir: „Es liegt mir Nichts an dem Rufe künſtleriſcher Einheit, der das Bollwerk Göthe's iſt, noch an dem „dichteriſcher Unfehlbarkeit," welche Victor Hugo in ſeinem Glaubensbekenntniß als das höchſte Princip des Dichters aufſtellt, während er im Übrigen über Nacht ſeine Geſinnungen wechſelt; die Humanität verträgt ſich nicht immer mit der Kunſt, noch weniger mit der dichteriſchen Unfehlbarkeit, jene macht ſie zu einem rohen Stoff, dieſe oft zu einer feilen Dirne." Börne erkannte, daß wer die Menſchheit vertreten wolle, nicht immer den Maßſtab eines Gottes anlegen könne.

Börne war — wie ich ſchon früher andeutete — urſprünglich Journaliſt, er iſt es bis an ſeinen Tod, was die Form betrifft, geblieben, wenn er ſich auch, rückſichtlich ſeiner Denkweiſe, ſeit den „paroles d'un croyant" vollſtändig abſchloß und aus den Motiven der Journaliſtik heraustrat.

Die Verhältniſſe trugen ihn in dieſe Sphäre. Nachdem er aus dem Polizei-Bureau in Frankfurt entfernt worden war — welches vielleicht Dalberg, der überhaupt mit umfaſſenderem Blicke geiſtige Vor-

züge würdigte, als die reichsſtädtiſche Regierung, als eine erſte Stufe betrachtete, um Börne mit dem Staate zu vermitteln — war Börne, wenn nicht ohne materielle, doch ohne geiſtige Exiſtenz. Er hätte Bücher ſchreiben können; denn er hatte Fonds genug zu einem Dichter, aber die Ereigniſſe, vielleicht auch die Polizeifunctionen hatten ihm eine zu praktiſche und aphoriſtiſche Richtung gegeben, ſie hatten ihn zu ſehr in den Vorgrund der Öffentlichkeit gedrängt, als daß er ſich mit ſeinen Gedanken auf ſich hätte zurückziehen und in der Werkſtätte der Kunſt aushalten können. Die Verhältniſſe, welche Göthe ſo glücklich und ruhig machten, und ihn über oder unter das Jahrhundert ſtellten, machten Börne ſo unglücklich und raſtlos und ſo tief leidend an dem Jahrhundert.

Börne ſtellte ſich gern der großen Menge gegenüber, er glaubte an den Gott im Volke, obwohl er nie dem Volke den Hof machen und um ſeine Gunſt buhlen wollte. Er ſagt von Caſimir Delavigne, S. 160, Th. I. ſeiner „Geſammelten Schriften“: „Delavigne iſt ein guter Dichter von großen Vorzügen. Er hätte faſt Genie, wenn er kein Fran-

zoſe wäre, oder nicht in Paris lebte, wo man jetzt dem Volke den Hof machen muß, wie man ihn ehemals den Fürſten machte. Das iſt aber auch eine Gefangenſchaft des Geiſtes, wenn auch in einem größern Gefängniſſe.“ Alſo Börne wollte nicht mit dem Volke liebäugeln, ein verzogenes Volk war ihm zuwider, wie denn das ſchon ſeine Briefe erweiſen; aber er liebte es, er mußte Wirkung und Gegenwirkung ſpüren, und in Deutſchland ſteht der Schriftſteller ſo iſolirt, in Frankfurt aber ſteht er verlaſſen. Sollte Börne Prologe für die Frankfurter Nationalbühne ſchreiben und den Frankfurter Senat durch Hyperbeln verherrlichen? Er ſagte: „Ich erinnere mich nur eines intereſſanten Tages in der Woche in Frankfurt, und dieſer war der Freitag, wo es im „Schwan“ Sauerkraut und Solperfleiſch gab.“ Alſo das intelligente Frankfurt ſchien er vergebens zu ſuchen, er liebte Frankfurt aus Gewohnheit.

Unter dieſen Auſpicien griff ſein Genie zu einem „Journal.“ Hören wir ihn ſelbſt:

„Deutſchlands kritiſche Nacht war gekommen, die Wärter ſaßen kopfſchüttelnd am Bette, alte Vaſen machten bedenkliche Runzeln und die Lichter

wurden nicht mehr geputzt. Da richtete ſich der Kranke plötzlich auf, ſaß ganz gerade, blickte umher und fragte: „wo bin ich?“ — „In Ihrer alten Wohnung, bei den lieben Ihrigen“ — antwortete der Arzt, freundlich und vergnügt, und machte eine ſiegreiche Miene. Ein wohlthätiger Schweiß war ausgebrochen, die Fieberphantaſien hatten aufgehört, der gute alte Puls war gleich wieder da, und die Geſundheit kehrte mit ſchnelleren Schritten zurück, als ſie ſich entfernt hatte. Noch einige Tage blieb der Geneſende ſchwach; aber er lächelte ſelig, Alles war ihm recht, er war Alles zufrieden. Noch einige Tage und Vetter Michel ſtand wieder auf den Beinen, ſchnitt ſich zwölf Dutzend neue Federn und aß Abends ſeinen Kartoffelſalat. Noch einige Tage und das Teſtament, in der Furcht des Todes geſchrieben, wurde hervorgeſucht und zerriſſen; es ſollte Alles beim Alten bleiben. Noch einige Tage und der Krankenwärter kam glückwünſchend und erinnerte an den neuen blauen Rock, den ihm der Kranke verſprochen hatte, wenn er wieder aufkäme. Der Geſunde lachte den guten Mann aus und ſagte: im Fieber mag ich wohl viel dummes Zeug ge-

ſprochen und verſprochen haben .... Ach! es war eine ſchöne Zeit. Zwar habe ich nicht mitgefochten im Befreiungskriege — mir fehlte das gehörige Maaß des Körpers und des Glaubens — aber ich habe den Franzoſen auch kleine Stöße gegeben. Von der Polizeiſtelle eines rheiniſchen Bundesſtaats war ich, ohne Stuhl und Styl zu wechſeln, zur Polizeiſtelle eines deutſchen Bundesſtaats gekommen. Früher hatte ich gehorſame, eilfertige Briefe nach allen Poſtwinden geſchrieben, um arme deutſche Jungen, die ſich verſteckt hatten, weil man ſie als widerſpenſtige Conſcribirte verfolgte, zu erſpähen und den franzöſiſchen Metzgerknechten auszuliefern. Jetzt ſchrieb ich noch gehorſamere Briefe, um alte Deutſche mit pedantiſchem Herzen, die immer noch Liebe und Bewunderung für Napoleon zeigten, als Verräther feſtzuhalten. — Einmal fing man einen ſolchen Spion, und ich mußte ihn auf Befehl meiner Vorgeſetzten zwingen, ſich bis auf das Hemd auszukleiden, um nachzuſehen, ob er ſich nicht die drei Farben tätowirt hätte. Ich fand nichts, ſah daß Alles gut war und Deutſchland wirklich frei. Darauf bekam ich meinen Abſchied und das war

auch gut. Ich trieb Privat-Patriotismus und gab eine Zeitschrift heraus: Die Waage."

Hab' ich nicht Recht, wenn ich behaupte, Frankfurt habe Börne nur die Richtung gegeben? Allerdings würde man besser gethan haben, Börne nicht nur bei der Polizei zu lassen, sondern ihn auch dabei zu befördern. Ich zweifle, daß er es weit in dieser Branche gebracht haben würde, aber der Versuch wäre wenigstens zu wagen gewesen.

Weil man indeß keinen Juden in dem Polizei-Büreaux placiren konnte, so wieß man ihm mit einer Pension die Thüre und führte einen Charakter, der schon der Natur der Sache nach der Opposition zuneigte, in die Arme der Opposition.

Durch Censur-Weitläuftigkeiten hin und her getrieben und gestachelt, entfernte sich Börne immer mehr von dem Bestehenden; sein Charakter wurde in dem allmähligen Feuer der Polizei weich und biegsam wie Eisen, das man zu einer Lanze schmiedet, ihm gab diese Esse seine rechte Kraft, sie machte ihn für das Leben brauchbar.

Während er aus Jean Paul Leben und Begeisterung sog, entnahm er den Verhältnissen, die

ihm so arg mitgespielt hatten, Verachtung und Haß, Verachtung, insofern er ihrer nicht bedurfte, und Haß, insofern sie ihm als eine, dem Fortschritte entgegenstehende Macht erschienen.

Man lese nur seine „dramaturgischen Blätter" und man wird ersehen, wie sich seine Opposition, unter den Augen der Frankfurter Censur, immer mehr abrundete und feststellte, sich heranbildete. Börne schrieb über die gleichgültigsten Dinge die ernstesten Ansichten, an die Bretter, die die Welt bedeuten, knüpfte er die Welt. Aber noch war Alles an ihm, ich möchte sagen: venturinisch-patriotisch. Wie er in einem Artikel in dem Frankfurter Journal aus dem Jahr 1814 Nichts von einer Allianz mit Frankreich und England wissen wollte und so begeistert wie ein freiwilliger Jäger declamirte, so sehnte er sich im Theater français in Delavigne's „école de vieillards" nach Kotzebue zurück. Die Gewohnheit war ihm theuer, und man sorgte dafür, daß ihm die Opposition zur Gewohnheit wurde. Freilich hätte das übel ausfallen können, wäre Börne nicht ein vortrefflicher Mensch gewesen und ein Charakter von Eisen. Er liebte

das Rauchen bis zur Leidenschaft, aber in Paris emancipirte er sich der Gesellschaft und der Gesundheit wegen ganz und gar von Pfeifen und Cigarren. So entwöhnte er sich auch Deutschlands und Kotzebue's, um Deutschland desto inniger zu lieben. Aber die Opposition hielt er für eine gute, vortreffliche Gewohnheit, so lange es noch Etwas niederzureißen gäbe. Nichtsdestoweniger gebe ich den Frankfurter Verhältnissen die Schuld, wenn sie ihm zur anderen Natur wurde.

Das Genie ist in den sogenannten freien Städten meistens unrettbar verloren, entweder geht es unter, wie Ymbert Salloir, nur nicht an einer tragischen Katastrophe, wie dieser, sondern an der Einseitigkeit eines Bürgermeisters oder Rathsdieners; oder es fällt, wenn es einen Charakter beherrscht, im Kampfe, wie Börne. Kann das Genie in diesen kleinen Republiken zu sich selbst kommen? Es ist das schon aus dem Grunde nicht möglich, weil sie in hohem Grade an Abhängigkeit leiden, und deßhalb bei dem beßten Willen nicht einmal das rechte Maaß von Einschränkung beobachten können. Sie gleichen jenen treuen Dienern,

die ihren Herren aus den Augen lesen und auf die Worte des Meisters schwören. Börne hat das hinlänglich erfahren, er war über die Einseitigkeit der Frankfurter Behörden in dieser Hinsicht ganz im Reinen. Folgendes mag dem zum Beweise dienen.

Eines Sonntags entschied ich mich, im Zuge lebhafter Unterhaltung befangen, zu spät zum Aufbruche nach der Stadt. Die von St. Cloud zurückkehrenden Omnibus waren indeß überfüllt, und Conrad, der vor die Hausthür postirt war, rief vergebens alle Fuhrwerke um einen Platz an. Ein Wagen nach dem andern rasselte vorüber und ich mußte in Auteuil bleiben, wollte ich nicht die kothige Chaussée bis zur Barrière de Passy in finsterer Nacht durchwaten. — Wir hatten über die Frankfurter Börsenzeitung gesprochen. Am nächsten Morgen beim Frühstück sagte Börne: „Hören Sie, diese Nacht ist mir Etwas eingefallen: ich möchte ein literarisches Beiblatt zu der Börsenzeitung schreiben: etwa ein halben Bogen stark, es müßte ein Sonntagsblatt sein. Ich sage ein literarisches Beiblatt, über Politik kann ich unter den Verhältnissen,

wie ſie ſind, nicht ſchreiben.“ Ich meinte, man würde an dem Namen Börne Anſtoß nehmen und ohne dieſen Namen würde das Blatt, wenigſtens nicht von vorne herein, das Intereſſe erregen, welches man ihm wünſchen möchte. „Allerdings“ — war Börne's Antwort — „wird ein Frankfurter Senator ſich an dem Namen nur zu ſehr ſtoßen, aber andrerſeits wird man vielleicht beide Augen zudrücken, indem man erwägt, daß der Name Börne unter Frankfurter Cenſur ein ſehr harmloſes Symbol iſt.“ Börne hatte einen weit feineren diplomatiſchen Takt, als Herr Nikolaus Staar.

Zeugs genug, um ein Dutzend Dichter damit zu kleiden, war an Ludwig Börne, aber er fand in Deutſchland keinen Wirkungskreis und in Frankfurt nur Miſere. In Frankreich hätte er ſociale Tragödieen dichten können; denn das Parterre des Théâter français ſteht mit der Zeit in Parallele; in Deutſchland konnte er nur ſociale Apherismen in einem Journale niederlegen, welches das Theater, noch dazu das Frankfurter Stadttheater, als ſein weſentliches Moment betrachten mußte. Neben eitelen Schauſpielern, die Börne durchzuprügeln drohten,

finden wir hier die Menschheit berücksichtigt, und zwar in ihren tiefsten, innigsten Beziehungen zur Gottheit, wie in ihrer künstlichen Position zum Staate und zur Gesellschaft.

Weil aber Börne die Zufälligkeiten in Deutschland nicht zu statten kamen, oder vielmehr entgegenstanden, um ihn zum Dichter heranzubilden, möchte man deßhalb an seinem poetischen Momente selbst zweifeln: „Der Dichter ist das Herz der Welt.“ In dem Sinne war Börne ein ganzer Dichter. Auch die Franzosen glauben an eine Poesie, die sich auf den Markt des Lebens begibt, die für die Welt dichtet, die ihre Lyra an die Sanduhr der Zeit hängt. Die Franzosen halten Paul Louis Courier für einen Dichter, und Raspail sagte von Börne: Dans son style on trouvait du Béranger et du Paul-Louis Courier; mais sa pensée avait dix ans de jeunesse de plus; et dix ans, dans la révolution, où chacun de nous tourne, est un siècle de progrès.

Auch der Fortschritt ließ Börne nicht zur Abrundung und zu jener Abgeschlossenheit kommen, die das Genie zur Vermittelung mit der Kunst bedarf.

Er war ein Perpetuum mobile, aber wie die Zeit ſelbſt konnte er nur Fragmente ſchaffen, die freilich unter einander in den nächſten geiſtigen Beziehungen ſtanden, aber der künſtleriſchen Einheit entbehrten. An ſolche Dinge ſind wir Deutſchen nicht gewöhnt, unſere Dichter müſſen entweder ſo tief im deutſchen Boden wurzeln, wie die Eichen, in welchem Falle man ihnen die Pilze und das Unkraut am Fuße und an der Wurzel nachſieht, oder ſie müſſen den Sand der Wüſte aufwühlen und den Orient lyriſch einbalſamiren, um in Deutſchland als Dichter zu gelten. Wir kennen nur Dichter des Stillſtandes, die Dichter der Zeit, der Bewegung, des Fortſchrittes, der wahrhaftigen Unſterblichkeit, einer Unſterblichkeit, die ſich an das Leben und nicht an die Literaturgeſchichte knüpft, kennen wir nicht.

Man glaube ja nicht, daß ich Börne aus dem Grunde einen Journaliſten heiße, weil er ſich häufig, und in der letzten Zeit ausſchließlich an die Politik lehnte. Seine Journaliſtik hatte tiefere Motive. Ich halte Börne für den in der Zeit und in den Ereigniſſen auf dem Markt des Lebens aufgegangenen Jean Paul. Was ſich bei Jean Paul zum Roman

und zur Phantaſie geſtaltete, das mußte bei Börne zu einzelnen Blumen und Blüthen heranreifen, die im Frühling, Sommer, Herbſt und Winter verſchieden ſind. Die Sonne der Humanität erwärmte und belebte ſie, wie Jean Pauls Dichtungen, aber ſie entſproſſen der Zeit. Daß ſie nicht mit der Zeit verwelkten, das wirkte eben das poetiſche Moment in ihnen.

Nur das wollte ich damit ſagen, wenn ich Börne einen Journaliſten nannte. Er war Journaliſt in der edelſten Bedeutung des Worts, nicht was man in Deutſchland unter dieſer Bezeichnung verſteht. Aus ſeinen Journal-Artikeln entſtanden Börne's geſammelte „Schriften", denn ſie zeugten von jener höheren Auffaſſung der Begebenheiten, die für immer ihren Werth behält. Alle jene Fragmente waren Glieder einer Kette, derſelbe Hauch der Liebe lagerte auf allen jenen Meteoren, die ſich in finſterer Nacht aus dem reinen Himmel eines großen Herzens zur Erde ſenkten und eine Lichtſäule bildeten, deren Gipfel ſtrahlend in die Zukunft überragt, während ſie die Gegenwart oft nur melancholiſch erhellt. Aber die Gegenwart mußte

Börne die Feder in die Hand geben, aus ihr entwickelten ſich ſeine Gedanken, mit den Begebenheiten des Tages zog er ſich auf ſeine Reflexionen zurück, aus dem verworrenen Knäuel Reſultate ſpinnend, nicht wie der Bildhauer den Stein zur Statue meißelt, ſondern nach dem alten Schiller'ſchen Ausſpruch: Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht. Ja, Börne gab ſich nie den modernen Tendenzen hin, die ſich auf den Zufall und das ewige Durcheinander der Welt ſtützen, auf eine Bewegung, die von demſelben Punkte ausgehend, zu demſelben Punkte zurückkehrt, er glaubte nicht an den Kreislauf des Geiſtes, nur das Blut und die Leidenſchaften bewegten ſich — nach ſeiner Meinung — in begränzten Räumen. Was er ſchrieb und dichtete hat nur eine Perſpective, die Perſpective der Gottheit. Oft treten Nebel und Berge vor dieſe Perſpective, aber es ſind nur momentane Hinderniſſe, die uns den Fernblick verſperren, wir wiſſen, daß wir hinter den Bergen Menſchen finden, die die Gottheit nicht bloß ahnen, ſondern begreifen.

Börne war ferner Journaliſt durch die glänzende Popularität ſeines Styls. Es iſt eine wahre Lapidar-

ſchrift der Gedanken, wie ſie Börne ſchrieb, Jedem erkennbar und verſtändlich. Die Fragmente, die er uns hinterließ, gleichen unvollendeten gothiſchen Domen; trotz der feinen Ciſelirungen des Witzes und der Satyre, der Arabesken und Laubgewinde der Laune und Phantaſie, die ſeine Gedanken ſchmücken, verlieren wir keinen Augenblick die erhabene Grund-Idee aus den Augen. Wir können den Dom ſelbſt vollenden, verſtehen wir es auch nicht, ſeine Spitze ſo ſchlank und fein zu meißeln, wie der, welcher den Grund legte, ſo natürlich, einfach und wahr iſt Alles in Börne's Schriften.

Börne ſelbſt betrachtete die Journaliſtik als ſeine eigenthümliche Sphäre. Er ſagte zu mir, als er von der Redaktion einer deutſchen Zeitſchrift zu beſonderen abgeſchloſſenen Beiträgen aufgefordert worden war: „Ich muß mich erſt in die Dinge hineinſchreiben, mein Erſtes iſt vielleicht ohne ſcheinbares Intereſſe, aber an das Unbedeutende knüpfe ich Bedeutendes, ich mag mich nicht ſo abrunden, daß ich der Kunſt und dem Studium das Leben opfere; ich muß deßhalb ein beſtimmtes Territorium haben, auf welchem ich mich allmählig entwickeln und heimiſch

machen kann.“ Und in Bezug einer Verlags-Offerte von Seiten einer deutschen Buchhandlung bemerkte er mir: „Ich kann binnen Kurzem ein Buch zu Stande bringen, ich schreibe mir täglich meine Gedanken nieder und brauche sie nur in eine Form zu gießen.“ Man sieht daraus, daß Börne sich mit seinen Betrachtungen nur an die Ereignisse halten wollte. Wie der Taucher die Perle aus dem Grund des Meeres holt, so schöpfte er seine Gedanken aus dem Meeresgrund der Begebenheiten. Aber er war kein Juwelier, um diese Gedanken zu einem Schmuck zu formen. Seine Schriften sind eben eine bunte Perlenreihe und kein Diadem.

In Deutschland möchte man schwerlich eine zweite Erscheinung in der Literatur, die Börne an die Seite zu stellen wäre, ausfindig machen. Die Verhältnisse lassen hier nichts Ausgezeichnetes in der Journalistik aufkommen. Wer will seine Kräfte zersplittern, ohne bei dem besten Willen zu Resultaten gelangen zu können? Frankreich allein, wo die Gegenwart Alles ist, wo das Moment herrscht und wo der geistige Instinkt der Muse so fein ist, daß sie sich dem Genie unbedenklich hingibt, hat eminente

Talente in der Journaliſtik aufzuweiſen. Aber hier handelt es ſich um Macht und Anſehen, um eine Selbſtſtändigkeit, der keine andere im Staate gleichkömmt. Die Politik und der Ruhm ſind hier die Motive. Börne aber war Journaliſt aus Enthuſiasmus und Überzeugung, und in dieſer Hinſicht möchte auch in Frankreich kein Anderer, als Lamennais, die Parallele mit ihm aushalten.

Er hatte ſich ſelbſt in dem Sturm der Zeit verloren und fand ſich erſt in dieſem Manne wieder. Mit wahrer Leidenſchaft — ſagte er mir — ſei er an die Überſetzung der „Paroles d'un croyant" gegangen, nie habe er ſo raſch gearbeitet, als an dieſem Werke. Die Überſetzung iſt in der That vortrefflich, und man kann es ihr anſehen, daß ſie Börne vom Herzen gekommen iſt, ſie iſt eine Reproduction mit allen Reizen des Originals, aber die deutſche Sprache eignet ſich beſſer zu jenem gewaltigen lyriſchen Schwunge, als die franzöſiſche, die weit mehr für die Phraſeologie der parlamentariſchen Debatten und der Bühne, ſowohl der alten, unter Corneille und Racine, wie der neuen, unter Victor Hugo und Alexander Dumas geeignet iſt.

Ich wenigſtens fand mich zu dieſer Bemerkung gegen Börne, in Betreff ſeiner Überſetzung, veranlaßt, er aber meinte, das Original könne gar nicht als etwas Franzöſiſches betrachtet werden, einmal, weil die Freiheit hier unter den Geſichtspunkt des „Evangeliums" gebracht, und dann, weil der Stoff ganz und gar in der Poeſie des alten Teſtaments behandelt werde. Schon in künſtleriſcher Hinſicht habe Lamennais faſt Unerreichbares geleiſtet, er habe die franzöſiſche Sprache, dieſe zwar conciſe und praegnante, aber ſchnellfüßige und frivole Sprache zu den Saiten der Davidiſchen Pſalmen geſtimmt, ſie töne wie eine ſanfte, elegiſche Flöte. Es komme nur darauf an, daß man franzöſiſch verſtehe, um Lamennais „Paroles d'un croyant" zu leſen, wenn man aber franzöſiſch verſtehe, ſo ſei damit Alles beſeitigt; denn an die franzöſiſche Literatur werde man bei dieſer Dichtung nicht denken, ſie habe ſelbſt in der Form einen univerſellen Charakter, wie die heilige Schrift, bei der es am Ende gar nicht mehr auf die Ausſprache ankomme. Börne war ſo ſehr eingenommen von Lamennais und ſo ganz und gar in dem kindlichen Glauben an die Freiheit befangen,

daß er es durchaus billigte, wenn jener Schriftsteller eine politische Idee in jene naive Poesie des alten Testaments hülite, in jene — wie Gutzkow so treffend sagt — „großartige Manier, alle Dinge zweimal zu sagen.“ Man müsse den Begriff der Freiheit zu seinen christlichen Anfängen zurückführen und er nehme sich am besten in jenem heiligen Gewande aus, das ihm Lamennais gegeben.

Börne war mit Lamennais bei dem Bildhauer David zum Diner gewesen. Kränklich und körperlich angegriffen, wie er war, konnte er die Freuden des Mahles weder ertragen, noch in einer Soirée im eleganten Pariser Anzuge lange aushalten. Schon nach dem zweiten Gange hatte sich Börne entfernen müssen. Er war ganz voll der Eindrücke des Abbés. „Können Sie es glauben, unsere Gedanken kommen sich so entgegen, daß er mir, oder ich ihm, das Wort aus dem Munde nehme.“ Aber Börne's practischer Blick sicherte ihn gegen allen Nebulismus, der Katholicismus sagte ihm nur als Zweck zu, er würde sich nie seinem Wesen untergeordnet haben, und in Lamennais fand er eine Richtung des Christenthums ausgeprägt, in der eben die Poesie des

Katholicismus und die Heiligkeit und Unantaſtbarkeit der alleinſeligmachenden Kirche mit den Grundſätzen der Reformation verſchmolzen war. „Das iſt wirklich eine alleinſeligmachende Kirche, wie ſie Lamennais will, allein ſie macht nicht den Köhlerglauben ſelig, ſondern die Vernunft“ — ſagte Börne.

Lamennais hatte Börne aufgefordert, Frankreich über deutſche Zuſtände aufzuklären. Dieſer entgegnete, „Wenn ich das thue und die nackte kalte Wahrheit berichte, ſo wird man es mir nicht glauben, und glaubt man es mir, ſo wird man mit dem Zuſtand der Dinge in Frankreich ganz und gar zufrieden ſein.“ Die Politik lief Börne immer zwiſchen die Beine, er würde in der Folge auch nur publiciſtiſche Collegien über Lamennais geleſen haben, wie er ſie früher über Jean Paul und Herder las, aber mit einer poſitiven Richtung, nachdem er in dem Chriſtenthume einen feſten Anhalt gefunden hatte.

Börne arbeitete langſam und bedächtig, und würde ſchon aus dem Grunde nicht den gewöhnlichen Journaliſten beizuzählen ſein. Zur Redaction eines politiſchen Journals, zum Repräſentanten einer

Parthei, oder doch einer Meinung, wie sie in den französischen Zeitungen sich geltend machen muß, wo die Artikel du fond die Fahne des Propheten für die Gläubigen sind, eignete Börne sich demnach nicht. Der verstorbene Freiherr von Cotta trug ihm die Redaction der politischen Annalen an, allein er lehnte sie ab und schlug den Hofrath Murhardt dazu vor, um später dieser Zeitschrift nur mit einigen Beiträgen in seinem Sinne zu assistiren. Börne war zu gewissenhaft und zu bequem für einen Journalisten, er konnte seine Überzeugung so wenig, wie sein Genie dem Handwerksgange der Industrie, oder dem jubeo oder velo der Partheien unterordnen. Die Wage war gerade à son aise, er konnte seinen Geist und sein Gewissen ganz nach Belieben in ihr geben lassen, und man kann sie vielleicht als den weichen, bequemen Lehnstuhl des Börne'schen Genius betrachten. Er konnte nicht einmal Mit-Arbeiter gebrauchen, sie hätten ihm den Gesichtspunkt verrücken können. Und wäre das Theater nicht gewesen, so würde er auch häufig in Verlegenheit wegen des Stoffs gewesen sein; denn die Zufälligkeiten des Lebens wurden stets mit Auswahl

von ihm benutzt, er hatte nicht jenen weichen elastischen Geist, der zu allen Formen paßt und dem ein „Wilhelm Meister, eine Hammelskeule und ein Christuskopf" dieselben Anknüpfungspunkte bieten.

Die „Balance" war eine Fortsetzung der Wage, aber mit einer bestimmten politischen Tendenz. Börne scheiterte mit dieser Zeitschrift einmal, weil er in Paris als Journalist auftreten wollte, ohne die Charlatanerie zu besitzen, die dort die Journalistik wenigstens in der ersten Lebenszeit mit dem Publikum vermitteln muß, und dann, weil er es sich zu bequem machte und die Franzosen zu seiner „Balance" in die Schule schicken wollte, wie einst die Frankfurter Philister zu der Wage. Börne hatte ganz Recht, wenn er behauptete, die Franzosen verständen kaum die ersten Anfänge der deutschen Literatur, den Frankfurtern war Börne in seiner Wage ein O'Connel, während er den Franzosen in seiner „Balance" ein Pestalozzi erschien. Das erkannte auch Börne nur zu bald, er sah ein, daß die geistreichste Nation mit der deutschen Cultur nicht durch Schulübungen, sondern nur durch eine großartige Bewegung vermittelt werden könne. Und in der

That, Napoleon hat bis jetzt noch am meiſten zur Kenntniß deutſcher Zuſtände in Frankreich beigetragen, ſein au delà du Rhin war dem Lerminiers vorzuziehen, und ob es mit Blut geſchrieben wurde, es war doch ein Beitrag zur Welt-Literatur.

Aber da Börne ſelbſtlos war und nie auf ſich, als Schriftſteller, rechnete, ſo war er, wie er leicht ſeine Fehler einſah, auch gern bereit, ihnen abzuhelfen und einen anderen Weg einzuſchlagen. Durch die Revolution von 1830 war er in Schwankungen gerathen, es bedurfte für ihn eines neuen gewaltigen Momentes, um jene zu beſiegen. Börne würde an dem „Monde“ von Lamennais ſeine Stelle gefunden haben. Von dort aus würde er ſeine Tendenzen, Deutſchland und Frankreich zu vermitteln, haben verfolgen können. Der „Monde“, der von Lamennais redigirte „Monde“ iſt in der That eine großartige Bewegung: die Freiheit wurde hier aus dem Geſichtspunkte von 1792 unter den des „Evangeliums“ gebracht, aus dem Geſichtspunkte der Guillotine unter den des Lebens, aus der Negation in ein rein poſitives Verhältniß.

Es iſt gewiß, daß man auf Börne's Mitwir-

kung an dieſer Zeitſchrift zählte, und wenn er ſich auch nicht an die Spitze der „Welt“ ſtellen konnte, er würde durch ſie eine ſichere Richtung auch als Journaliſt erhalten haben; denn an Enthuſiasmus und lauteren Willen für die Tendenzen Lamennais, die ohnedieß von jeher, freilich unbewußt, die ſeinigen geweſen waren, fehlte es ihm nicht.

Wenn ich ſagte, Börne habe langſam gearbeitet, ſo mag man das übrigens immer weniger der Bequemlichkeit zuſchreiben, als ſeiner Gewiſſenhaftigkeit. Sein Geiſt war ſtets rege und in fortwährender Thätigkeit, aber er trat nicht gern mit ſeiner Anſchauung hervor, indem er allein dem Zufall die Reſultate überließ. Er wollte wenigſtens bei ſich im Klaren über die Erfolge ſeiner Anſchauung ſein, und wenn er zu keinen gelangte, ſo lag das nicht an ihm, ſondern an den Verhältniſſen und der Zeit. Stets muß ich es wiederholen, daß ſeine Briefe, vielleicht das Einzige ſeiner Schriften, woran Deutſchland Anſtoß nahm, nicht leichtſinnig von ihm in die Welt hineingeſchleudert wurden. Lebten wir denn damals nicht in einer Zeit, wo Jedermann mit Kugeln nach einem Ziele ſchoß, ohne ſich viel

darum zu kümmern, wie viele dieſer Kugeln das Ziel verfehlten und vielleicht in fremde, friedliche Hütten fielen, ſtatt in das Lager des Feindes? Zudem hatte Börne dieſe Briefe nie für den Druck geſchrieben, ſie waren an eine Dame gerichtet, die, ſonderbar genug, für Rahel und Bettina ſchwärmte und die zarten, feinen Saiten ſeines Herzens aus den Briefen klingen hören mochte. Sie überredete Börne, jene privativen Mittheilungen an den Zeiger der Zeit zu heften und das Werk der Uhr war damals zerriſſen. Man hat eine Zeitlang auf die Uhr geſehen und den raſchen Umlauf des Zeigers, oder ſein Vor- oder Rückſpringen für den rechten Gang der Dinge gehalten, aber das konnte nicht lange dauern und die öffentliche Meinung iſt keine Geliebte, die die Fehler entſchuldigt und die Tugenden ſelbſt hinter dem Nebel gewahrt. Die öffentliche Meinung iſt ſcharfſichtig in Allem, was ihr nahe vor den Augen ſteht, aber kurzſichtig, handelt es ſich um den Fernblick, ſie kümmert ſich ſelten um die Urſache, ſtets um die Wirkungen. Wäre Börne liſtig genug geweſen, ſo würde er ſeine Briefe nicht in Bänden, ſondern in loſen Blättern eines Journals dem

Publikum vorgelegt haben. Sie hätten dann um so mehr gewirkt und würden nie zu einem Stein geworden sein, den man, will man zu einem Total-Eindruck Börne's gelangen, stets beseitigen muß. Haben nicht fast alle Gegner Börne's ihn aus dem Gesichtspunkte der Briefe beurtheilt?

Diese Briefe waren das Einzige, was Börne nicht langsam geschrieben hatte. Aber damals ging die Gesellschaft und die Literatur mit ihr im Galopp. Es war ein Wettrennen zum Ziele, aber gewiß nicht zur Kurzweil. Börne hat es wenigstens im Ernste genommen. Er sagte mir von einem ersten deutschen Publicisten, derselbe habe ihn in Paris besucht und ihn nach den ersten Begrüßungen mit den Worten angeredet: „Denken Sie nur, die Leute haben das Alles für Ernst genommen, was Sie geschrieben." Börne meinte, Herr Marbach habe ihn doch von einer ernsten Seite aufgefaßt, was er aber von solchem Ausspruch halten solle, der ihn zum Spaßmacher herabsetze. Sein Auge nahm bei diesen Worten einen äußerst schwermüthigen Ausdruck an und um seinen Mund zuckte jener leidende Zug, der ihm so schön stand. Ja wohl,

in Deutschland muß die Wahrheit in der Hanswurſtjacke auftreten, aber ſie kann ſich vorſehen, daß ſie dabei nicht ſelbſt für einen Hanswurſt gehalten wird.

Auch die Form hat Börne viel zu ſchaffen gemacht. Er war zuerſt in Frankfurt als Schriftſteller aufgetreten und kaum mit Vorſtudien. Bei der dortigen Polizei ging es gewiß actenmäßig genug zu, und von dem großartigen Style, in welchem Napoleon ſeine Geſchichte ſchrieb, mochte man dort wenig ſpüren, Börne mußte Programme zu kaiſerlichen Namensfeſten und Steckbriefe ſchreiben, von der Poeſie des franzöſiſchen Ruhmes konnte er, als ächter patriotiſcher Deutſcher, deshalb um ſo weniger Wirkungen ſpüren. Auch das Zeitalter Dalberg mochte an dem „Römer“ einflußlos vorübergehen. Aus dem Polizei-Bureau aber wandte ſich Börne den Muſen zu. Schon das Wagniß war unerhört, noch mehr das Gelingen deſſelben; denn das Polizei-Bureau in Frankfurt kann in der That als das Sibirien der Poeſie betrachtet werden, wer in dieſen dunklen, grauen Zimmern, wenn auch nur ein Jahr, Steckbriefe und Singnalements verfaßt, oder Aufenthaltskarten und Päſſe viſirt hat, und ſich noch

zum Schriftſteller qualificirt, von dem will ich glauben, daß er einen tüchtigen Zug an der kaſtaliſchen Quelle gethan hat. Das „merkwürdigſte Jahr meines Lebens“ von Kotzebue iſt Nichts gegen die Frankfurter Polizei, Kotzebue konnte doch in Sibirien Schauſpiele ſchreiben und aufführen laſſen, er fand dort Stoff und Kunſtſinn; denn das Elend gibt ſich gern der Poeſie hin. Aber die Wärter und Aufſeher des Elends, die, welche dafür bezahlt werden, daß ſie dem Verbrechen aufpaſſen und den Räuberbanden am Rhein und Main nachſpüren, dieſe Leute ſind gewiß ohne alle Anregung.

Jean Paul war vielleicht das einzige Vorſtudium Börne's, ſein Leben wurde zufälligerweiſe zwiſchen die beiden größten Humanitätslehrer unſeres Jahrhunderts geſtellt, zwiſchen Jean Paul und Lammenais. Jener zeigte ihm das Ziel, dieſer führte ihn zum Ziele.

Aber Jean Paul's Styl, dieſer etwas breite, ausſchweifende Styl, auf welchem ſich die Gedanken weniger behaglich, als gedrängt dehnen und geniren und der gewiſſermaßen den Satz beweist:

„Weß das Herz voll iſt, geht der Mund über“ konnte Börne nicht als Muſterſtyl dienen. Er hat es einige Zeit mit ihm verſucht, er ruhete gern an dieſem Herzen, in welchem Gott ſelbſt pulſirte. Aber in Jean Paul blühet und grünet und duftet Alles bunt neben und durcheinander, ſeine Werke gleichen jenen Zaubergärten in den Mährchen, in denen wir einen ganzen Tag umherwandeln, die wunderbare Pracht anſtaunend, die uns von allen Seiten aus den Gebüſchen und den Hecken, aus den Blumenbeeten und den Gipfeln der Cedern anlacht; endlich gelangen wir zu einem ſilbernen Palaſt, wir treten hinein und der Glanz und das Geſunkel an den Wänden, die mit Tapeten aus Rubinen und Smaragden behangen, wetteifern mit dem Demant-Teppich, welchen der Fuß betritt, aus einem Gemache eilen wir in das andere, immer drängen ſich die Eindrücke, und gelangen wir in das letzte Gemach, mit einer brillantenen verſchloſſenen Ausgangs-Pforte, die wahrſcheinlich zum Paradieſe ſelbſt führt, ſo ſind wir in Sehnſucht und himmliſche Luſt dergeſtalt aufgelöst, daß wir nur noch ermattet einſchlummern können. Wir träumen Träume, die

ganz parallel den Anſchauungen ſind, die wir ſo eben erlebt haben, und wenn wir erwachen, begrüßen wir irgend ein unbekanntes Weſen, das wieder eben ſo wonnig ausſieht, wie Alles, was wir geſehen und geträumt haben. So geht es in Einem fort. Wir berauſchen uns nur an dem Himmel, in welchem Jean Paul lebt, er zeigt uns die Seligkeit, aber er kann ſie uns nicht begreiflich machen; denn er denkt wie Gott ſelbſt und ſchreibt wie ein Magiſter mit unzähligen Participien und „Und's," daß wir den Wald vor Bäumen nicht ſehen.

Börne verſuchte es — wie geſagt — einige Zeit lang mit dieſem Style, wir können ihn aus den „Geſammelten Werken" hie und da auf den erſten Blick herausſehen, aber er ſtreifte ihn bald ab. Daß ihm die Emancipation von Jean Paul kein leichtes Werk war, iſt ziemlich wahrſcheinlich; denn er war an ihm aufgewachſen, er hatte ihn — wie es ſcheint — in Fleiſch und Blut aufgenommen, und ohne Studium der Kunſt, ſondern aus purem Enthuſiasmus für das große, menſchheitumfaſſende Herz, alſo auch mit Haut und Knochen. Aber Börne hatte Geſchmack und ein ſo feines welthiſto-

riſches Ohr, daß er die Thaten im Völkerleben wachſen hören konnte, er ſtrebte dahin, ihnen analog zu ſchreiben. Das war ſein einziges Studium, und das iſt es, was ich damit ſagen wollte, Börne habe den Styl für die Bewegung geſchaffen. Klar und ſcharfſichtig, wie er war, fand er bald den Faden der Ariadne, um den Stylwirren Jean Paul's zu entkommen und dieſer Faden war das Volk, er wollte nicht für alle, ſondern auch zu allen ſprechen.

Zuerſt bemerken wir dieſe Stylveränderung in ſeinen ſpäteren Theaterkritiken, ſie bilden gewiſſermaßen die allmähliche Abſchälung der Jean Paul'ſchen Darſtellungsweiſe, nach und nach geſtaltet ſich Alles gedrängter und ſchlagender. Börne zeigt ſich hier zuerſt populär und ein Schauſpieler ſagte noch kürzlich zu mir: „Wie ruhig und plan, wie verſtändlich das Alles iſt und doch wie fein und geiſtreich.“ Von da an wird Börne's Styl immer feſter und ſicherer, immer lebendiger und thatkräftiger, wie man das, wenn man die einzelnen Fragmente ſeiner „Geſammelten Werke“ vergleicht, leicht erſehen kann. Seine „Pariſer Briefe“ bieten einen Muſterſtyl, es iſt eine Proſa, ſo glänzend wie Kryſtall,

während die „Briefe des Verſtorbenen“ eine künſtliche Politur ſind. In ſeinem letzten Werke aber befindet ſich Börne, wie er auf dem Höhepunkte ſeines Strebens ſteht, auch auf dem Höhepunkt ſeines Styls. Wie friſch, wie lebendig und kräftig iſt dieſer Styl, er iſt ein wahrer Feldmarſchall Vorwärts! ohne Seitenſprünge und Abbiegungen. Aus dieſem Style wehet den Leſern jene freie Atmoſphäre an, die wir nur auf den höchſten Bergen empfinden, die in Jahrhunderten vielleicht einmal erſtiegen werden. Börne hat dort ſeine Fahne aufgeſteckt, um unter ihr zu ſterben.

Aber dieſe Form hat Börne viele Mühe gekoſtet, ſein Styl bildete ſich am Leben und im Kampfe des Lebens, er machte keine ruhigen, zurückgezogenen Studien. Auf den Studien der Kunſt fußend, ſchreiben wir raſch und leichtſinnig, wollen wir aber unſere Gedanken in die Form des Lebens und der Zeit gießen, ſo müſſen wir uns vorſehen. Börne war auch aus dieſem Grunde ein langſamer Arbeiter, er ſagte mir: „Ich ſchreibe oft an einem Aufſatze vier Wochen.“

„Wie leicht wird es Göthe“ — ſagte Börne — „über Welt, Menſchheit, geiſtige Zuſtände, über Steine, Schafsſchädel und diplomatiſche Verhandlungen zu urtheilen, indem er Alles aus dem Geſichtspunkte der Kunſt und des Egoismus betrachtet, aber wie verteufelt einſeitig und entſtellt ſind ſeine Sentenzen oft gerade deshalb. Da leſen Sie nur die Stelle in Eckermann, wo Göthe über den „Globe“ urtheilt.“ Er las ſie mir vor. „Die Mitarbeiter (ſagte Göthe) ſind Leute von Welt, heiter, klar, kühn bis zum äußerſten Grade. In ihrem Tadel ſind ſie fein und galant, wogegen aber die deutſchen Gelehrten immer glauben, daß ſie den ſogleich haſſen müſſen, der nicht ſo denkt, wie ſie.“ Börne bemerkte: „Wenn nur Göthe geſagt hätte, woher das käme, aber in Zuſtände geht er nie ein. Die Mitarbeiter des „Globe“ ſind nicht aus künſtleriſchen Rückſichten ſo heiter und klar, ſo kühn bis zum äußerſten Grade, ſondern aus ihrer Stellung. Die Freiheit der Preſſe iſt der Literatur eine Garantie, daß auf dieſem Felde aequo Marte gekämpft werden kann und da ſchwinden am Ende alle perſönlichen Nebenbeziehungen, die Meinung bleibt nur

übrig. Aber wenn ich in Deutschland getrost, wie Göthe in seinen letzten Lebensjahren schrieb, denken und schreiben kann, aber nicht, wie ich will; wenn Herr Menzel mich angreifen, ich aber nichts darauf erwiedern darf, so sage man mir, ob da nicht Haß oder Verachtung sich ergeben sollen. Der parlamentarische Takt und eine ruhige freie Discussion, die galant und kühn bis zum äußersten Grade ist, erlernt sich nur aus dem Gebrauch. Aber über solche Dinge spricht Göthe nicht gern. Und die Freiheit bringt er bequem genug unter die Politik. Er sagt, nach Eckermann: „Wir Neueren sagen jetzt besser mit Napoleon, die Politik ist das Schicksal. Hüten wir uns aber mit unsern neuesten Literatoren zu sagen, die Politik sei die Poesie, oder sie sei für den Poeten ein passender Gegenstand. Der englische Dichter Thomsen schrieb ein sehr gutes Gedicht über die Jahreszeiten, allein ein sehr schlechtes über die Freiheit; und zwar nicht aus Mangel an Poesie im Poeten, sondern aus Mangel an Poesie im Gegenstande.“ Es ist allerdings schlimm genug, daß die Freiheit aus Mißbrauch unter die Politik rangirt worden ist, aber die Freiheit,

wie sie ist, die Freiheit im Kampfe, sie ist ein eben so poetischer Stoff, wie Alles, was unmittelbar von Gott stammt, Poesie ist. Das Christenthum ist eine Freiheit, die nirgends politisch wird und daß das Christenthum Poesie sei, hat Göthe in seinem „Faust“ zur Genüge anerkannt. Und hat nicht die Freiheit selbst den Stoff zum Faust geliefert? Sieht die Freiheit in „Egmont“ nicht poetisch aus. Freilich eignet sich die Freiheit in ihrer Entwickelung, in ihrem Ringen und Streben nur für die Poesie, aber wir sind sicher, daß sie, wie die Gottheit selbst, damit in dieser Welt nie zu Ende kommen wird, sie wird in stetem Kampfe mit dem Fleische und dem Blute liegen und sich im ewigen Entwicklungsgange fortbewegen. Wie eingeschrumpft aber ist der Göthe'sche Freiheits-Begriff geworden. Er sagt — nach Eckermann — „So wie ein Dichter politisch wirken will, muß er sich einer Parthei hingeben; und so wie er dieses thut, ist er als Poet verloren; er muß seinem freien Geiste, seinem unbefangenen Überblick Lebewohl sagen und dagegen die Kappe der Vornirtheit und des blinden Hasses über die Ohren ziehen.“ Gewiß, Göthe

urtheilt über die Poesie der Freiheit, wie ein Polizeibeamter. Aber wer hat denn je so Etwas für Freiheit ausgegeben, außer ihm. An einer anderen Stelle sagt er aber: „Der Dichter wird als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines poetischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an keine besondere Provinz und an kein besonderes Land gebunden ist, und das er ergreift und bildet, wo er es findet. Er ist darin dem Adler gleich, der mit freiem Blick über Ländern schwebt, und dem es gleichviel ist, ob der Hase, auf den er hinabschießt, in Preußen oder in Sachsen läuft.“ Ist denn das nicht eben die eigentliche Freiheit? Sehen Sie nur, wie Göthe wider Willen eingesteht, daß ohne Freiheit keine Poesie bestehen kann. Aber ich möchte es keinem Dichter rathen, auf alle Hasen in Preußen und Sachsen hinabzuschießen. Und ist dieses Durcheinander der Begriffe nicht zum Erbarmen! Göthe aber fährt weiter fort: „Und, was heißt denn: sein Vaterland lieben, und was heißt denn, patriotisch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurtheile zu be-

kämpfen, engherzige Anſichten zu beſeitigen, den Geiſt ſeines Volks aufzuklären, deſſen Geſchmack zu reinigen, und deſſen Geſinnungs- und Denkweiſe zu veredeln, was ſoll er denn Beſſeres thun? und wie ſoll er denn da patriotiſcher wirken?“ Hätte ich dieſe Stelle des Herrn Miniſters nicht gegen meine Feinde citiren können, die mir ſtets Mangel an Patriotismus vorwerfen? Ich bin kein ſchlechterer Patriot, als Göthe. Aber Göthe hält es nicht lange als Adler aus, er ſchießt nicht auf die Haſen hinab, die in Preußen und Sachſen umherlaufen, er macht gemeinſchaftliche Sache mit ihnen; denn er ſagt weiter und in einem Athem: „An einen Dichter ſo ungehörige und undankbare Anforderungen zu machen, wäre eben ſo, als wenn man von einem Regiments-Chef verlangen wolle, er müſſe, um ein rechter Patriot zu ſein, ſich in politiſche Neuerungen verflechten und darüber ſeinen nächſten Beruf vernachläſſigen. Das Vaterland eines Regiments-Chefs aber iſt ſein Regiment.“ „Iſt es nur möglich, einen Schriftſteller aus dem Vergleich mit einem „Adler, der mit freiem Blick über Ländern ſchwebt“, ſo mir nichts, dir nichts in eine Parallele

mit einem „Regiments-Chef“ zu bringen? Nach dieſer Logik würde nun mein Vaterland das Frankfurter Polizei-Bureau geweſen ſein. Gott möge es mir verzeihen, daß ich dieſes Vaterland nicht anerkenne. — —

Auf dieſe Weiſe ſprach Börne ziemlich in Einem fort über die Geſpräche mit Göthe, er meinte, es wäre beſſer geweſen, nicht alle Worte Göthe's in Stein zu hauen; was ſich in dem kleinen weimar'ſchen Olymp unter Göttern und Halbgöttern, wie ſie Göthe gern um ſich geſehen habe, recht nett ausnehme, das werde dem profanum vulgus anſtößig und mit Recht; denn Jupiter habe ſtets an himmliſcher Majeſtät verloren, wenn er mit ſeinen ſehr gewöhnlichen Anſichten und mit ſeinem irdiſchen Begehr unter die Menſchen getreten ſei. Göthe leide an ſeinen Freunden mehr, als an ſeinen Feinden.

Gewiß hat die Anbetung Göthe's viel dazu beigetragen, Börne zu ſeinem erbitterſten Gegner zu machen. Er ſagte: „Göthe hat dieſen Götzendienſt auf alle Weiſe unterſtützt, er hat dazu bei-

getragen, daß man seine Person zu einer Autorität erhob, als man seine Werke nicht mehr dazu gebrauchen konnte. So wird denn Alles von ihm nach- und angebetet, sogar sein Unsinn. Wenn, statt Göthe, ein österreichischer Unterofficier einen Dichter mit einem Regiments-Chef vergliche, so wollte ich das hingehen lassen; aber das Widerwärtigste bei der Sache ist, daß Herr Eckermann dem Dichter Göthe das Manuscript „Gespräche mit Göthe" vorgelegt haben will, Göthe hat also in der That nicht nur wie ein österreichischer Unterofficier gesprochen, sondern auch so gedacht."

Börne's Stellung in Paris war — wie sich nach seinen Ansichten und Principien leicht denken läßt — eine ziemlich isolirte. Vermittelungen haßte er und die Deutschen hielt er sich zum Theil gern vom Leibe. Für den gesellschaftlichen Verkehr hörte er überdieß zu schlecht, oft wollte er auch nicht hören. Für die Salons besaß er keine Geschmeidigkeit, kein savoir faire. Um sich den Partheien anzuschließen, dazu hatte er keine Intrigue. So gerieth er denn in eine Unthätigkeit, die jener im Felde gleicht, wenn die Colonne im Kugelregen

geduldig ausharren muß und keinen Schuß wagen darf, weil es die Taktik befiehlt. Und that Börne einen Schuß, so leitete ihn jene weniger diabolische, als gemeine Macht auf ihn selbst zurück, oder auf das, was ihm das Theuerste war, seine Ehre. Es circulirten die freiesten Übersetzungen seiner Artikel in der Balance und im Reformateur in Deutschland. Die Unthätigkeit tödtete Börne. Er hatte in Deutschland inmitten der Discussion der Tagesfragen gestanden und war jetzt auf sich beschränkt und einige Freunde, nicht einmal eine erfolgreiche Defensive konnte er ergreifen. Dabei sah er auf frühere Triumphe zurück, auf seine erste Anwesenheit in Paris, unter der Restauration, wo sich Alles rascher und lebendiger bewegte und jener Indifferentismus der Meinung, der sich jetzt der großen Menge in Frankreich bemächtigt hat, durch eine allgemeine und thatkräftige Opposition ersetzt wurde. Damals war Börne zehn Jahre jünger, rascher und leidenschaftlicher und Frankreich war noch nicht an dem Ziele vorübergeschifft. Man huldigte ihm in Paris und selbst jene Männer des Centrums, die später kaum von ihm Notiz nahmen, schlossen sich

ihm an. Damals verſchaffte das Verbot einer Schrift in Deutſchland Sympathie und in Frankreich Anſehen, dort las man ſie um ſo mehr, hier feierte man den Verfaſſer. Und Börne beſuchte Paris zum Erſtenmale nach dem Verbot ſeiner Wage. Es trat ihm weit freundlicher und bewillkommnender entgegen, als ſpäter, wo er es als Aſyl betrachten mußte. Von Paris zurückgekehrt, wandte Börne ſich nach Berlin. Seine Gedächtnißrede an Jean Paul bereitete ihm hier, wie im Norden überhaupt, eine enthuſiaſtiſche Aufnahme, während der Verfaſſer der Sonntags-Kritik zugleich von Hofräthen und Journaliſten im Triumphe durch die Straßen geführt wurde. Von allen deutſchen Städten weiß Berlin am beſten einen Autor zu fêtiren, ihm die meiſte Anerkennung entgegen zu tragen, am geiſtreichſten zu ſchmeicheln. Börne ſagte noch in Paris zu mir, daß es ihm in Berlin ſehr wohl gefallen habe, er wiſſe nicht, wie man dieſe Stadt langweilig nennen könne, nirgends könne ein Schriftſteller leichter populär werden als dort; denn der Berliner beſitze einen intellectuellen Inſtinkt und einen außerordentlichen ésprit de corps. Nur weil man ſich dort

nicht an großartige Intereſſen lehne, ſei die Berliner Journaliſtik meiſtens in Skandal aufgegangen. Was aber ſind Triumphe der Intelligenz und der Mode gegen das Jod triumphe des Volks. Börne berauſchte ſich in ſeinen ſpäteren Jahren an den Acclamationen einer begeiſterten Jugend in den Rheingegenden und an dem Jubel der Freiheittrunkenen Menge. Die Studenten veranſtalteten ihm zu Ehren Fackelzüge, das Volk nannte ſeinen Namen mit Andacht und Hingebung. So ſchien es wenigſtens. Aus dieſem Dampfbade des Ruhms und Enthuſiasmus trat er ohne Weiteres unter den eiſigen Tropfenfall des Indifferentismus. Und wenn er auf ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn zurückblickte, welche Reſultate konnte er gewahren? Man hatte über ihn gelacht und ſelbſt die reichen Juden hatten mit ihm ſchön gethan. Das mußte ihn ſchmerzen, es nahm ihm zwar nicht den Glauben an ſich ſelbſt und an die Menſchheit, aber doch den an die Menſchen und die Gegenwart. Ohne momentanen äußeren Anhalt und ohne Ableitung der Thaten, die in ſeiner Seele brannten, ging er an ihnen unter, wie ein Vulcan, der ſeine Lava nicht ausſtrömen kann.

Und doch hab' ich ihn nie unmuthig geſehen, geſchweige verzweifelnd. Börne beſaß die größte Selbſtüberwindung, er ſah in ſeinen bitterſten Stunden wie die Sonne durch Regenwolken und es war nur der ſchwächere Theil, der dem Sturme erlag.

Bei aller theilweiſe abſichtlichen, theilweiſe nothwendigen Iſolirung Börne's in Paris, bei aller ſeiner geſellſchaftlichen Zurückgezogenheit von ſeinen Landsleuten ſchloß er ſich doch gern allen literariſchen Unternehmungen derſelben an. Wo er nur eine Tendenz ahnete, ließ er ſich wenigſtens vorerſt in Discuſſionen ein, obſchon er ſeinem Charakter nach niemals einer Unternehmung beitreten konnte, die jene leichtſinnigen Journal-Speculationen, wie ſie rechts und links in Deutſchland auftauchen, vielleicht nach Paris verſetzen helfen ſollte. Er war zu national-ſtolz — das iſt das rechte Wort und Börne würde es in dieſer Beziehung nicht desavouiren — um die deutſche Literatur in die Poſition der deutſchen Refugiés zu bringen; das deutſche Journal in Paris, welches ihre Intereſſen vertreten ſollte, mußte in jeder Hinſicht eine unabhängige Macht repräſentiren und einen officiellen Charakter behaupten. Dazu aber

bedurfte es Vorbereitungen und vor allen Dingen Sicherstellung gegen jeden directen Einfluß französischer Literaten.

Spazier, dieser kleine thätige Mann, dieses industrielle Perpetuum mobile in Paris, der keinem Franzosen überhaupt an Speculation und keinem französischen Journalisten an politischer Charlatanerie nachsteht; Spazier, der von Ideen und Tendenzen übersprudelt und so geläufig französisch spricht, daß er selbst einen Pariser nicht zu Worte kommen läßt; Spazier, das Genie der Beweglichkeit und des Einredens, welches selbst Herrn Mauguin und dem Journal du Commerce imponirte, Spazier wollte die Revue du Nord gründen. So viel Médisance der kleine Mann auch an den Tag zu legen weiß, so ist er doch nicht ohne Gutmüthigkeit und ésprit de corps, ja, er nimmt zuweilen einen Anlauf, der wie Enthusiasmus aussieht. Börne gab er sich Anfangs hin, aber Börne wollte keine Hingebung einer Paribei, er sah es nicht gern, wenn sich Jemand an seinen Namen lehnen wollte, er konnte überhaupt die Worte nicht leiden und die Geltendmachung des eigenen Ichs. In solchen Fällen

ſchnitt er ein Geſicht, wie ein ausgebrannter Vulcan, der nicht einmal mehr raucht. „So — ſo“ — Bedenklichkeiten, Einwürfe, Achſelzucken und eine tödtende Ungewißheit, das war Alles, was man von ihm erlangte; denn er ſah gern auf den Grund der Sache, und in Spazier tummelten ſich Gedanken, Entwürfe, Pläne, er war ſtets aufgeregt, wie das Steinhuder Meer, wenn der Wind darüber fährt, und man konnte die rechte Tiefe ſeiner Beſtrebungen nicht ermeſſen. Aber Spazier, der ſich von Börne nie zurückgeſtoßen, aber doch auch nicht ſo bewillkommnet ſah, wie er es hätte nach ſeinen Einleitungen erwarten dürfen, forderte ihn deſſenungeachtet zu Beiträgen für die Revue du Nord auf, und Börne antwortete ihm in folgenden Zeilen, die ſeinen Charakter und ſeine Meinung, vor allen Dingen aber ſeine Redlichkeit um ſo mehr würdigen laſſen werden:

„Wenn Andere, wenn Sie ſelbſt glauben, daß ich dem Unternehmen durch meine Theilnahme nützen könnte, ſo will ich, verdient, oder nicht, dieſe gute Meinung nicht zurückweiſen, ſondern aufrichtig bekennen, daß ich glaube, meine Theilnahme würde

nicht von geringem Nutzen sein. Ich kann aber nicht wohl wirken, wenn ich nicht auf das Ganze Einfluß habe, wenn ich nicht an der Redaktion des Journals Theil nehme. Nun ist aber nach mehren Äußerungen, über Ihre Pläne, die Sie mir gemacht haben, sehr zu fürchten, daß wir in unseren Ansichten nicht immer übereinstimmen werden.

„Wenn das erste Heft erscheint, werde ich mir die Freiheit nehmen, Ihnen aufrichtig meine Meinung zu sagen. Was Sie mir über dessen Inhalt früher anvertraut, gibt mir jetzt schon Stoff zu Einwendungen.

1) „Die Tieck'schen Novellen zu übersetzen, finde ich durchaus zweckwidrig, abgesehen davon, daß sie ganz unübersetzbar sind. Wir dürfen nicht mit den Franzosen als schöne Geister wetteifern, sondern als denkende, freie republikanische Geister, während sie — die Vornehmen unter ihren Schriftstellern aristokratisch, die Gemeinen Höflinge und lakaienartig sind — und das durch und durch, trotz ihrer Constitution.

2) „Ich könnte mich nicht entschließen, an einem Journal Theil zu nehmen, wo Herr von Ec-

ſtein arbeitet. Ich achte ihn ſehr als einen Mann von ausgezeichnetem Geiſt. Es liegt auch in meinen Grundſätzen, die allerfeindlichſten Grundſätze neben den meinigen auf einem Blatte zu ſehen, aber dieſe Duldung hat Herr von Eckſtein nicht. Er würde meine Anſichten aus ſeiner Nähe verweiſen und Ihnen würde es noch weniger gefallen, daß ich gegen ihn im Journale ſelbſt auftrete, wenn er ſich auf ſeine gewohnte Weiſe äußert, und dieſe Freiheit müßte ich mir gegen jeden Andern vorbehalten.

3) „Wenn ich eine Stimme in der Redaktion des Journals gehabt hätte, würde ich nicht zugegeben haben, daß ein Unternehmen, wo deutſcher Geiſt und deutſche Grundſätze ſich geltend machen ſollen, von einem Franzoſen, (Herr Chasles) eingeleitet werde. Dies hieße, in einer Schlacht den Vorpoſtendienſt gefangenen feindlichen Soldaten anvertrauen. Die Franzoſen, welche die deutſche Literatur lieben, ſind bis jetzt doch nur wie unſere Gefangene; in einem Kriege gegen ihr eigenes Volk iſt ihnen nicht zu trauen. Und Krieg müſſen wir führen. Das iſt Ihre Meinung nicht; Sie wollen politiſch verfahren, aber unſere einzige Politik muß

ſein, keine zu haben. Wenn wir den Franzoſen gefallen wollen, müſſen wir damit anfangen, ſie zu beleidigen, wenn wir auf ſie wirken wollen, müſſen wir ihnen nicht gefallen. Nur ihren Geſchmack müſſen wir ſchonen. Denn darüber läßt ſich nicht ſtreiten, die Mode hat immer Recht.

4) „Iſt es durchaus nöthig, daß ein Journal ſich deutſch über die franzöſiſche Literatur ausſpreche, weil es kein beſſeres Mittel gibt, die Eigenthümlichkeit des Geiſtes und der Literatur der Deutſchen zu charakteriſiren, als wenn man ſie den franzöſiſchen gegenüberſtellt. Und hierin darf nicht zaghaft verfahren werden. Wer nicht an ſeine Sache glaubt, dem wird es nie gelingen, ſich Achtung zu verſchaffen."

Börne wollte ein Journal zur Sicherung deutſcher literariſcher Intereſſen in deutſchem Gewande auftreten ſehen, als aber Göthe und Tieck dem Bildhauer David, der ihre Buſten angefertigt hatte, deutſch ihren Dank abſtatteten und der Arme, der kein Deutſch verſtand, dieſen Dank aus der zweiten Hand des Überſetzers nehmen mußte, zuckte Börne die Achſeln. Er wußte die Nationaleitelkeit ſehr

wohl von dem Nationalſtolz zu unterſcheiden. David hatte den Fauſt in der Überſetzung von Gérard geleſen und ſonſt vielleicht Nichts von Göthe. Er iſt ein feiner, denkender Kopf und begeiſtert für den Dichter des Fauſt. Als ſtarrer Republikaner hat David nie eine Büſte Ludwig Philipps, oder eines Gliedes der königlichen Familie anfertigen wollen, und der Zufall führt es nun herbei, daß Göthe und Börne dem Meißel deſſelben Meiſters anheim gegeben werden; denn David wird auch Börne's Denkmal auf dem Père Lachaiſe ſculptiren. Könnte ihm aber Börne ſeinen Dank dafür abſtatten, er würde es doch franzöſiſch gethan haben; denn er hielt dafür, daß die Unkenntniß der deutſchen Sprache bei den Franzoſen eben ſo ſehr an den Deutſchen liege, wie an jenen.

Betrachten wir Börne's moraliſche Poſition zu der jungen Literatur — in Frankreich und Deutſchland — ſo werden wir einſehen, daß Börne hier das Gewiſſen repräſentirte. So lange er lebte hatte man doch wenigſtens noch Rückſichten zu nehmen, es war weniger die Furcht, als die Ehrfurcht, welche die jungen Schriftſteller an ſein

Auge feſſelte. Und war er auch bereits Tradition geworden, er war eine heilige Tradition, ein Gebot, wie die zehn Gebote, das man umgehen mochte, aber an dem man nie zum Läſterer werden konnte. Jetzt hat ſich das Auge geſchloſſen, dieſes Auge, voll Liebe und Haß, voll Gnade und Zorn, die Brauen über dieſem Auge zucken nicht mehr über die Abtrünnigen. Was iſt in unſerer Zeit heilig, wenn es nicht das Leben iſt! „Börne iſt todt!“ Dieſer kalte Ausruf eines deutſchen Journals war die letzte Scholle auf das Grab eines großen Todten, ſpäter kokettirte Herr Laube in einem Aufſatz, er ſei gerade aus einer Galoppade mit einer Berliner Schönen getreten, und zwar bei Jagor, als er Börne's Tod vernommen habe.

In Börne's Perſönlichkeit vermiſte man ziemlich jene Satyre und jenen oft bittern Hohn ſeiner Schriften. Er war nicht leicht zugänglich, ſo lange man nicht den rechten Ton traf, häufig ſogar abſtoßend, aber wenn er ſich heimiſch in der Geſellſchaft Jemandes fühlte, was ſich ſtets bald machte, ſo fand man an ihm den zuthunlichſten Geſellſchafter; denn Börne wollte nie mit ſeinem Geiſte glänzen

und ließ ſich eben geben. Konnte man ihn mit Laune und Witz unterhalten, ſo thaute er um ſo mehr auf. Aber ſatyriſch war er nur hie und da, und am ſeltenſten in lebhafter Converſation, wo er nur ſeine Laune walten ließ und damit eine oft draſtiſch komiſche Wirkung hervorrief. Geſchärften Witz hingegen ließ er nur dann blicken, wenn er, auf ſich zurückgezogen, plötzlich durch eine Frage, oder Bemerkung Gelegenheit fand, durch denſelben ein ihm angenehmes Terrain der Unterhaltung zu gewinnen.

Man wird es mir glauben, daß Börne unter ſolchen Verhältniſſen eben keine Anknüpfung für die Unterhaltung bot; wollte man ihn mit Unbekannten vermitteln, ſo mußte man in der That nicht wenig diplomatiſch zu Werke gehen, um eine ſolche Vermittelung über die erſte Annäherung hinaus zu führen und vor allen Dingen das Schickliche beachten; denn Börne beſaß dieſe große Tugend nicht weniger, als Göthe. Zart und reizbar fand er ſich nur zu leicht beleidigt, aber nie aus Mangel an Form, ſondern vielleicht durch allzugroße Form, wenn ſie nicht jenen feinen Glanz hatte, der von einem

Manne von Geist und Geschmack für die Höflichkeit verlangt wird. Herr C. L. B. Wolf konnte sich gar nicht in die Art und Weise hineinfinden, mit welcher Victor Hugo ihn behandelte. Er kam zur Zeit des Diners zu dem Dichter und „man setzte ihm nicht einmal ein Glas Wein vor" sondern verwies ihn in den Salon, wo er bis nach dem Diner verweilen mußte. Das würde Börne nicht beleidigt haben, nämlich daß man ihm kein Glas Wein vorgesetzt; er würde indeß nie in dem Salon gewartet, sondern sich vielmehr empfohlen haben, wäre er zufälligerweise zu so ungelegener Zeit in das Speisezimmer des Dichters gekommen. Das Speisezimmer ist kein Empfangzimmer in Paris, das Glas Wein aber, welches man in Deutschland etwa dem Fremden bietet, der zur Tischzeit kömmt, ist in Frankreich keine Sitte, und wer sich nicht empfehlen will, der muß im Salon warten, bis das Diner aufgehoben ist. Das also hätte Börne nicht beleidigen können, wie Herrn Wolf, der nun, nachdem er in der Vorrede seines Buchs sich gegen die Persönlichkeiten der modernen Literatur auf das nachdrücklichste erklärt hat, aus Rache für die vermeint-

liche Beleidigung Herrn und Madame Hugo von dieſer Vorrede eximirt und ſie allein unter den Geſichtspunkt der chronique scandaleuse ſtellt, während alle Buchhändler und ſonſtige ehrliche Leute, die zwiſchen Jena und Paris wohnen und bei welchen Herr Wolf zufälligerweiſe dinirte, mit milden, dankbaren Worten geprieſen werden. Ich führe dieſe Thatſache nur an, um einen Maßſtab für das aufzuſtellen, was Börne beleidigen konnte. „Sehen Sie, es geht mich Nichts an“ — ſprach er auffahrend — „aber es beleidigt mich, wenn ich ſo etwas leſe, wie es alle Leute von Takt und Geſchmack beleidigen muß.“

Sonſt war Börne geradezu und ohne alles Ceremoniell. Auch hatte er die gute Eigenſchaft, daß er ſich nie von einem Mann küſſen ließ, wenn nicht etwa die Nothwendigkeit einer enthuſiaſtiſchen Umarmung eintrat, wie in Hambach, wo übrigens Börne in der Begeiſterung von irgend Einem ſeine goldene Uhr geſtohlen worden war. Ein Gruß, ein Händedruck, ein Kopfnicken und damit Gott befohlen! das war Alles, was man von ihm erlangen mochte, aber er ſah dabei ſo zuverläſſig und

treu aus, daß man nicht wohl an ihm zweifeln konnte. Übrigens wies er solchergestalt jede Zudringlichkeit von sich ab. Leute, die an Äußerlichkeiten hingen, hielten das oft für Kälte, aber Börne's Herz war warm und voll Sympathie, wie seine Schriften.

Für die Armen insonderheit fühlte er sehr, er zeigte ihnen nicht sowohl ein freundliches Gesicht — woher hätt' er immer freundlich sein sollen — als jene Theilnahme, die gern und sanft gibt. Er hat für die Armen geschrieben. „Man muß mir viel Honorar geben, sehr viel Honorar, sonst schreib' ich nicht!" Oberflächliche Beobachter hätten solche Worte für Geiz halten können, aber Börne fügte ruhig hinzu: „Sie können überzeugt sein, daß ich das Geld nicht für mich gebrauche." Werden die Armen in den Faubourgs der Hauptstadt Frankreichs, die unbemittelten Flüchtlinge es nicht bezeugen, daß Börne viel Geld gebrauchte? Er hatte keine außerordentlichen Bedürfnisse, sein Haushalt war bald gemacht, aber es jammerte ihn, daß er nicht Allen helfen konnte. War Einer krank, der ihm näher stand, so schickte er zu ihm und ließ theilnehmend

fragen, ob er etwas bedürfe. „Bringen Sie mir einen Theil der „gesammelten Werke?“ — „Nein! Herr Doctor wollte wissen, ob Sie vielleicht in Verlegenheit wären.“ So etwas ereignete sich in jeder Woche. Börne hat manche Thräne getrocknet, obwohl er vielleicht in seinem Leben keine vergossen hat. Ich glaube, Börne konnte nicht weinen. Er war in der That ein ausserordentlicher Charakter, was in unserer charakterlosen Zeit um so merkwürdiger ist, ein Mann, der nur um ein Jahrhundert zu früh erschien. Aber wenn sich eine große gewaltige Wahrheit in dem Völkerleben offenbaren will, so bestrahlt sie zuerst die Höhepunkte der Menschheit, die hervorragenden Häupter, die großen Geister des Jahrhunderts, wie die aufgehende Sonne zuerst die Gipfel der Berge vergoldet, bevor sie in die Thäler hinabsteigt. Man behauptet von Voltaire und den Encyklopädisten, sie seien die Ursache der französischen Revolution. Aber sie waren vielmehr nur die Anfänge; der Geist der Zeit übt größere Wunder, als der der Menschen. Auch Ludwig XIV und XV waren nicht die Ursachen der französischen Revolution, sie rückten sie nur näher, wie sie Napoleon wieder

in die Perſpective ſtellte. Somit thut man denn auch ſehr Unrecht, Börne als die Urſache jener kleinen revolutionären Vorfälle in Deutſchland und vor der Frankfurter Hauptwache anzuſehen — wie ſolches einige oberflächliche Köpfe behaupten — ihm lagen, wie allen großen Geiſtern, kleinliche Machinationen fern, und es würde eben ſo unrecht ſein, ihm ſolche Zufälligkeiten anzurechnen, wie Jean Jacques Rouſſeau die blutigen Gräuel der Guillotine der Freiheit. Die Philoſophie des vorigen Jahrhunderts verhinderte es, daß die Wahrheit gleich von vorne herein ein Spielball der Partheien wurde. Aber nachdem ſie die Sonne des Volks geworden war und auf den Höhen, wie in den Thälern leuchtete, hätte man beſſer gethan, ihren Wirkungen nicht entgegen zu ſein, indem man die Gluth jener Sonne gewaltſam ableitete; man hätte beſſer gethan, nachzugeben. Ja, das war das rechte Wort zur Abwendung des vergoſſenen Blutes, wie Mignet behauptet. Aber man gab nicht nach, und jetzt bemächtigten ſich die Partheien der Wahrheit und gaben auch nicht nach.

Die Menſchen werden immer ſo bleiben, wie ſie ſind, an dieſen Gemeinſatz glaubte Börne nicht in

dem Sinne, wie er gewöhnlich verſtanden wird. Es ſei bis jetzt noch nichts dafür gethan worden, die Menſchheit im Ganzen und Großen beſſer zu machen und ſie auf einen welthiſtoriſchen Standpunkt zu führen, behauptete er. Die Anfänge dazu geſtalten ſich und ſeien von dem vorigen Jahrhundert ausgegangen, das Ende könne man nicht abſehen, aber es werde ſich nur hinausſchieben laſſen, nicht verhindern. Der Gedanke, der ſeit 1792 die Welt bewege, ſei in der früheren Geſchichte gar nicht hervorgetreten, wenn man die Beiſpiele früherer Republiken anführe, ſo müſſe man bedenken, daß ſie auf ganz anderen Bedingungen baſirt geweſen ſeien. Die chriſtliche Religion habe ſich als Weltreligion Bahn gebrochen und die Idee der Freiheit müſſe auch unter den welthiſtoriſchen Geſichtspunkt gebracht werden. Das ſei aber früher nie geſchehen. Er läugnete es keinen Augenblick, daß die Leidenſchaften nur das Gepräge der Maſſe ſeien, und war — ſeltſam genug — darin ganz Göthe's Meinung; aber er behauptete zugleich, daß man bis jetzt bloß Sorge getragen habe, dieſe Leidenſchaften auf unedle und unvernünftige Zwecke zu leiten. Die

Vernunft der Einzelnen habe ſich der Leidenſchaften der Maſſe nie angenommen, man habe ſich dabei beruhigt, daß ſie unverbeſſerlich ſei.

Was ließe ſich hier nicht dafür und dawider reden, aber es handelt ſich nur darum, Börne's Streben rein und von den Neben-Abſichten, die man ihm unterſtellte, zu ſchildern.

„Die Maſſe iſt noch ſo roh, ſo unreif für die Civiliſation", dieſer Ausſpruch konnte ihm freilich Nichts gelten; denn ſeine Antwort war immer die: „ſo cultivirt ſie; zur Rohheit iſt die Menſchheit nicht geſchaffen."

Die Meinung, daß die Maſſe vielleicht zu civiliſirt gemacht und auf die Spitze getrieben werden könne, hatte er nicht. Verwies man ihn auf Frankreich, ſo behauptete er, die Schattenſeiten des Volkes wären dort Zufälligkeiten, die nicht aus der Civiliſation herrührten, ſondern aus den Hinderniſſen, die man ihr entgegengeſetzt habe. „Das Volk iſt immer gut und voll Glauben und Hingebung, aber der Ausſpruch „mundus vult decipi!" iſt das Geſetz derer, die es regieren."

Gegen dieſes Geſetz hat Börne von der Wage in Frankfurt an, bis zu ſeinem letzten Werke gekämpft und gerungen, und weil die Wahrheit nur dem Suchenden wird, und weil die Pfade zu ihr uneben und labyrinthiſch ſind, ſo hat er einen mühſeligen Weg zurückgelegt und iſt lange umhergeirrt. Aber das Ziel hat er erreicht „müde wie ein Jagdhund", wie er ſelbſt klagt, aber ſtark im Glauben, wie die Märtyrer alle. Als ich von ihm ſchied, drückte er mir die Hand: „Laſſen Sie Etwas von ſich hören."

Am Sonnabend, den 11. Februar, ſchrieb ich aus Frankfurt an Börne. Ich weiß nicht, war es Ahnung, oder Zufall, es trieb mich dringend, ihm zu ſchreiben. Aber ſtatt ihn, den Lebensluſtigen, der einſt im Vorgrund des Tages ſtand, mit der Gegenwart zu unterhalten, brachte ich weniger heitere Beziehungen in den Brief, ich erinnerte ihn daran, wie er einſt auf dem Père Lachaiſe neben Benjamin Conſtant, oder auf dem Cimetière de Picques neben Lafayette ruhen werde. Ein Freund, dem ich meine Mittheilungen vorlas, meinte, ich ſollte dieſe Perſpective ſtreichen, das Grab im Hin-

tergrunde möchte den nervös Aufgeregten unangenehm berühren. Dem Rathe folgend schrieb ich den Brief um. Er hat Börne nicht mehr unter den Lebenden getroffen; denn die Nachricht von dem Tode des Verfassers der Gedächtnißrede an Jean Paul war schon am 15. Abends in Frankfurt verbreitet. An demselben Tage wurde Börne in Paris beerdigt, und an demselben Tage kam jener Brief in die Hände seiner Freunde. Unwissentlich lieferte ich ein Fragment zu der Leichenrede an Ludwig Börne's Grabe, mein Schreiben war voll Erinnerungen seiner deutschen Freunde an ihn.

Was Victor Hugo von den großen Männern überhaupt behauptet, daß sie, gleich der Sonne, am schönsten bei ihrem Auf- und Niedergange seien, das hat sich auch bei Börne bestätigt. Er ist heiter und sorglos gestorben und in der Kraft seines Geistes, der bis zum gebrochenen Auge bei ihm verweilte. Es soll in der That eine erhebende Feier gewesen sein, Börne's Sterbestunde. „Wo bleiben denn die Jungen?“ so hatte er schon vor einigen Tagen gefragt. Paris ist so groß und so gewaltigen Treibens, daß dort Leben und Tod, ohne von einander

Notiz zu nehmen, neben einander hingehen. In der Manſarde verſcheidet ein Bettler und man findet kein Leichentuch in ſeinem Nachlaß, während im erſten Stock ein Mann des Tages ſeine Freunde und Anhänger zum glänzenden Diner verſammelt hat. Die „Jungen", auf die Börne ſo große Stücke hielt, ahneten nicht, wie nahe die Scheideſtunde. Man ſandte zu einem jungen Arzt, dem Doctor Hörle, aus Frankfurt. In deſſen Armen ſtarb Börne, gegen zehn Uhr Abends, wie ein Weiſer, ſchrieb man mir, mit Gedanken der Unſterblichkeit beſchäftigt und voll Muth und Zuverſicht. Er, der ſein ganzes Leben hindurch gekämpft und gerungen hatte, ſollte des Todeskampfes überhoben ſein, er ſollte in ſtiller Feier verglühen, wie die Sonne am Abendhimmel, nachdem ſie alle Mühen und Beſchwerden des Tages mit durchgemacht hat; ſein Tod ſollte das Facit ſeines Lebens herbeiführen: die Freiheit. Um neun Uhr fühlte er ſich ganz erleichtert, aber der Arzt erklärte, daß nun der Abſchied eintrete. Und ſo war es in der That. Die Anweſenden drängten ſich um ſein Bett und lauſchten ſeinen letzten Worten und hefteten die Augen auf

jene Züge, voll Leid und Schmerz. Todtenstille herrschte im Gemach, der alte Conrad Ulrich, dem Börne ein milder gütiger Herr gewesen war, hatte die Hände zum Gebet gefaltet. Von der Zerrissenheit, die man seinem Herrn so gelehrt und scharfsinnig angedichtet hatte, hatte er während seiner neunjährigen Dienstzeit Nichts erfahren, er verstand Nichts von den Lehren seines Herrn, aber er glaubte an ihn und an seine Liebe, die sich auch in den kleinsten Verhältnissen offenbarte. Eine Astral-Lampe, die Börne zu seinen Arbeiten geleuchtet, fiel um. Das war das einzige Geräusch während der langen bangen Stunde. Um zehn Uhr war Alles vorbei, die Freunde drückten sich die Hände, wie nach einem Siege; denn welcher Held kann sich des Lorbeers rühmen, ehe seine Stunde geschlagen hat. Dann ließ man seinen Thränen freien Lauf um den Freund; denn ein Solcher war Börne Allen, die da arm und gebeugt waren. Leute, die das Antlitz des Todten gesehen, behaupten, der leidende Zug um Börne's Mund sei ganz verschwunden gewesen, die Verklärung sei an seine Stelle getreten.

Man hat behauptet, die Worte Cambronne's

in der Schlacht bei Waterloo: „La garde ne se rend pas, elle meurt!“ seien die Fiction eines Journalisten; und Mucius Scävola und Lucretia seien von dem großen Sinn der Römer erdichtet worden. Die historische Kritik betrachtet auch den Wilhelm Tell als Fabel. Aber es gab eine Zeit, wo man groß genug war, um an die Wahrheit solcher Dinge zu glauben, die wenigstens aus einer Zeit stammten, die groß genug war, solche Dinge zu erdichten. Selbst Göthe meinte, was wir mit einer so ärmlichen Wahrheit sollten. Sie beweiset nur, daß wir sehr klein sind, obwohl ausserordentlich gelehrt. Ach! wir sind in der That sehr klein; denn Börne war wahrhaftig eine Wahrheit und seine Zeitgenossen machen ihn schon zu einer Fabel. Wird die Nachwelt gerechter seyn? Wenigstens wird sie partheiloser sein; denn die Zeit überzieht nur die Vorurtheile der Vergangenheit mit ihrem Rost, die Tugenden aber vergangener Jahrhunderte polirt sie und macht sie von Jahr zu Jahr glänzender und unsterblicher.

Börne ruhet auf dem „civilisirtesten“ Begräbnißplatz der Welt — sagte ein junger Schriftsteller,

Franz Dingelstedt — und gewiß, wer den Père Lachaise besucht hat, der wird sich entsinnen, daß dort so viel Ruhm und Unsterblichkeit auf einem verhältnißmäßig kleinen Flecke neben einander grünet und blühet, als anderwärts nicht in ganzen Ländern beisammen gefunden wird. Börne ruhet auf dem höchsten Gipfel des Todtengartens — den Namen verdient der Père Lachaise mit Recht — auf jener Höhe ist sein Grab, von wo aus man ganz Paris übersehen kann. Er liebte Blumen und Blüthen, wie Jean Paul, der unter ihnen lebte. Die irdischen Verhältnisse gestatteten Börne nicht, in der Zurückgezogenheit des Lebens in freier Natur zu sinnen und zu weben und zu dichten, wie jener; aber der Tod ist mild und voll Liebe, er hat ihn dort gebettet, wo die Blumen am schönsten blühen um ganz Paris, in dem Walhalla Frankreichs. Wir können uns darüber beruhigen, daß er nicht in deutscher Erde ruhet, er ruhet in geweihter Erde, wo man keinen Schritt geht, ohne großer Dinge zu gedenken und wo ein schönes Stück Weltgeschichte beisammen ist. Auf einem kleinen Fleck liegen Thaten von Jahrhunderten und die Anfänge einer neuen

Welt. Dort, auf dieſem welthiſtoriſchen Begräbniß-platz iſt auch Börne's Ruheſtätte. Wo anders hätte die Ruheſtätte der irdiſchen Überreſte eines Mannes ſein ſollen, deſſen Geiſt die Welt ſein Vaterland nannte und alle Menſchen ſeine Brüder, als dort. Alſo tröſten wir uns, und ſchreiben wir Kritiken darüber, ob Börne wirklich ein großer Schriftſteller geweſen iſt. Die Pariſer werden auch für ihn Blumen am Allerſeelentage haben, wo man hinaus-zieht zu den Todten und die Gräber ſchmückt und ſich berauſcht in Liebe und Verſöhnung.

Hören wir jetzt einen Berichterſtatter über Börne's Leichenfeier in den „Blättern für literariſche Unter-haltung" No. 69. und zum Schluß Raspail's, des Franzoſen, Worte am Grabe des großen Deutſchen:

„Der Zug bewegte ſich von der Rue Laffitte und über den größten Theil der Boulevards langſam nach dem Gottesacker des Père Lachaiſe. Hier an-gelangt, trugen die nächſten Freunde des Dahin-geſchiedenen den Sarg zur Ruheſtätte. Feierliche Stille, ein unbeſchreiblicher Ernſt bezeichneten den Augenblick, wo die Erde die Hülle dieſes mächtigen Geiſtes aufnahm. Zwei Deutſche, mir unbekannt,

ſprachen über der offenen Gruft mit edler Begeiſterung und aus voller Seele einige ergreifende Worte der Wahrheit, des Troſtes und der Hoffnung für kommende Zeiten. Nach ihnen ſprach noch Raspail, der wegen ſeiner lieberalen Grundſätze in den letzten Jahren ſo ſehr verfolgte ausgezeichnete Gelehrte, in franzöſiſcher Sprache Einiges über Börne's Stellung und Verdienſte, als Vermittler zwiſchen Frankreich und Deutſchland. Er hatte ſeit dem Erſcheinen des „Reformateur" mit Raspail in näheren Verhältniſſen geſtanden. Der Redner, dem die Macht des Wortes in ſeltener Vollkommenheit zu Gebote ſteht, erhob ſich vom tiefſten, innigſten Gefühle ergriffen, faſt zu prophetiſcher Begeiſterung. Vorzüglich die letzten Momente ſeiner Rede gaben dieſer einfachen, ſchlichten Todtenfeier einen erhabenen, großartigen Charakter. Sie war würdevoll, ergreifend und frei von jeder leidenſchaftlichen Aeußerung, wozu ſich die ſo lebhafte Theilnahme gleichgeſinnter Freunde an dem Schickſale des Geſchiedenen in dieſem Augenblick wohl hätte hinreißen laſſen können. Alles, was geſprochen wurde, trug den Stempel der lebendigſten Überzeugung, des edelſten Schmerzes, der kräf-

tigſten Hoffnung, zugleich aber auch einer Mäßigung und Ruhe, wodurch man die endliche Freiſtätte eines Verfolgten am würdigſten ehren mag.

Raspail's Rede lautet in der Ueberſetzung:

„Ich glaubte nur Thränen auf dieſes Grab weinen zu können, das Sie mit Blumen umkränzt haben. Aber die Freundſchaft, welche über der unbelebten Hülle unſeres großen Schriftſtellers wacht, fordert mich auf, ihm einige Worte der Erinnerung mit in die Gruft zu geben; in dieſem Augenblick einer ſo traurigen Feier hat die Freundſchaft die Kraft eines letzten Willens: ich gehorche, meine Herren, und Sie werden meinem Beiſpiele folgen, indem Sie mir Ihre Nachſicht bewilligen; ich hatte mich nicht zu ſo großem Schmerz vorbereitet.

„Meine Herren, ich habe die Hälfte unſeres Philoſophen, die dieſe Erde binnen Kurzem bedecken wird, nur wenig gekannt, und ich rechne dieſes Mißgeſchick zu meinen unglücklichen Ereigniſſen. Aber was die andere Hälfte betrifft, die uns bleibt, die tiefer als in Bronze gegraben, die dem Gedächtniß der Völker anvertraut iſt, welche ſeine Feder getröſtet hat, o! was dieſe unzerſtörbare

Hälfte betrifft, so habe auch ich sie genau gekannt, auch ich habe mich für würdig gehalten, sie zu lieben; und ich kann mit Ihnen sagen, ich habe nicht Alles verloren.

„Nicht, meine Herren, daß ich die Anmaßung hätte, Ihnen den Charakter des Genies Börne's zu enthüllen, Ihnen die magische Kunst dieses Styls zu analysiren, welche ihn zum populärsten Schriftsteller Deutschland's gemacht hat, die Macht dieses tiefen Gedankens zu schätzen, eines Gedankens, der unter dem Schleier der glücklichsten Einfachheit so viel zu jener friedlichen Umwälzung beigetragen hat, die Deutschland an seinem Busen erwärmt. Bei der ersten Zusammenkunft mit Ihnen würde ich Sie darum bitten, mich diese letzte Pflicht erfüllen zu lassen, wenn die mangelhafte Erziehung, die wir in Frankreich erhalten, es mir möglich machte, die Schönheiten einer Sprache zu empfinden, die so süß zum Ohre und zum Herzen tönt.

„Leset, leset! würde ich Ihnen zurufen, wie man an Molière's Grabe den Mysanthrop und Tartüffe las, an Börne's Grabe einige jener auserwählten Stücke, die Deutschland in fünfzehn Bän-

den gesammelt hat, anscheinend eine umfassende Sammlung und doch zu kurz für den Leser. Wie manche nächtige Lampe des im Lesen dieser Sammlung Vertieften erlosch erst beim Beginn des Tages. Wiederholt uns eine jener Allegorieen, in welchen Börne mit jedem Federzug eine Wurzel des werdenden Despotismus abschnitt, wiederholt uns, zumal an diesem Orte, wo Thränen fließen, eine einzige jener tausend Seiten, in welchen Börne die Armen die Ergebung und die Reichen die Wohlthätigkeit, die Geächteten die Liebe zu einem Vaterlande lehrte, das sie zu vergessen schien; bewundernswürdige Werke, die man bei Ihnen in den Palästen, wie in der Hütte findet; denn sie zeichneten eine Zukunft, die keine andere Kategorie unter den Menschen gestatten wird, als die der guten Menschen unter einander, die sich gegenseitig hienieden unterstützen.

„Aber, meine Herren, auch ohne Ihre Sprache zu verstehen, wurde mir das Glück zu Theil, Börne zu lesen und zu begreifen, und ich besitze ihn eben so gut, wie Sie. Er willigte eines Tages darin, in Frankreich die Sprache zu reden, durch welche er deutsche Herzen so tief bewegt hat, und er that

Wunder; er wurde in Frankreich, wie in seinem Vaterlande verstanden, er hatte sich selbst übersetzt; und seit seinem Debut hatte er in der ersten Reihe unserer Original-Schriftsteller Platz genommen; mißgönnen Sie mir nicht ein Gefühl, das aus Dankbarkeit sowohl, wie aus Eigenliebe fließt, es war in dem Reformateur, wo Börne sich als französischer Schriftsteller zeigte. Hätte ich geahndet, in Ihrer Mitte das Wort zu nehmen, ich würde jene kostbaren Fragmente mit hieher gebracht haben, deren Andenken meinen Kummer verdoppelt. In seinem Style fand man Béranger und Paul-Louis-Courier vereint; aber sein Gedanke war zehn Jahre jünger; und zehn Jahre sind in der Revolution, in der jeder von uns begriffen ist, ein Jahrhundert des Fortschritts. Sie haben bemerken müssen, daß seine Feder im Französischen diesen unbeschreiblichen Zauber bewahrt hatte, der sich in geistreicher, oft sarcastischer Weise ankündigt und mit einem tiefen Gedanken und einem hochherzigen Gefühle endet, gleich jenen ausländischen Früchten, die mit einem piquanten und fremdartigen Geschmack beginnen und sich in Wohlgeruch auflösen. Börne,

Iſraelite von Geburt, war in ſeinen Schriften meiner, unſerer Religion, der Religion der guten Menſchen aller Länder; er glaubte an die allgemeine Verbrüderung, an die Gleichheit, die man annimmt und die man nicht auferlegt; der Krieg der Völker unter einander ſchien ihm ein Verbrechen, einzig und allein zum Vortheil Einzelner begangen; die Nationalität ein ärmlicher Gedanke. Die Natur hatte in ſeinen Augen der Geſelligkeit keine Grenzen in ſchwarz oder roth gezogen; auf der Oberfläche einer Erdkugel waren die Säulen des Herkules eine Chimäre; er ſah den Koloß des Fortſchrittes beide Ufer des Fluſſes, der zwiſchen Frankreich und Deutſchland fließt, überſchreiten und den Völkern beider Ufer, indem er ihnen die Hand zur Verſöhnung reichte, es in's Gedächtniß rufen, daß ſie einem Geſchlecht angehören, und daß ſie denſelben Pflichten unterworfen ſind. Und er ſagte das Alles, ohne ſich in einem Lande etwas zu vergeben, wo die Gaſtfreundſchaft Ihnen nur unter ſtets beunruhigenden Bedingungen gewährt iſt, und wo die wenige Sonne, um welche Sie uns bitten, mit einem Schleier verhüllt wird, deſſen äußerſten

Saum zu lüften, Ihnen nicht gestattet ist, wollen Sie sich nicht einem Sturme aussetzen. Es bedarf eines großen Talentes, um einen Schein von Freiheit inmitten so vieler Hindernisse zu bewahren, und große Dinge unter dem Degengeklirre so kleiner Geister in gehöriger Weise zu besprechen. Dieses Talent hat Börne in Frankreich zur höchsten Stufe der Vollendung getragen. In diesem durchsichtigen und ärmlichen Körper, der sich über die Erde, wie über ein Vaterland schleppte, das ihm nicht angehörte, wohnte eine Seele, die für das Gute brannte, für das Schlechte litt, für die Vertheidigung der heiligen Sache des Volks kämpfte; dieser Körper gehörte einem in sein Schicksal ergebenen Kranken an, einem tiefdenkenden und bescheidenen Schriftsteller, einem Märtyrer, bereit zu jeglichem Leid und jeglicher Duldung und der sich den unglücklichsten Verhältnissen weihte; das Emblem der Tugend, die sein Talent ausmachte, malte sich in diesem unter Leiden lachenden Antlitz, in diesem satyrischen Ausdruck, den ein von der ausgesuchtesten Sensibilität entlehnter Blick belebte.

„Doch Ihre Literatur wird alle diese Dinge be-

ſer zu ſagen wiſſen, als ich, und ich werde mich nicht ſo weit vergeſſen, das Gemälde vervollſtändigen zu wollen. Frankreich, in deſſen Namen ich leider allein ſprechen muß, und das meinen Worten nicht widerſprechen wird, Frankreich wird Börne Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, die bei uns immer ſpät kömmt, aber die niemals am Grabe ausbleibt. Börne iſt weniger bei uns bekannt geweſen, weil man, um bei uns von ſich reden zu machen, Genoſſen haben muß, und Börne hatte nur Bewunderer. Aber der Tod verſöhnt das Genie mit dem undankbaren Ruf, und unſere Literatur wird, ſo hoff' ich, eine ihrer ſchönſten Kronen auf dieſes Grab heften, welches die Natur mit den einfachen und natürlichen Blumen ſchmücken wird, mit denen ſie ſtets am Grabe des Armen und an dem des Freundes der Armen ſo freigebig iſt.

„Was mich betrifft, der ich hier nur den Tribut meines Schmerzes darbringe, ſo grüß' ich dich, o Börne, nicht in dieſer Gruft, die bald drei Fuß Erde decken werden, ſondern in jenen lichten Räumen, wo unzählige Welten in unerforſchter Harmonie über dieſer kleinen Erde rollen, die wir un-

ſer Univerſum nennen; ich grüße Dich in jener großen Werkſtatt der Intelligenz, wohin deine Seele empor-ſtirg, wie zu ihrer Quelle. Du empfängſt jetzt unſere Ehrenbezeugungen, nicht als leere Formen, ſondern als den Tribut der Gerechtigkeit; Du würdigſt jetzt deine Schriften mit demſelben Auge, mit welchem wir ſie ſtets gewürdigt haben, Du haſt deine Beſcheidenheit mit in's Grab gegeben, indem Du ſelbſt in die Heimath der Wahrheit übertratſt. Mögeſt Du ſelig ſein, o Börne! mögeſt Du dich ſelbſt erkennen! Und wenn zwiſchen den Todten und Überlebenden ein Geſetz geiſtiger Mittheilung von den Regionen herab, wo du wandelſt, beſteht, ſo ſende uns auf den Schwingen der Ahnung einige jener troſtreichen Wahrheiten, die Du jetzt im offenen Buche lieſeſt, für die Zukunft, die uns verborgen iſt. Inmitten des Schauſpiels ſo vieler ſyſtematiſchen Verderbniß, ſo vieler treuloſen Freundſchaft, das von Tage zu Tage mehr hervortritt, wird dieſer Traum den Kummer mildern, der uns drückt, den Kummer, daß wir Dir noch nicht gefolgt ſind, nach Oben."

Vielleicht wird die deutſche Kritik ſich der Worte

Raspail's erbarmen und mit der Brille auf der Nase unterſuchen, wie viel literariſche Wahrheit in ihnen enthalten iſt. Dazu möchte ich wenigſtens keine Veranlaſſung gegeben haben. Ich führe Raspail's Rede nicht als wiſſenſchaftliches Kriterium Börne's an, ſondern um den Geſichtspunkt darzuthun, aus welchem ein in der literariſchen Welt gefeierter Mann, ein Franzoſe, den heimathloſen Deutſchen beurtheilte. Die Worte Raspail's ſind kein Panegyrikon — das werden wir eingeſtehen müſſen — ſie ſind keine oratoriſchen Floskeln, ſondern Gedanken, die einem großen Herzen und einem über die Verhältniſſe emporragenden Geiſte entſtrömen. Es iſt eine Aeolsharfe, die an dieſem Grabe klingt, indem der Hauch der Liebe ihre Saiten berührt. Aber dieſe Worte beweiſen, daß Börne eine Stelle in Frankreich hätte einnehmen können. Der Franzoſe Raspail zählt ihn den erſten Schriftſtellern Frankreichs bei. Das iſt eine Conceſſion, die ſelbſt unſere Literatur-Zeitungen nicht füglich werden beſeitigen können; eine Conceſſion, wie ſie bis jetzt noch keinem Deutſchen von der franzöſiſchen Literatur gemacht wurde. Was folgt aus dieſer Conceſſion? Börne hätte ſich mit

ſeinem Geiſt eine neue Heimath erobern können, eine Heimath, die dem Genie Anſehen und Glanz verſprach und eine Zukunft des Ruhms. Wenn er es unterließ, wenn er nie an ſich dachte, ſondern nur an ſeine Miſſion und an die Heimath, die er der Menſchheit gründen wollte, ſo werden wir ihm Eins nicht verſagen können: unſere Achtung. Weiter hat Börne Nichts verlangt, als die Achtung der Welt. Und in der That, ich glaube, ſein Leichenzug war größer, als die Zeitungen berichteten. Tauſende ſind in aller Stille mit zum Père Lachaiſe gewallfahrtet und haben eine Thräne in die Blumen gelegt, die das Grab Börne's umkränzen. Und ſo viel Thränen, als um Börne floſſen, ſo viel Brillanten ſchmücken den Ordensſtern erſter Klaſſe, der Börne von der Menſchheit mit in's Grab gegeben wurde.

Gedruckt bei C. C. Kohler und H. Teller in Offenbach a. M.

# Verbeſſerungen.

Seite 79 Zeile 10 v. u. lies: Achilles-Ferſe ſtatt: Achilles-Verſe.
• 80 • 2 v. u. • der Schild • das Schild.
• 94 • 11 v. u. • Galloix • Halloix

# Die drei Septembertage

der

# Georgia Auguſta

im

## Jahre 1837.

Von

Eduard Beurmann.

Frankfurt a. M.
Verlag von Carl Körner.
1838.

# Vorwort.

Nach allen Richtungen hin hat man über das Jubiläum der Georgia Augusta berichtet. Vierzehn Tage hindurch drängten sich die Correspondenzen über diesen Gegenstand, und was von den Berichterstattern an Enthusiasmus aufgetrieben werden konnte, wurde den Festlichkeiten untergeschoben, die doch im Ganzen einen allzu officiellen Charakter behaupteten, als daß man aus ihnen alle jene Beziehungen hätte herausfinden können, die in den fraglichen Correspondenzen als der Mittelpunkt der Feier angegeben wurden. Nach ihnen ließ dieselbe

in ihrer äußeren Anordnung weder etwas zu wünschen übrig, noch auch erreichte sie nicht die weiteste nationale Ausdehnung, man hätte vielmehr glauben sollen, das deutsche Volk habe sich ganz und gar den Göttinger Professoren hingegeben und der Zufluß zum Feste sei sogar ein europäischer gewesen. Wenn dem nun nicht in jeder Hinsicht also war und die Berichterstatter vielmehr, wenn auch in keine juristische Fiction — denn der Thatbestand der Feier hatte ganz seine Richtigkeit — doch in eine poetische verfielen, indem man auf den gegebenen Stoff Folgerungen stützte, und aus ihm Hyperbeln ableitete, die durchaus nicht in nothwendigen Beziehungen zu demselben standen — so mag eine unbefangenere Beschreibung des Jubiläums wohl an der Zeit sein.

Ich habe bei dieser Gelegenheit zugleich meine Blicke auf die Vergangenheit und Zukunft des deutschen Universitätswesens gerichtet, und mir erlaubt, dasselbe von dem Gesichtspunkte der Zeit und des Fortschrittes zu betrachten, mit einem Worte also, vom modernen Standpunkte aus. Diese Institute waren bis jetzt gewissermaßen ein Monopol der Gelehrsamkeit und der Regierungen, das Volk stand ihnen zu fern, als daß sich eine Stimme desselben, in Betreff ihrer, hätte geltend machen können. So sehr diese Position der Universitäten auch den Unterricht und die wissenschaftliche Cultur sicher stellen mochte, so wenig war sie doch dazu geeignet, dem Volke, aus welchem jene nicht hervorgegangen waren und zu welchem sie in keinen innigen Beziehungen

ſtanden, einen kräftigen Impuls zu geben. Vielleicht wird ſich auch dieſes Verhältniß mit der Zeit umgeſtalten, bis dahin aber kann es nicht ſchaden, die Vorurtheile, die unſere Wiſſenſchaft gegen das Volk hegt, dem ſie doch zunächſt aufhelfen ſoll, zu bekämpfen. Auch das hab' ich verſucht, denn ich bin nicht des Profeſſors Ottfried Müller Meinung, daß wir Deutſche wirklich noch in der Hinſicht „Barbaren" ſind, daß unſere Bildung nie als eine „Blüthe eines geſunden Organismus im Volksleben" ſich entwickeln kann. Wie geſagt, ich halte dieſe Meinung nur für ein Vorurtheil der deutſchen Gelehrſamkeit, die ſelbſt die Philoſophie des Wiſſens der des Lebens vorziehen wird. Ich halte noch viele andere Dinge, auf welche ſich unſer jetziges Univerſitätsweſen

stützt, für Vorurtheil. Ueber diese Beziehungen nun hab' ich mich auch in der vorliegenden Schrift ausgesprochen. Sie soll nicht den heilsamen Einfluß der Universitäten bestreiten, sie soll vielmehr nur andeuten, daß man ihre Grenzen erweitern und sie in Berührungen zu dem Leben im Staate bringen müsse, während sie bis dahin dem Staate als Maschine dienten und das Leben in ihm sich maschinenmäßig unterordneten. Freie Wirkung und Gegenwirkung fand zwischen Beiden, trotz aller Censur- und Lehrfreiheit, nicht statt, eine Behauptung, die durch die Erklärung der bekannten sieben Professoren, in Betreff des königlichen Patents, und deren Folgen zur Genüge erwiesen wird.

Wenn in meiner Schrift die gelehrten De-

tails der Saecularfeier fehlen, so wird man bald einsehen, daß diese hier um so weniger an ihrem Orte sein würden, als ich überhaupt keine historische Beschreibung der Festfeier, die von dem Drange der Ereignisse selbst in Hannover bereits in den Hintergrund geschoben sein wird, geben wollte, vielmehr dieselbe gern den Göttinger „gelehrten Anzeigen" überließ, oder anderen Schriften, die sich die Verherrlichung des Jubiläums zur Pflicht machen. Wo aber irgend jene Details zu meiner Absicht paßten, da hab' ich ihrer Erwähnung gethan.

Im Uebrigen wollte ich von dem Leben der Göttinger Saecularfeier unvartheiische Kunde geben und den Jubel der Zeitungen commentiren. Wenn ich dabei zu Zeiten lustig geworden bin, so mag man das auf die Rech-

nung der in mir verwaltenden Neigung zum Humor ſchreiben, den ich gegen alle Uebertreibungen gern anwende. Ich urtheile als Augenzeuge, die Schlußfolgerungen ſind aber nur ſubjectiv. Das wolle man ſtets bedenken. Es iſt leicht möglich, daß Andere von dem Feſtjubel auf einen europäiſchen Höhepunkt getragen wurden, während ich ruhig innerhalb der localen Grenzen ſtehen blieb, vor der Universitäts-Bierſchenke oder in der Aula. Wie geſagt, dieſer beſchränkte Standpunkt lag vielleicht an mir ſelbſt, und ich beſeitige in dieſem Falle im Voraus alle Widerlegungen, wegen meiner Theilnahmloſigkeit; denn wer kann der Phantaſie gebieten. Was aber die Thatſachen anbetrifft, ſo glaube ich ihnen ihr Recht gelaſſen zu haben. Und doch, da fällt mir noch

eine Vergessenheit ein, die ich hier nachholen kann; am ersten und zweiten Tage der Festfeier ging Abends ein Seiltänzer auf straffem Seile von ebener Erde zu einem achtzig Fuß hohen, thurmähnlichen Gerust, ohne den Hals zu brechen. Sein Name fällt mir leider nicht wieder ein.

Frankfurt a. M. im November 1837.

Der Verfasser.

Der dreißigjährige Krieg hatte nicht nur die Nationen, sondern auch die Wissenschaften verwildert. Aber die Geschichte bedurfte eines Gewitters; denn das elektrische Gleichgewicht des Glaubens und der Vernunft war schon vor der Reformation untereinander und mit der Welt gestört worden; die Wärme jener mußte dazu dienen, die Elektricität in Blitz und Donner und in Strömen Blutes zu entladen. So wird die Atmosphäre der Weltgeschichte dann und wann gereinigt werden, damit die Bestimmung der Menschheit in Erfüllung gehe.

Ich will nicht sagen, daß die Resultate der Reformation uns bis jetzt die Kosten derselben eingebracht haben, denn man könnte mir sogar einwenden, der Wahn der Zeit und der neckische Geist des Papstthums würden doch binnen Kurzem ohne jenen Act und vielleicht unter günstigeren Bedin-

gungen in Ohnmacht gefallen sein, weil die Zeit einmal zur Aufklärung inclinirte. Aber die Geschichte führt nicht ängstlich Buch über Ausgabe und Einnahme, sie rechnet überhaupt nicht, sie deckt mit dem Erfolg einer Speculation den Verlust der anderen. Und dann ist die Geschichte auch in ewiger Entwickelung begriffen, Alles ist Anfang, Fortsetzung, und der Schluß liegt hinter jenem Vorhange, den wir nicht durchdringen können, mögen wir nun an das historische Weltgericht, oder an die Negation in der Geschichte glauben. Die Reformation kennen wir demnach bis jetzt auch nur in ihrem *ersten Theile, in der Theologie* z. B., die Gott zu einer Wissenschaft machte, in dem häuslichen Leben der Deutschen, in der Gelehrsamkeit, in der Vereinigung der moralischen Macht der Kirche mit der materiellen der Fürsten, in der durch die Reformation wenigstens vorbereiteten Aufhebung des deutschen Reichs, und in jenen zwanzig Universitäten, die gewissermaßen die nächste Folge der kirchlichen Umwälzung waren.

Luther selbst mochte den größten Antheil an dieser Wendung der Verhältnisse haben, wenigstens

iſt ſo viel gewiß, daß er den Zuſammenhang aller Dinge überſah, daß er es überſah, wie Geiſt und Körper in einander greifen und wie materielle und moraliſche Intereſſen ſich vermengen. Luther reformirte die Welt von dem Standpunkte der Intelligenz aus, nicht von dem der Humanität, er ſchlug die Macht der Prieſter und befeſtigte die Macht der Fürſten. Während die Reformation ſelbſt, wie ſie ſich entwickelte, am Ende kaum in Luthers Abſicht lag, iſt ihr Stillſtand in der That ſein Werk, wenn anders die einmal abgeſchoſſene Kugel noch zu lenken wäre. Wie geſagt, die Reformation iſt kein fertiger Abſchnitt der Weltgeſchichte, ſie hat ſich ſeit dem Bauernkrieg in analogen Conſequenzen geäußert.

Ich ſprach von den Univerſitäten; ich erblicke in ihnen eine Befeſtigung der gelehrten Ariſtokratie. Dieſen Zweck mußten die proteſtantiſchen Univerſitäten gewiß zunächſt erfüllen; die Fürſten erhielten durch ſie die treueſten Diener und eine Gewalt gegen das Volk, die aus Intelligenz und Glauben gemiſcht war. Nur andere poſitive Glaubensformeln vertraten die des Pabſtes und der

Kirche. Freilich bot dieſe Art und Weiſe, den lieben Gott zu erklären, keine ſichere Garantie für die Zukunft, der blinde Glaube war dem Pabſte von größerem Nutzen geweſen, als der ſehende der weltlichen Macht; allein man konnte ſich in der Noth nicht beſſer helfen, und bis jetzt hat man wenigſtens noch nicht direct an der Reformation gelitten. Zwar kamen die ſymboliſchen Bücher nach und nach bei den Theologen außer Mode, man räumte die Glaubensvorſchriften bei Seite, man ſehnte ſich nach größerer Freiheit und fand ſie darin, daß man die Bibel zu eigenen Syſtemen benutzte. Aber die Dogmatiken blieben vorerſt nur Sache der Wiſſenſchaft, ſie konnten der weltlichen Macht nicht ſchaden. Man iſt daher nur in der neueſten Zeit, wo ſich ſo manche auffällige Thatſachen begegneten, darauf aufmerkſam geworden, daß man den Theologen doch nicht zu viel Spielraum geſtatten dürfe, und die ſupernaturaliſtiſche Parthei iſt von den Regierungen ſogar im Stillen begünſtigt worden.

Die älteſten Univerſitäten waren von ſelbſt entſtanden, gleichſam ohne beſtimmte Abſicht. An

einigen Orten traten Lehrer auf, wie Prediger in der Wüste. Um sie sammelten sich die Schüler, man gab sich eine Verfassung, eine Gerichtsbarkeit, Gesetze. Das waren allerdings freie Universitäten. Hatten sich indeß schon lange vor der Reformation die Regierungen in diese Verhältnisse gemischt, so geschah das nach der Reformation noch mehr. Sollten die Universitäten eine Stütze der Regierung sein, so mußten sie natürlich beaufsichtigt werden. Man gab zwar die Cultur der Wissenschaften frei, und im Conversationslexikon steht es sogar gedruckt, daß die Lehrer an einer Universität durch nichts Anderes beschränkt sein sollen, als durch „die Grundsätze der Vernunft bis zu der gegenwärtigen Zeit", aber die Erfahrung hat es uns gelehrt, daß „diese Grundsätze der Vernunft bis zu der gegenwärtigen Zeit" nur unter Bedingungen geltend gemacht werden dürfen. Also man beaufsichtigte die Universitäten, während man sie in der Form von dem Staat schied und selbstständig erscheinen ließ. Das hatte seine großen Nachtheile, weil die Form an die Stelle der Wesenheit trat. Wir haben bis auf den heutigen Tag kaum den

mittelalterlichen Barbarismus der Universitäten abgeschliffen, wir haben, statt der „Nationen" der alten Universitäten, „Landsmannschaften", wir haben eine abgesonderte Gerichtsbarkeit, wir haben Privilegien der Universitäten, mit einem Worte, es findet noch mehr oder weniger eine Absperrung dieser Anstalten vor dem Leben im Staate und von dem socialen Fortschritt statt, während die Regierung die Universitäten überall in ihren inneren Beziehungen unter die sorgfältigste Controle stellt. Ich will die Nothwendigkeit dieser Beaufsichtigung durchaus nicht in Abrede stellen, aber weshalb bemühte man sich nicht auch, die Form zu vernichten, die freilich weniger den Staat gefährdete und die bestehende Ordnung der Dinge, als die Individuen. Oder wird man es in Abrede stellen, daß jene Scheidung der Universitäten von dem socialen Leben, den Studirenden, wie den Studien nachtheilig war. Hier fand keine Vermittelung, kein Uebertritt in den Staat, sondern ein jäher Sprung statt. Bis dahin waren wir „Vandalen", „Saro-Borussen", „Teutonen", „Westphalen", „Curonen", „Holsaten", „Allemannen" und weiß Gott!

was für wilde Völkerschaften gewesen; jetzt sollten wir zunächst Menschen, dann Bürger und am Ende vielleicht sogar Beamte werden. Wie konnten wir dazu auf Universitäten den Grund legen? Im besten Falle machten wir ein gutes Examen.

Die höhere Aufgabe der Universitäten ist in der Wirklichkeit sehr dürftig erreicht worden, einen Einfluß auf die Nation haben sie nie geübt. Man könnte sich sogar fragen, ob sie des Aufwandes werth seien, den sie gekostet; denn jene wenigen, welche aus ihnen hervorgingen und durch sie ihren Namen an die Geschichte der Literatur und Staaten knüpften, würden auch vielleicht unter anderen Verhältnissen, wenn auch nicht so bequem, ihr Ziel erreicht haben. Wie Viele aber gingen an der Universität zu Grunde, entweder an ihrem mittelalterlichen Barbarismus, der ein junges feuriges Gemüth in die Abenteuer vergangener Zeit versetzte, oder an anderen Verirrungen, die nicht nur die Individuen, sondern auch den Staat bedrohten. Diese Mißverhältnisse leite ich lediglich aus jenem Verfahren der Regierungen her, welches Institute, die sich mit der Zeit stets in einer Parallele erhal-

ten sollten, in ihrem Wesen beschränkte, während sie in ihrer äußeren Gestaltung vergangenen Jahrhunderten anzugehören schienen. Wären nicht demagogische Umtriebe von den deutschen Universitäten ausgegangen, man würde sich vielleicht noch nicht um eine Reorganisation derselben bekümmert haben. Jetzt aber richtete man ein ernstliches Augenmerk auf Anstalten, an die sich die ganze Zukunft der Staaten knüpfen konnte. Man hat sie nicht bloß unter Aufsicht, sondern auch unter die strengste Aufsicht gestellt.

Im Allgemeinen ist man aber auch hiebei nur polizeilich zu Wege gegangen. Man hat die mittelalterlichen Auswüchse des deutschen Universitätswesens beschnitten, ohne demselben eine andere Richtung zu geben. Zunächst hätte man gewiß die ursprüngliche Tendenz der Universitäten in's Auge fassen müssen. Diese Tendenz war freie Cultur der Wissenschaft, ohne Rücksicht auf specielle Staatszwecke. Wer einen Drang nach Bildung fühlte, der konnte sie dort in vollstem Maaße erlangen. Wenn nun die Universitäten später in Beziehungen zu dem Staate gebracht wurden, so

braucht man sich freilich nicht zu wundern, daß sie, wie alle Lehr-Anstalten, dem Staatszweck untergeordnet wurden, aber eine Nothwendigkeit für eine Anstellung im Staate hätte man nie aus ihnen machen sollen. Dadurch sanken sie offenbar in die Kategorie gewöhnlicher Schulen herab, zu denen man im besten Falle keinen anderen animus mitzubringen brauchte, als den der künftigen Existenz. So wurde die Götterspeise der Wissenschaft zu hausbackenem Brode herabgewürdigt. Ich weiß es wohl, daß die Absicht der Regierungen dabei allgemeine Verbreitung und Befestigung der Wissenschaft im Staate war; aber die Wissenschaft läßt sich keinem Handwerkszwange unterordnen. Am Ende genügte sogar eine Bescheinigung des triennii und daß man diese, oder jene Collegia belegt und besucht habe, zur Zulassung zum Staats-Examen. Wie man sie gehört und nach Resultaten fragte Niemand; denn um das Examen zu überwinden, bedurfte es im schlimmsten Falle des mäßigsten Studiums der Compendien und Hefte selbst nach Ablauf der Universitätszeit. Es war also gewiß, daß man eben so gut ein Staats-Examen machen

könnte, wenn man gar keine Universität besucht hatte. Ja es traf sich sogar häufig, daß Leute, die ihre Studien absolvirt und sogar das Doctor-Diplom errungen hatten, mit diesem Documente in Händen durch das Staats-Examen fielen und ohne zweites Triennium, nachdem sie später in ihrem Geburts- oder Wohn-Orte die Wissenschaft, die ihnen zu Brode verhelfen sollte, dürftig erlernt hatten, zu einer Anstellung gelangten. Freilich lagen solche Fälle mehr an dem Leichtsinne und der Habgier dieses oder jenes Professors, der sich die Decanats-Gebühren nicht durch die Verweigerung des Doctor-Diploms entgehen lassen wollte, als an der Universität, aber man sieht doch, bis zu welchen Uebertreibungen und lächerlichen Extremen jene Einrichtung führen konnte, die die Anstellung im Staate von dem Triennium abhängig machte.

Vor allen Dingen wäre also wohl die Emancipation der Wissenschaft von dem Zwange als die Grundlage eines besseren deutschen Universitätswesens zu betrachten. Man müßte zu Staatsämtern ohne Universität gelangen können.

Weiter hat man die Universitäten häufig in kleinen Landstädten etablirt. Man mochte dabei zweierlei beabsichtigen, einmal den materiellen Wohlstand eines solchen Ortes und dann die Absonderung der Wissenschaft von den Zerstreuungen großer Städte. Jenes durfte immer nur Nebenzweck sein, dieses hatte den Nachtheil, daß es die Studirenden auf sich beschränkte. Man wollte die Wissenschaft forciren, und man unterstützte den Vandalismus. In welcher großen Stadt würde sich das Unwesen der Universitäten auf lange Zeit gehalten haben. Hier müßte es sich bald an dem übrigen Leben abschleifen, während es dort üppig-wuchernd, ohne alles Hinderniß und jede sociale Anlehnung emporwuchs. Die Einwohner jener kleinen Städte wußten, was sie an der Universität hatten, sie betrachteten sie als die Quelle ihrer Existenz, sie unterwarfen sich nicht der Cultur, die sie nichts anging, sondern dem jugendlichen Muthwillen mit einem Servilismus, der überall stattfinden wird, wo uns nicht höhere Rücksichten, als das tägliche Brod und der Geldgewinn leiten. Die Universitäts-Polizei mußte nun da von Amtswegen einschreiten,

wo alle moraliſche Vermittelungen unmöglich waren. Man hat es freilich neuerdings in den meiſten kleineren Univerſitäts-Städten verſucht, die Studirenden in innigere ſociale Beziehungen zu den Profeſſoren zu führen, allein ſolche Verſuche werden ſich doch immer nur auf Auserwählte erſtrecken können. Dieſe geben aber in dem ſogenannten Burſchenleben nicht den Ton an, derſelbe geht vielmehr von jenen aus, mit denen ſich anſtändige Leute ungern einlaſſen.

Mit einem Worte, die Univerſitäten in kleinen Landſtädten, die von den Studirenden im eigentlichen Sinne des Worts abhängig ſind, werden ſich am wenigſten in eine Parallele mit der Zeit und dem Fortſchritt bringen laſſen. Die Geſchichte der Univerſitäten knüpft ſich freilich zunächſt an Klöſter und Stiftskirchen, aber ſchon in jener barbariſchen Zeit, wo die Wiſſenſchaft nur unter kirchlichem und mönchiſchem Einfluß ſtand, ſuchte man ſich einen größeren und freieren Wirkungskreis. Es traten Lehrer außerhalb der Dom- und Kloſterſchulen mit neuen Wiſſenſchaften auf, und die Univerſitäten zu Paris, Salerno, Montpellier, Bologna, Pa-

dua u. ſ. w. entſtanden. Die Reformation erſt verlegte die Univerſitäten in kleinere Städte, wie ſie denn überhaupt das öffentliche Leben hinter die Wiſſenſchaft zurückdrängte. Bis dahin hatte man die Univerſitäts-Orte an die Wiſſenſchaft geknüpft, die ſich niederließ, wo ſie den ihren Beſtrebungen am meiſten zuſagenden Boden fand. Jetzt knüpfte man die Wiſſenſchaft an die Univerſitäts-Orte.

Man hat zwar behauptet, Univerſitäten in größeren Städten würden den Andrang der Studirenden vermehren. Aber ſollte das ein Grund ſein, ſie aus dem Leben zu entfernen und auf die Einöde zu beſchränken? Wenn man den Andrang zu den Studien nicht auf andere Weiſe verhindern kann, ſo laſſe man ihm in Gottes Namen freien Lauf. Dieſer Andrang würde in der That weit beſſer beſeitigt werden, könnte man ſich entſchließen, die Univerſitäten frei zu geben und die Anſtellung im Staate nicht von ihnen abhängig zu machen.

Ich weiß es wohl, man wird zu dem letzteren Schritt um ſo weniger geneigt ſein, als man ſich fragen möchte, welchen ſpeciellen Nutzen dann die Univerſitäten dem Staate gewähren würden. Für

den Staatszweck im engeren und engherzigen Sinne würden sie in diesem Falle sehr überflüssig sein, die Wissenschaft, als Accessorium des Staats, würde auf ihnen nicht mehr cultivirt werden. Und um diese Wissenschaft zu ihrem göttlichen Ursprung zurückzuführen und sie von störenden Eindrücken zu befreien, möchten die Ministerien des Unterrichts keine Gelder zu bewilligen haben. Nein, die Universitäten sollen in Deutschland zumeiß den Zweck von Schulen erfüllen, sie sollen jenes große Maschinen-Wesen der Intelligenz ergänzen und nimmermehr zu der alten Freiheit zurückkehren.

Vor alten Zeiten ging es der Wissenschaft, wie der dramatischen Kunst, sie führte ein Vagabunden-Leben. Noch in späterer Zeit, als Kaiser Wenzel sich durch das Ansehen der beiden berühmten Lehrer an der Prager Universität: Johann Huß und Hieronymus von Prag bewegen ließ, die böhmische „Nation" in drei „Nationen" zu theilen, verdroß das die deutschen Professoren und Lehrer. Mehre Tausende zogen gen Leipzig und stifteten dort die Universität. Aber unsere jetzigen Professoren kennen die Aufopferung so wenig, wie unsere Hof-

ſchauſpieler, ſie werden nicht einmal ihre Stellen niederlegen, wenn es ſich um eine Beeinträchtigung der Wiſſenſchaft, zum Beſten des Staatszwecks handelt. Als neuerdings den juriſtiſchen Facultäten der deutſchen Univerſitäten die Begutachtung politiſcher Verbrechen entzogen wurde, erklärte freilich ein Göttinger Profeſſor, daß durch eine ſolche Maßregel eine weſentliche Quelle des praktiſchen Rechtsſtudiums verſtopft werde; aber dieſe Erklärung wurde zugleich durch einen höchſt kunſtlichen Judicienbeweis gegen politiſche Verbrecher unterſtützt, der Profeſſor lieferte ein argumentum ad hominem, daß die feinſte Blüthe juriſtiſchen Scharfſinns nur auf den Univerſitäten zu finden ſei und daß man der Facultät Gelegenheit geben müſſe, dieſelbe an den Tag zu legen. — Natürlich hatte das nicht einen ſolchen Erfolg, wie jener Act, der die Leipziger Univerſität hervorrief.

Göttingen war eine der erſten deutſchen Univerſitäten, die zwar als eine ſelbſtſtändige, allein der Regierung untergeordnete Corporation geſtiftet wurde. Die Aufſicht und Leitung der innern Angelegenheiten wurde dem Senate anvertraut, jedoch

nicht unbedingt, sondern unter dem Vorbehalt der Genehmigung. Daneben reservirte sich die Regierung das Recht der Ernennung der Lehrer und der Universitätsbeamten, ja selbst die Bestätigung des Prorectors. Das wesentlichste Merkmal der Selbstständigkeit der neuen Universität war eigentlich nur in der akademischen Gerichtsbarkeit zu suchen, in diesem größten Mißgriff des deutschen Universitätswesens, der junge Leute, die sich dem Staate widmen wollen, eine Reihe von Jahren hindurch von aller Disciplin und strengeren Beaufsichtigung desselben scheidet und von jeher am meisten zu jenem rohen Ton beigetragen hat, der die deutschen Universitäten auszeichnete. Man hielt es für unangemessen, die Wissenschaft und die Cultur in Conflicte mit der Polizei zu bringen und jugendlichen Muthwillen von dem Standpunkte des gemeinen Rechtes aus, das allerdings im Jahre 1737 ziemlich ohne alle mildernde Praxis sein mochte, zu beurtheilen. Eine besondere, lediglich auf Schwäche und Vorurtheil beruhende Disciplin wurde für die Studirenden hervorgesucht und dadurch gewissermaßen ein Staat im Staate organisirt, der zu die-

ſem in keinen anderen Beziehungen ſtand, als daß er ihn zu ergänzen beſtimmt war. Während man die beengenden Rückſichten mittelalterlicher Formen für den Unterricht beſeitigte, behielt man ſie in Betreff der äußeren Einrichtung bei. Damals wär' es gerade an der Zeit geweſen, den ganzen Reſt vergangener Jahrhunderte, der ſich an die Univerſitäten angeſetzt und der gewiſſermaßen durch den dreißigjährigen Krieg ſeine Grenze gefunden hatte, zu beſeitigen; denn ſchon beleuchteten die erſten Sonnenſtrahlen eines neuen Tages die Gipfel des Jahrhunderts: Leibnitz, Newton, Wolf u. A.

Freilich war die Göttinger Civiliſation, zur Zeit der Stiftung der Georgia Auguſta, eben nicht in dem beſten Zuſtande, und die Univerſität durfte kaum in Berührungen mit derſelben gebracht werden. Aber war es nicht traurig, daß man eine Stadt zum wiſſenſchaftlichen Depot erſah, die an ſolcher Beſchränkung der Begriffe litt, daß ſie der Meinung war, man führe die Univerſität auf Frachtwagen herbei. Dieſer Menſchenſchlag mußte wirklich außerordentlich roh und erdgeboren ſein, und es läßt ſich wohl annehmen, daß man gegen die

Errichtung der Universität in Göttingen nicht sowohl aus Angst vor den Studenten, sondern aus Angst vor den Wissenschaften protestirte — denn eine Protestation der Art soll sich wirklich in den Archiven vorfinden.

Weshalb wählte man Göttinger für die neue Universität? Weil in Lüneburg eine Sau die Salzwerke aufgefunden hatte. Diese Stadt war also weniger bedürftig, als Göttingen, dessen Einwohnern man das attische Salz der Wissenschaft zum trockenem Brode geben wollte.

Gewiß, ich will das unsterbliche Werk des unsterblichen Gerhard Adolph von Münchhausen nicht verläugnen, aber es schmerzt mich tief, daß wir Deutsche den Impuls oder wenigstens die Erlaubniß zum Fortschritt nur von den Regierungen erhalten. Fast ein ganzes Jahrhundert hindurch blieb Göttingen bei der ursprünglichen Einrichtung stehen, erst nach der bekannten Emeute, als man von oben herab für die Zukunft der Universität fürchtete, entschloß man sich zur Aufhebung der Universitäts-Jäger und sandte Gensd'armen nach Göttingen. Heißt das eine Universität in Beziehungen zu dem

Staate bringen, so ist wenigstens der erste Schritt gethan. Der verstorbene Professor Wendt hat es seitdem auch versucht, die Studirenden aus dem burschikosen Ton in gesellschaftliche Verhältnisse einzuführen: er hat den Grund zur Errichtung eines academischen Museums gelegt, (denn Wendt kam von Leipzig, wo man viel auf gute Sitten hält und wo der feinste Ton in den Familien herrscht) aber die Göttinger Studenten werden zunächst immer nur einen Anhalt in der Gelehrsamkeit der Georgia Augusta und den Beamten Göttingens finden, die Göttingen'sche Bourgeoisie im Allgemeinen ist in den hundert Jahren, seit der Errichtung der Universität, höchstens zur Erkenntniß des klingenden Werthes derselben gekommen; sonst finden wir bei ihr überall jenen Ton, den ich oben als den Grundton aller Universitäts-Landstädte angedeutet habe.

Was ist aber, ausser jenem academischen Museum, in einem ganzen Jahrhundert in Göttingen für die Urbarmachung des Universitätswesens gethan worden? So sehr man auch von jeher das anständige Benehmen der Göttinger Studenten pries, so existirten doch noch zur Zeit der ersten Heine'schen

„Reisebilder" alle alten Völkerschaften auf dieser Universität; sie schienen sich hier gleichsam, von der Zeit der Völkerwanderung her, wie zur Zeit der Sundfluth die lebenden Wesen in der Arche Noah, gegen den Untergang und die Zersplitterung gesichert zu haben. Und was Heine über die Rohheit und den Barbarismus der „Vandalen", der „Teutonen", der „Allemannen" u. s. w. schrieb, das hat auch Alles seine Richtigkeit. Wenn aber in Göttingen sich irgend eine Variation des Tons bemerkbar machte, die man auf anderen Universitäten weniger traf, so lag die Ursache davon lediglich in dem europäischen Zusammenfluß der Studirenden. Diese Leute hatten Geld und waren von Haus aus wenigstens geschliffen und polirt, wenn auch nicht civilisirt. Nun kehrte sich freilich eine feinere Form heraus, aber der Fond blieb derselbe; denn wenn auch die Vandalen z. B., lauter adelige Mecklenburger, auf den thés-dansants der Professoren sich nur mit dem Claquehut unter'm Arm und in Glacehandschuhen und Cocarvins unterhielten, so erstreckte sich diese Unterhaltung doch nie über die geistlosesten Dinge hinaus, und am nächsten

Tage benahm man ſich eben ſo gewandt und zuverläſſig in dem Voos'ſchen Bierkeller, den die Studenten ſchlechtweg die „Veſta“ nannten, oder an irgend einem andern Orte, der nicht im geringſten in Beziehungen zu dem wiſſenſchaftlichen Charakter der Univerſität ſtand. Ich wollte damit nur ſagen, daß Göttingen in „burſchikoſer“ Hinſicht durchaus keine Ausnahme von anderen Univerſitäten gemacht hat, wie denn ja auch das Göttinger Commers-Buch mit allem ſeinem Barbarismus und ſeiner Laſcivität ſtets das „imprimatur“ der hannöver'ſchen Cenſur erhielt. Selbſt die Regierungen ſchienen ſich der vorgefaßten Meinung hinzugeben, eine Univerſität könne einmal nicht ohne den alten von Vater auf Sohn vererbten Sauerteig beſtehen. Der Handwerksneid der Univerſitäten mochte auch nicht wenig zu dem Beſtehen des „Burſchenweſens“ beitragen; denn die Studenten drohten mit Auszügen und, trotz alles Cartells, wußte man doch auf anderen Univerſitäten ſtets Vortheil von ſolchen Unfällen zu ziehen. Hie und da geſtand man ſogar den Studenten größere Freiheit zu; ſtatt dieſelben durch die Wiſſenſchaften anzuziehen, zog

man sie durch den Scandal an, ein Verfahren, das sich Göttingen freilich nie zu Schulden kommen ließ. Die großartigen Absichten des Stifters der Universität, der dem Churfürstenthum Hannover einen „Hort der Wissenschaft und der Religion, und eine Schule zur Ehre Gottes und zum Wohl der Menschheit" geben wollte, wurden von dem königlichen Curatorium und dem academischen Senat stets festgehalten. Man suchte auch nach Kräften den alten Krebsschaden auszuschneiden, aber der Radicalkur standen örtliche Verhältnisse so gut wie den übrigen Universitäten entgegen, die hierin am wenigsten Hand in Hand mit der jüngeren Schwester gingen. Und dann, wie gesagt, konnte man auch dabei nur polizeilich verfahren; man konnte den Studirenden keine socialen Anlehnungspunkte in Göttingen bieten.

Wie wenig man, bei Stiftung der Universität, auf diesen Umstand Rücksicht nahm, erhellt zur Genüge aus dem, was ich bereits über die Civilisation und Cultur Göttingens im Jahre 1737 angeführt habe. Man war so roh, daß man sich nicht einmal zu einem Begriff der Wissenschaft er-

heben konnte. So suchte der Anatom Albrecht vergebens nach Leuten, die ihm Wasser und Feuerung zu seinen Arbeiten herbeischafften, ja seine Sectionen trugen ihm nur den Namen Menschenschinder ein. Nichts destoweniger war die Wissenschaft von ihrem Berufe so sehr erfüllt, daß sie durch solche Unbequemlichkeiten sich nicht stören ließ. Haller's Gattin starb sogar an dem Göttingen'schen Straßenpflaster; sie wurde zur Nachtzeit mit dem Wagen umgeworfen. Der Professor Hoffmann mußte seine Vorlesungen auf einem Heuboden eröffnen. Mit einem Worte, es drängten sich Unfälle und Erschwernisse auf der neuen Universität, die Münchhausen, im Vertrauen auf die Ausdauer der deutschen Gelehrsamkeit, allesammt überwand. Dieselbe mußte zu jener Zeit durchaus keine Ansprüche machen und im höchsten Grade wohlfeil, oder doch ihres göttlichen Ursprungs aus Juviters Haupte eingedenk sein. Was muß man heut zu Tage nicht anwenden, um die Professoren zu fesseln; im Jahre 1837 wurde keine menschliche Seele sich zur Annahme einer Professur auf der Universität Göttingen von 1737 verstanden haben.

Die Georgia Augusta wurde insbesondere unter Berücksichtigung der Staatswissenschaften gestiftet. Sie sollte für diese dasselbe sein, was Halle für Theologie und Philosophie war. Wenn sie demohngeachtet auch in Betreff jener (ich meine die Theologie) bald mit allen anderen Universitäten concurriren mochte, so hat sie doch in Betreff dieser noch bis jetzt keinen Standpunkt erreicht. Man ist sich treu geblieben und hat alle Speculation und auch alle freie geistige Regsamkeit von den Pforten der Georgia Augusta abgewiesen. Die positiven Wissenschaften bildeten bis auf die neueste Zeit das Haupt-Moment des Unterrichts.

Es fragt sich nur, ob Göttingen von diesem Gesichtspunkte aus für die Folge seinen europäischen Ruf als Lehr-Anstalt behaupten mag, wollen wir auch zugeben, daß die augenblickliche Stagnation nur eine Krise ist, oder gar eine polizeiliche Folge jener bekannten revolutionairen Auftritte? — Heyne wollte das Leben und die Fortdauer der Universität in der Societät der Wissenschaften und der Bibliothek erblicken, und gewiß muß man ihm beipflichten, wenn man an die Universitäten überhaupt

jenen höheren Maaßstab legt, der sie nicht zu Unterrichts-Anstalten für den Staatsdienst macht. Dieser Theil der Göttinger Universität wird Nichts zu befürchten haben. Aber sollte die beinahe ausschließlich positive Richtung der Universität, als Lehr-Anstalt, auf die Länge der Zeit ausreichen? Unser Jahrhundert bevorzugt die Hypothese und Speculation, es zeichnet sich durch seine philosophische Richtung aus und das zweite Saeculum der Georgia Augusta beginnt unter ganz anderen Bedingungen, als das erste. Damals handelte es sich nur um neue Formen, für alte Disciplinen. Jetzt sind Dinge in Frage gestellt, die den Gegensatz aller Formen bilden. Freilich ist unsere deutsche Gelehrsamkeit am stolzesten auf ihre Unabhängigkeit von den Strömungen der Zeit, man wird behaupten, jede Universität müsse einen besonderen, ihr eigenthümlichen Charakter bewahren und der Göttingens liege gerade in der positiven Richtung. Nach meiner Meinung aber wird er nur so lange darin liegen, als Göttingen die Landes-Universität von Hannover, Nassau und Braunschweig ist, mit einem Worte, so lange, als die materielle Existenz

der Universität die Bevorzugung der positiven Wissenschaften erträgt. Daß es sie bis zu 1830 festhielt, lag in der Natur der Sache; denn die französische Revolution verbreitete ihre Schwingungen nicht bis zur Leine und Napoleon wollte Nichts von Speculation wissen, am wenigsten von philosophischer. Nach dem Befreiungskriege konnte man sie eben so wenig gebrauchen, es sei denn mit Hegel'schen Resultaten. Jetzt aber möchte sich Göttingen doch nicht allein bei der Philosophie in der Naturgeschichte, einem Verdienste Blumenbach's, beruhigen dürfen.

Aber abgesehen davon, daß die alte Norm der Universität, die sich allerdings zu einem europäischen Standpunkte erhoben hatte, in keiner Parallele mit dem Geiste des Jahrhunderts steht, wird man auch zugeben, daß der Georgia Augusta andere zufällige Verhältnisse hinderlich geworden sind. Die größeren Universitäts-Orte: Berlin und München z. B. fangen an, einen Vorzug vor den kleineren zu erhalten. Es bieten sich hier mehr Anlehnungspunkte und Vermittelungen mit dem socialen Leben dar und die Erfahrung hat es gelehrt, daß be-

rühmte Professoren so gut, wie berühmte Schauspieler dem höchsten Gebote folgen. Wie wird Göttingen mit jenen Universitäten rivalisiren mögen, die ungleich größere Mittel anwenden können? Durch die Censur- und Lehr-Freiheit gewiß nicht; denn man weiß, was das heut zu Tage bedeutet.

Somit will es denn auch im Ganzen nicht viel sagen, wenn man behauptet, die hannöver'sche Regierung werde die Selbstständigkeit der Georgia Augusta festhalten. Diese Selbstständigkeit wird sich heut zu Tage den höheren Rücksichten des deutschen Bundes unterordnen müssen und die Censur- und Lehr-Freiheit der Göttinger Professoren wird immer nur als ein Vertrauen der Regierung, nie als eine Berechtigung jener zu betrachten sein.

Unter solchen Verhältnissen und Aussichten kam der hundertjährige Geburtstag der Georgia Augusta heran und man schickte sich an, denselben festlich zu begehen. Die Zeitungen unterhielten uns von den Vorbereitungen, und hatte vor hundert Jahren ein Göttinger Professor seine Gattin an dem schlechten Straßenpflaster verloren, so erfuhren wir nun aus der hannöver'schen Zeitung mehrere Wochen vorher,

daß ein großer Theil der Stadt funkelneues Pflaster erhalten habe, daß die Trottoirs umgelegt seien, daß der Markt seinen Springbrunnen erneuert habe, daß sogar die meisten Häuser neu angestrichen worden seien, und man einige Plätze und Anlagen mit Steinreihen, Ketten und Eisenstäben eingefaßt habe. Man mochte solche Mittheilungen für eine kleinbürgerliche Einleitung zu der Säcularfeier einer Anstalt halten, die auf der Höhe eines abgelaufenen Jahrhunderts stand, aber der Patriotismus der Göttinger dictirte sie, und man erfuhr doch aus ihnen, was man, außer der Wissenschaft, zu erwarten habe.

Selbst die Gastwirthe und Restaurants geriethen in Enthusiasmus und verpflichteten sich, ihre Preise an der table d'hôte, wie nach der Charte, durchaus nicht zu erheben, und wenn man zu gleicher Zeit erfuhr, ein „sehr gefälliges Logis" würde nicht mehr als 3 — 4 Thaler täglich kosten, so konnte man sich nur zu solcher Ermäßigung der Preise Glück wünschen; denn statt 3 — 4 Thaler hätte man ja auch 3 — 4 Louisd'or festsetzen können.

Diese Bekanntmachungen zeugten von der Erwartung der Göttinger immer mehr, als von ihrer Gastfreundschaft, will man sie anders in solidum dafür haften lassen, was Einer von ihnen in die Zeitungen schrieb. In der Allgemeinen Zeitung las man deshalb aus Göttingen selbst: „Die Göttinger überließen sich sanguinischen Hoffnungen," eine Bemerkung, die ich wenigstens in so fern bestätigt fand, als man späterhin wirklich „sehr gefällige Logis" zu einem Thaler täglich erhielt, vielleicht nur aus dem Grunde, weil jener Miethzins von 3 — 4 Thalern wenigstens den unbemittelten Enthusiasmus für die alma mater Georgia Augusta von einem Besuche derselben abgehalten hatte.

Nachdem man in den Zeitungen hinlänglich darüber verhandelt hatte, ob überhaupt und in welchen Anzügen und Farben die Studirenden an dem Feste Theil nehmen würden, ob sie in der That nur zu den academischen Feierlichkeiten im engeren Sinne benutzt werden, oder auch an den Festmahlen Theil nehmen sollten — eine Discussion, die beinahe europäisches Interesse erregte, denn sie ging selbst in die französischen Journale über — erschien

endlich das Fest-Programm in der hannöver'schen Zeitung.

Feste nach einem Programme zugeschnitten, werden stets einen gemachten, formellen Charakter annehmen. Aber hier konnte man kaum einen anderen Ausweg treffen, weil die academische Würde nicht wohl dem Zufalle überlassen bleiben durfte. Zudem handelte es sich um Festzüge, diese traten sogar als die bedeutendsten Momente der Feier hervor, und man wird einsehen, daß dabei viele Rücksichten zu nehmen, und beinahe 800 Studenten, wenn nicht unter einen Hut, doch in eine Reihe zu bringen waren.

Das Programm der Universität ist aus einer Zeitung in die andere übergegangen, ich theile es hier um so weniger mit, als es überhaupt weitläuftiger, als mannigfaltig ist. Nur muß ich bemerken, daß man sich von den alten Erinnerungen nicht wohl loereißen konnte; zum Scheine hatte man sogar den „hier studirenden Prinzen mit ihren Begleitern" (ausdrücklich im Plural) eine Stelle in der Rangordnung des Programmes eingeräumt. Oder war diese Bezeichnung etwa gar eine Vor-

ſichtsmaßregel, wenn vielleicht vom 6. bis 17. September ſich noch Prinzen hätten immatriculiren laſſen? — Ein anderes Programm, das Programm des Göttinger Magiſtrats, verdient dagegen, weil es nicht über das Weichbild hinaus kam, angeführt zu werden. Hier iſt Alles vorgeſchrieben, wie in dem Scenarium eines Theaters:

I. Sonntag den 17. Septbr. 1837.

1) Enthüllung der Statue gegen 12 Uhr Mittags. (Es iſt hier von der Statue des verſtorbenen Königs die Rede, die demſelben von der Stadt Göttingen errichtet worden iſt.)

a) Aufſtellung der Bürgerſchaft auf dem Wilhelms-Platze.

b) Beim Eintreffen der Proceſſion aus der St. Johannis-Kirche muſikaliſche Introduction.

c) Rede.

d) Ueberreichung eines Gedichts der Stadt Göttingen und ihrer Bürgerſchaft an Se. Magnificenz den Herrn Prorector.

e) Rede.

1) Männer-Chor mit musikalischer Begleitung.

2) Schluß-Feierlichkeit bei Enthüllung der Statue, unter Lösung der Kanonen und dem Geläute aller Glocken. Junge weißgekleidete Mädchen bekränzen die Statue und streuen Blumen.

2. Abend 8 Uhr allgemeine Illumination.

II. Montag den 18. Septbr.

Abends Fackelzug der Bürger.

Dieses Programm war ausschließlich für die Bürgerschaft bestimmt, und gewiß deshalb so versichtig geordnet, weil die Göttinger, wie alle Menschen, die von Studenten leben, sehr bequem sind und aus freien Stücken nicht leicht in Enthusiasmus gerathen. Das Vivat! war also wohl nur aus Unachtsamkeit in dem Programm vergessen worden; es hätte eigentlich heißen müssen: „Junge weißgekleidete Mädchen bekränzen die Statue und streuen Blumen, während die Bürgerschaft in einen lauten und vernehmlichen Jubel ausbricht.“

Abgesehen von dem Programme und der officiellen Feier hatte man indeß alle Hoffnung eines

fröhlichen und herzlichen Wiedersehns. Der Sehlen'sche Garten war zum Rendez-vous bestimmt und über die angekommenen Fremden sollte man schnelle Auskunft durch gedruckte Fremdenlisten erhalten. Freilich sprach das Programm nur von „angesehenen Fremden" und von Amtswegen schien man überhaupt keine Vorkehrungen für die Fremden schlechtweg getroffen zu haben, indeß stand vielleicht gerade von dem zufälligen Jubel mehr zu erwarten, als von dem angeordneten, und da es auch nicht in dem Charakter der Deutschen liegt, sich vorher in kritische Untersuchungen über ein Fest einzulassen und der Freude gegenüber zu splitterrichten, so konnte man, auch ohne für leichtsinnig gehalten zu werden, im Vertrauen auf den Himmel und das alte Lied: „Hoch vom Olymp herab ward uns die Freude" zum Jubelfeste reisen.

Ich setzte mich zu dem Ende in die Frankfurter Diligence und kam bis nach Gießen, wo meine Erzählung in ächter novellistischer Weise beginnen soll.

Im Gasthause zu Gießen tranken wir Passagiere des Frankfurter Eilwagens den Caffee. Es war vier Uhr Morgens, und wer mit der Diligence

gefahren iſt, wird wiſſen, daß ſich bei dem erſten Zuſammentreffen der Paſſagiere nach einer Eilwagen-Nacht im Gaſthauſe die Worte ſchwer finden; man iſt noch ſchlafumnebelt und ſchlürft den Morgentrank meiſtens in dumpfer Stille, die höchſtens durch die Eile und Haſt, bedient zu werden, unterbrochen wird. Dieſe Entrevue eignet ſich am wenigſten, mit einander bekannt zu werden, man iſt kaum aufgelegt, ſich anzuſehen. Aber ein alter Herr, der mit zwei gallonirten Bedienten in einer der Beichaiſen des Eilwagens Platz gefunden hatte, ſchritt rüſtig und raſtlos auf und nieder, er war ſo friſch und aufgeweckt, wie die Morgenluft, und ſchien den vollen Tag nicht erwarten zu können. Nachdem er nach allen Seiten der Geſellſchaft hin forſchende Blicke geworfen und ſich die Geſichter beſehen hatte, meinte er freundlich lächelnd: „Gewiß reiſen einige der Herren nach Göttingen.“ — „Ich reiſe hin — und ich — ich auch“ erſchallte es rechts und links. Der alte Herr wollte zu der alma mater Georgia Augusta und die Erinnerungen ſeiner Jugend an ihrem Ehrentage wieder anfriſchen. Das Geſpräch kam bald in Gang. „Wann

haben Sie studirt?“ — „Und Sie?“ Wir Alle waren noch aus diesem Jahrhundert, aber die Universitätszeit des Alten fiel in das letzte Jahrzehnt des vorigen. Es war Freitag Morgen, und am Samstag Nachmittag sollte die große Erkennungsscene in von Sebleins Garten vor sich gehen. Wir hatten Eile, aber dem Alten ging der Eilwagen nicht rasch genug, die Zeit war seit den neunziger Jahren bis jetzt weit rascher gewesen, sie hatte ihn — wie er meinte — im Traume alt gemacht, sie hatte ihm seine besten Freunde entführt, so manchen seiner alten Studien-Genossen überholt und an ihrem Wege gebettet, er fürchtete die, welche noch am Leben, zu versäumen. „Um jeden Preis muß ich Morgen Nachmittag um zwei Uhr in Göttingen sein.“ Der alte Herr war so eilig, als fürchtete er das Jubiläum nicht zu erleben.

Von Marburg aus vermehrten sich die Beichaisen und erhielten sogar eine streng gelehrte Besatzung, indem einige Professoren der dortigen Universität, den Degen sorgfältig in Leinen eingewickelt und den Staatshut in einem Futterale unter dem Arm tragend, in die Reisegesellschaft eintraten. Die

kleinen heßischen Flecken auf unserem Wege lieferten nun nach einander Verstärkungen des Zuges, ein Umstand, der mich zuerst besorgt machte, der europäische Andrang zur Jubelfeier werde doch nicht so erstaunlich sein, als man vermuthet habe; je näher wir Kassel kamen, desto mehr machten sich lokale Schattirungen bemerklich. Vorzugsweise aber drängte sich von der Südseite her die Theologie vom platten Lande zum Feste. Diese Leute mochten sich vielleicht seit einem viertel Jahrhundert zu dem vollen Jahrhundert der Georgia Augusta gerüstet und von ihren Gebühren einen Reisepfennig bei Seite gelegt haben.

In Kassel wurde die Eilwagenfahrt unterbrochen; denn wir standen jetzt an der Schwelle des Königreichs Hannover, was so viel sagen will, als daß wir bis zum nächsten Tag auf die Weiterfahrt der Diligence warten, oder auch Extra-Post nehmen konnten. Mein alter Herr aus Gießen wunderte sich sehr, daß solcherweise die Beförderung der Passagiere gehemmt werde, während doch von Frankfurt nach Kassel, entweder über Fulda, oder Marburg, täglich eine Diligence abgehe, und hier

Straße eine Hauptstraße sei. „Ja, es sind der hannöver'schen Regierung auch Vorschläge von der General-Direction in Frankfurt zu einer täglichen Eilwagenverbindung gemacht worden" — erinnerte der Frankfurter Conducteur — „und in diesem Falle hätte die General-Direction einen Eilwagen-Cours zwischen Frankfurt und Kassel binnen achtzehn Stunden eröffnet, aber in Hannover wollen sie nicht darauf eingehen, weil es zu viel kosten würde." Der alte Herr meinte, dieser Vorschlag würde wohl vor der Thronbesteigung des Königs Ernst gemacht worden sein, wo man immer die Idee festgehalten habe, daß zwischen diesem Königreiche und dem übrigen Deutschland eigentlich noch die Nordsee liege, jetzt aber, wo bereits preußische Reformen in die hannöver'schen Uniformen eingeführt wären, würde man gewiß binnen Kurzem auch das vortreffliche preußische Post-System adoptiren. Um das abzuwarten, hatten wir indeß wahrscheinlich keine Zeit mehr, am wenigsten aber der Alte, der noch Freitag Abends mit seinen beiden Bedienten in einer Extra-Post aus dem Leipziger Thore von Kassel fuhr.

Sonnabend Morgen folgte ich ihm in aller Frühe in einem Miethwagen, zu welchem sich noch drei Theilnehmer, ein Kaufmann aus Magdeburg mit seiner Tochter, und ein churhessischer Referendar zusammen gefunden hatten. Der Kaufmann kam aus Belgien und hatte seine Rheinreise sogar beschleunigt, um der Göttinger Jubelfeier beizuwohnen. Auf seiner Hinreise hatte er in Mainz die Guttenbergfeier genossen — ich sage *genossen*; denn er konnte nicht genug von der Begeisterung und dem Jubel erzählen, der sich dort von allen Enden der Welt zusammen gefunden habe, und wie die Mainzer so gastfreundlich gewesen seien, wie man auch ganz fremd und unbekannt an allen Festlichkeiten, und zwar ohne die geringste Empfehlung, habe Theil nehmen können. Der Alte erwartete somit eine zweite Auflage der Guttenbergfeier in Göttingen und fragte mich sofort nach der ersten Einleitung, wie man es wohl einzurichten habe, um zu dem großen Mittagessen in der Aula gezogen zu werden? Ich rieth ihm, sich nur geradezu an das Hofmarschall-Amt zu wenden. „Ja, da würde unser Eins wohl ohne Mittagessen bleiben" — meinte

der Alte. „Ich glaube es auch, aber auf andere Weise wird kein Zutritt zu erlangen sein.“ — „Gibt es denn nicht andere Mittagstafeln?“ — „Sie können für Ihr Geld essen, wo Sie wollen“ — fügte der Referendar hinzu. Der Alte mochte meinen, daß er das allenthalben könne und deshalb nicht zu einem hundertjährigen Jubelfest zu reisen brauche. Er bemerkte also, es sei wohl besser gewesen, man habe gar keine Mittagstafel von Amtswegen arrangirt; eine Bevorzugung Einzelner nehme großen Festlichkeiten gewissermaßen das Leben. Ich erinnerte ihn daran, daß die Wissenschaft ja ohnedieß unsterblich sei und dann könnten academische Feierlichkeiten unmöglich über das Leben die Würde der Universität versäumen, die Gelehrsamkeit dürfe nur die Kräfte des Geistes zur Schau tragen, nicht aber die des Magens, es sei nicht gut, wenn alle Welt sehe, wie große Geister zu Mittag essen; endlich müsse man auch essen und trinken in einer Universitätsstadt als Nebensache betrachten, hier handele es sich vorzugsweise um geistige Genüsse. Der närrische Alte erwiederte mir nun, daß man sich ja auch dazu mit Karten versehen müsse, und

da der Endtermin, bis zu welchem man dieselben hätte erhalten können, die Mittagsstunde des 15. Septembers gewesen sei, wir aber bereits den 16. September schrieben, ihm auch dazu der Zutritt erschwert sein möchte. Er fragte mich auch, was es mit der Bezeichnung „angesehene Fremde" werde zu sagen haben und ob er wohl unter dieser Rubrik dem Festzuge werde eingeschaltet werden können. Wer konnte darüber entscheiden? „Gewiß gehören Sie zu den anständigen Fremden, aber ob Sie angesehen sind, das ist eine andere Frage." — „Ich war früher Weinhändler und lebe jetzt von meinen Zinsen." — „Nun, versuchen Sie es, unter Angabe dieser Eigenschaft, die Zulassung zu den angesehenen Fremden zu erhalten, nur vergessen Sie nicht, ausdrücklich zu bemerken, daß Sie von Ihren Zinsen leben; denn die Göttinger Weinhändler bringen es selten so weit und können somit auf das Prädicat „angesehen" keinen Anspruch machen. Nimmt man es also genau, so werden Sie als Weinhändler schlechtweg nicht zu den angesehenen Fremden gerechnet."

Unter solchem Zwiegespräch waren wir bis nach Münden gekommen, von wo alle Beamte, bis

auf den Stadtrichter Beurmann, nach Göttingen ausgeflogen waren. Man ſagte uns indeß, es ſeien daſelbſt noch Wohnungen zur beliebigen Auswahl vorhanden und wir fuhren ſomit inſofern ermuthigt weiter, als wir erwarten durften den Choral: Bis hierher hat uns Gott gebracht, mit welchem man am 17. die Feſtfeier vom Johannis-Kirchthurme einleiten wollte, nicht auf offener Straße ſingen zu müſſen. Noch vor der Mittagszeit langten wir in Göttingen an. Hier erhielten wir in der That ein „gefälliges Logis" zu einem Thaler täglich, ich meine nämlich, der Kaufmann aus Magdeburg erhielt mit ſeiner Tochter ein Zimmer mit zwei Betten und ich und der Referendar ein anderes mit zwei Betten.

Nachmittags eilte ich in den Sehlen'ſchen Garten, der unter dem Namen der „Ulrich" weit und breit bekannt iſt. Wie geſpannt war ich auf Erinnerungen aus früherer Zeit, auf alte Bekanntſchaften und Herzensergießungen. Und wen traf ich von meinen Landsleuten im Sehlen'ſchen Garten? Den Senator Heineken aus Bremen, der bei der Weſerſchiffahrts-Commiſſion in Münden die Stadt

Bremen zu vertreten hatte und seine Diäten eben so gut in Göttingen verzehren konnte, und meinen alten Lehrer, den Rector Sanders, aus Bremen, der, längst in Ruhestand versetzt, sich zu der Reise nach Göttingen aus einem Anfluge jugendlicher Sympathie entschlossen haben mochte, und nun mit dem amerikanischen Consul Wichelhausen aus Bremen verlassen in den Gängen des Gartens und später in den Göttinger Straßen umherirrte. Wen traf ich von meinen Universitäts-Bekannten? den Professor Phillipps aus München. Sollte ich die alte Genossenschaft wieder erneuern? Phillipps hatte einmal eine ganze Nacht an meinem Lager gewacht, als mir im Duell die Nase verwundet worden war; man fürchtete, ich würde im Schlafe den Verband abkratzen, man hatte mir die Hände gebunden und Phillipps war sorgfältig bemüht, jede Wendung meines Körpers zu verhindern, die meiner Nase hätte gefährlich werden können. Sollte ich den gelehrten Mann an diese Nacht erinnern? Es hätte vielleicht eine herzliche Erkennungs-Scene zwischen uns stattgefunden, aber ich fürchtete die Frage: „Nun, wie geht es Dir, was treibst Du?" „Ich nehme an der Re-

daction des Frankfurter Telegraphen Theil." Gewiß würde Jakes Schwager lieber noch eine Nacht meine Nase behütet, als mit mir auf offener Straße über die Bestrebungen des Frankfurter Telegraphen verhandelt haben.

Und hier kann ich es schon sagen, es hatte allerdings mit dem officiellen Jubel der hannöver'schen Zeitung seine Richtigkeit, alle die gelehrten Zusammenkünfte, Festzüge, Diners, Bälle, Illuminationen, Feuerwerke, Jubelpredigten, lateinische Reden, Fackelzüge, Promotionen und Sitzungen der Societät der Wissenschaften fanden wirklich ganz in der Ordnung des Programmes statt; aber wir, die wir ohne Professur, ohne Titel und Orden, mit einem Worte, ohne alle academische oder sonstige Wichtigkeit, und nur anspruchelosen Erinnerungen voll, und mit der Andacht und der heiligen Inbrunst unserer Jugend nach Göttingen gezogen waren, wir mußten uns auf eigene Hand erheben, indem wir einsam hier und dorthin wallfahrteten, nach den Plätzen, an welche sich die hervorragenden Momente unserer Studienzeit knüpfen; oder uns kamen eben glückliche Zufälligkeiten zu Statten, wir

fanden diesen, oder jenen Freund aus alter Zeit, der wenigstens auf drei Tage die Verhältnisse bei Seite setzen durfte. Solcher aber gab es nicht viele. Man that also überhaupt am besten, sich in der Ferne zu halten und selbst bei den Zusammenkünften sich nicht zu alten Bekanntschaften zu drängen, die vielleicht selbst die Illusionen hätten vernichten können.

Da ich aber einmal in dem Sehlen'schen Garten bin, so will ich hier gleich die Namen der „angesehenen Fremden" anführen, die sich daselbst zusammen fanden. Am Ende kann man ja die ganze Bedeutung des Festes nur an diese Namen knüpfen. Tacitus nannte die Fürsten die nomina gentium; die nomina der Wissenschaften sind die Gelehrten, und wir Deutschen haben es wirklich mit ihnen so weit gebracht, daß man von uns dasselbe behaupten kann, was Tacitus von den Fürsten und Völkern. Wenn wir auch Nichts von den Wissenschaften wissen, so wissen wir doch sehr viel von denen, die sie regieren, wir kennen sie bei allen ihren Titeln und Orden, und wenn wir fragen, was geschah denn eigentlich in Göttingen, so werden wir

vor allen Dingen eine genaue Aufzählung jener gelehrten Notabilitäten erwarten, die sich dort zusammengefunden hatten.

Ich vermeide es, hier eine Rangordnung zu beobachten, oder auch die jedesmaligen Deputirten der Universitäten zu bezeichnen, sondern halte mich vielmehr an die republikanische Maxime der Wissenschaft, die alle Rangesdnung verschmäht, welche außer ihr liegt. Die Titel aber habe ich den Zeitungen entnommen; unbedingt kann ich nicht für die Vollständigkeit derselben einstehen.

Aus Berlin waren anwesend die Herren Alexander von Humboldt und Geheime Medicinalrath und Professor Dr. Link; aus München, Hofrath Thiersch und Professor Phillipps; aus Leipzig die Professoren Wachsmuth und Weber; aus Halle der dortige zeitige Prorector Professor Tzschirner und Domprediger Professor Blanc, die Professoren Gesenius, Wegscheider und Pott, und der Geheime Justizrath Schmelzer; aus Jena der Kirchenrath Schwarz, der O.-A.-G.-Rath und Professor Fränke, der Geheime Justizrath und O.-A.-G. Rath Martin, der Universitätsbibliothekar Göttling und der Professor

Wolf; aus Kiel die Professoren Burchardi, Hegewisch, Michelsen und Coester; aus Breslau die Professoren Dr. Rietschel, Gravenhorst und Huschke; aus Rostock der Vicekanzler von Both, die Professoren Fritzsche und Clevers; aus Bonn der Ober-Bibliothekar und Professor Welcker; aus Würzburg der Hofrath und Professor Kiliani; aus Erlangen der zeitige Prorector, Professor Schmidlein, und Professor Lips; aus Gießen der Geheimerath und Professor von Löhr und der Oberstudienrath Professor Hillebrand; aus Marburg der Geheime Hofrath Professor Platner, die Professoren Gerling, Jul. Müller und Huber; aus Tübingen der Oberjustizrath Dr. Gmelin und der Hofrath und Professor von Povre; aus Braunschweig Professor Uhle von dem collegium Carolinum; aus Hannover der Director des dortigen Gymnasiums Grotefend; aus Dorpat der kaiserl. russische Staatsrath von Morgenstern. Neben diesen Universitäts-Professoren nahm man folgende Gelehrte von Auszeichnung — wie unsere Staats-Zeitungen sagen würden — wahr, nämlich aus Weimar den Kanzler von Müller, aus Kassel den Ober-Bibliothekar und Archiv-

Director von Rommel, die Gebrüder Murhard, den Rath Dr. Wittich; aus Augsburg den Kirchenrath und Decan Geuder; aus London den Dr. Küper; aus Norwegen den Paſtor Jeſperſen; aus Liſſabon den dortigen Prediger der evangeliſchen Congregation und Abgeordneten der dortigen königlichen Academie der Wiſſenſchaften, Dr. Schütze *); aus Elze den Dr. Bauer; aus Oldenburg den Superintendenten Dr. Boeckel; aus Mitau den ruſſiſchen Staatsrath von der Recke; aus Lübeck den O.-A.-G.-Präſidenten Dr. Heyſe und den O.-A.-G.-Rath Dr. Blume.

Bei dem Reichthume an Gelehrſamkeit, den Deutſchland beſitzt, mußte es allerdings auffallen, daß ſich in Göttingen nur ein kleiner Theil derſelben beiſammen fand, und daß ſelbſt deſſen größere Hälfte aus den Deputirten der verſchiedenen Uni-

*) Alſo müſſen doch die Ereigniſſe in Portugal weniger bewegt ſein, als man den Zeitungen nach glauben möchte, oder man kann auch die Seelenruhe der deutſchen Gelehrſamkeit bewundern, die ſich zu einer Deputation nach Göttingen entſchließt, während in Liſſabon der Bürgerkrieg vor den Thoren tobt.

versitäten zusammengesetzt war. Wenn auch die Versammlung der Naturforscher in Prag in dieser Hinsicht nachtheilig auf das Göttinger Saecularfest einwirken mochte, so mußte man doch den Hauptgrund des Ausbleibens am Ende in dem Indifferentismus der Zeit gegen den ausschließlich positiven Charakter der Georgia Augusta suchen. Ich bin sogar überzeugt, daß wenn Göttingen sich durch eine philosophische Richtung ausgezeichnet hätte, eine zwar jüngere, aber doch zahlreichere Gelehrten-Generation sich eingefunden haben würde. Natürlich wurde die Philosophie gar nicht unter den Gästen repräsentirt und selbst die Repräsentanten der Staatswissenschaften waren ohne Mühe zu zählen. Daß sich die Letzteren von der Jubelfeier entfernt hielten, lag natürlich in der Zeit der Bewegung und der Partheien, schroffe publicistische Gegensätze fand ich wenigstens, außer in Friedrich Murhard aus Kassel, und Professor Phillipps aus München, nicht, jener aber, ich meine das constitutionelle System, hielt sich, mit Ausnahme der feierlichen academischen Acte, ruhig in seinem Zimmer, während dieser, der Zarkische Absolutismus,

in vollem goldgesticktem Ornate die Functionen eines Deputirten der Münchener Universität versah. An staatswissenschaftliche Erörterungen war somit nicht zu denken, und die Philologie, die sich unter Thiersch's und Müller's Vorsitz geltend zu machen suchte, konnte keine großartige Theilnahme in Anspruch nehmen. In der That, der Zustand der Gelehrsamkeit, der während der drei Tage der Jubelfeier stattfand, gewährte höchstens den Anblick einer großartigen, schönen Ruine, die mit dem Leben des Jahrhunderts nicht mehr im Einklang steht.

Dem ersten Tage der Jubelfeier ging eine amtliche Ermahnung Alexanders von Humboldt an die Studirenden vorher. Dieselben hatten sich nämlich bewogen gefunden, dem berühmten Mann ein Lebehoch! mit Fackeln darzubringen, und Herr von Humboldt erschien in Begleitung zweier Lichtträgenden auf dem Balcon des Dietrich'schen Hauses, um seinen Dank abzulesen. Unsere Wissenschaft wird selbst um den Preis, daß sie ohne Wirkung bleibt, nicht dem Zuge ihres Herzens folgen; aber sie wird auch nie ihre Zuflucht zu einer Lüge nehmen. Herr von Humboldt würde ja in dem

Falle, daß er eine Gelegenheit erwartete, zu den Studirenden zu sprechen, seine Worte haben memoriren können; aber er verschmähete diese Wendung, um nicht der Vermuthung Raum zu geben, er spräche nicht von Amtswegen. Nun muß man aber wissen, wie wenig die Studirenden geneigt sind, im ersten Taumel der Freude Ermahnungen zu verfolgen, die über die nächste Gegenwart hinaus liegen, um einzusehen, daß man sich bei den Worten des gelehrten Mannes „sträflich ennuyirte" wie die Studenten zu sagen pflegen. Oder sollten etwa diese Worte nicht bloß zu dem Publicum in der Prinzen- und Gothmar-Straße gesprochen sein, sondern in weiteren Beziehungen stehen? Da man eine solche Anrede kaum erwartete, so waren natürlich nicht gleich Stenographen bei der Hand, aber ich zweifle keinen Augenblick, Herrn von Humboldt's Worte werden sicher der Vergessenheit durch den Druck entzogen werden *).

Der erste Feiertag begann mit dem Geläute aller Glocken, in drei Pulsen, wie das Programm

*) Ist bereits geschehen. Anmerk. d. Verf.

sich ausdrückte. Der gleich darauf folgende Choral: „Bis hieher hat uns Gott gebracht," der vom Johannisthurme mit Blas-Instrumenten erschallte, mochte nur zu den Herzen der Wenigsten dringen; denn die Vorbereitungen zur Procession beschäftigten so ziemlich ganz Göttingen. Ich habe immer bemerkt, daß alle Processionen, die einen Gottesdienst einleiten sollen, stehen sie nicht in engen Beziehungen zu demselben, oder sind sie nicht vielmehr ein integrirender Bestandtheil der Feier, wie z. B. in der katholischen Kirche, meistens nur die Andacht zerstreuten, und ich möchte behaupten, daß die lange Predigt des Universitätspredigers Liebner nur deshalb weniger eindringend wirkte und von diesem, oder jenem sogar für langweilig erklärt wurde, weil nach diesen Gemüthern die Kurzweiligkeiten des Festzuges als Wesentlich erschienen. Der Vertreter wurde bei allen seinen Titeln und Würden, ganz nach der Ordnung des Programms, in den Bibliothek aufgerufen. Ob der französische Gesandte seinen langen Titel, oder überhaupt kein Deutsch verstand, weiß ich nicht; aber er stellte sich bei dem großen Appell nur erst dann, als ihn der preußische

Gesandte einfach bei seinem Namen rief: **Monsieur Martin!** Hofrath Murhard aus Kassel, mein Gönner und ein Vetter von Anton Bauer, welcher letztere mir im Jahre 1826 zur juristischen Doctorwürde verholfen hatte, war so gefällig gewesen, zu meinen Gunsten, noch nach Ablauf der bestimmten Frist, wegen einer Karte zu interveniren. Die „angesehenen Fremden," welche übrigens unter den gegen die übrigen Titel sehr abstechenden Bezeichnung: Und die übrigen Herren! aufgerufen wurden, waren die Letzten im Zuge. Zufällig durfte ich mich durch Murhards Intervention ihnen beigesellen. Weshalb bedurfte es denn Karten zum Zuge? Diese mochten freilich die Plätze in der Kirche garantiren, aber sie sperrten auch die Feier von dem Leben ab. Und nun gar die Bezeichnung angesehene Fremde! Was würde es denn geschadet haben, hätte irgend ein unangesehener Fremder die Jubelpredigt mit angehört, oder vielleicht gar ein Eckensteher die lateinische Rede des Professors der Eloquenz? Aber es war ein academisches Fest. In diesem Falle find' ich die Erklärung des hannöver'schen Kriegs-Ministeriums, daß man keine Ka-

nonen für die Professoren habe, sehr begründet. Die Hildesheimer Bürger schossen von den Wällen; denn man hatte sich durch die Antwort des Kriegs-Ministeriums nicht von den Kanonen abbringen lassen, ein Beweis, daß man doch einen allgemeinen Jubel beabsichtigte und es für nöthig hielt, eine Sprache zu reden, die zwar nicht von einem Göttinger Professor erfunden worden war, die aber doch dem Enthusiasmus, wenn anders ein solcher vorhanden war, begreiflicher sein mußte, als lateinische Reden.

Mir fielen die alten, hergebrachten Farben der vier Facultäten auf, die die Kragen und Aufschläge der Talare schmückten. Nur die Theologie war schwarz, während die Jurisprudenz, die Medicin und die Philosophie gemischte Farben trugen. Carmoisin bezeichnete treffend den controversen Zustand des Rechts, während violett die Unzulänglichkeit aller Philosophie andeutete, die es bis jetzt noch nicht zu einer bestimmten Grundfarbe gebracht hat. Das Incarnat der Medicin bedarf keiner weiteren Erklärung, und an dem Schwarz der Theologie mag man entweder das Geheimniß, in welches sich

Gott gehüllt hat, oder in welches er von der Wissenschaft gehüllt worden ist, erkennen.

Der Zug des ersten Tages war nicht ganz complet; denn der Magistrat und die Bürgervorsteher erwarteten Se. Majestät, den König, an einer in aller Eile errichteten Ehrenpforte des Weender-Thores mit den Schlüsseln der Stadt. Auch die Musik fehlte und die Vortragung des goldenen, oder vergoldeten Scepter der Universität von dem Prorector unterblieb, da der Rector der Universität Ernst August der Erste — in Göttingen weilte, und die Göttin Minerva, die diese Scepter als Attribut ihrer Majestät ansprechen durfte, heut zu Tage eben so galant, wie weise ist. Die leichten, abentheuerlichen Trachten der Studirenden bildeten ein buntes Mancherlei, das hie und da sogar seiltänzermäßig aussah. Den Reichthum der Trachten, der das fünfzigjährige Jubiläum ausgezeichnet und der Einzelne mehre Tausende gekostet haben soll, suchte man indeß vergebens, und will man den Costumen die größte Anerkennung zu Theil werden lassen, so wird man eingestehn müssen, daß sie den Theater-Rittern kleinerer Bühnen gut

stehen würden. Ich führe diesen Umstand nur deshalb an, um den materiellen Standpunkt der Universität von 1778 und 1837 anzudeuten, die Costüme waren ja im Uebrigen Nebensache der Säcular-Feier.

Der König, welcher bekanntlich auch an dem 50jährigen Jubiläum als Herzog von Cumberland Theil genommen hatte, war unterdeß in einer einfachen Reise-Kalesche nach Göttingen gekommen, um der Jubelfeier des ersten Tages beizuwohnen. S. M. sah aus den Fenstern der mit der Universität gestifteten Vanderhoeck-Ruprecht'schen Buchhandlung dem Zuge zu, und die studirenden Landeskinder senkten ihre Fahnen, als sie dem Hause vorüberschritten. Nachdem der Zug vorübergezogen war, eilte auch der König in die Kirche und hörte die lange Predigt des Professors und Universitätspredigers Liebner mit an.

Herr Liebner stellte den Dienst der Wahrheitforschung, wie ihn die deutschen Hochschulen üben, als ein Nahen Gottes, nicht im Sturme, sondern in einem stillen, sanften Sausen dar. Ein milderer Text, als ihn das erste Buch der Könige,

Cap. XIX., V. 9—14 bietet, hätte schwerlich aufgefunden werden können; das „stille sanfte Sausen der Wahrheitsforschung" beweist zur Genüge den loyalen Charakter der Predigt. Den Fortschritt, die Aufklärung, die Freiheit lieferte natürlich die Reformation zu derselben. Wenn allenfalls bei dieser Predigt einige Geistliche aus dem Osnabrück'schen und Münster'schen gegenwärtig waren, so muß man bedenken, daß der Protestantismus keine andere Rücksichten zu nehmen hat, als den lieben Gott und den König. Ich bemerke noch, daß S. M. mit lauter vernehmlicher Stimme in den Choralgesang einstimmten, was alle Anwesenden mit tiefer Rührung erfullte.

Nach der Beendigung des Gottesdienstes fand die Enthüllung der Statue des verstorbenen Königs statt. Nach diesem Act wurden die Professoren und viele „angesehene Fremde" S. M. vorgestellt. Der Vorstellung folgte ein Diner von fünfzig Couverts in der alten Aula im Bibliothekgebäude. Bekanntlich war das Letztere früher Universitätskirche und man dinirte jetzt nicht nur unter, sondern auch über vielen gelehrten Celebritäten; denn unter

dem Fußboden der alten Aula befinden sich die Gräber der angesehensten Lehrer der Universität.

Nach der Illumination und Ermüdung des ersten Tages suchte ich begierig den Schlaf. Aber ich hatte die Studenten und meine Universitätsjahre bei diesem Vorhaben nicht in Rechnung gestellt und mich zu sehr auf die Textworte der Jubelpredigt verlassen, die den Dienst der deutschen Hochschulen als ein „stilles sanftes Sausen" schildern. Jetzt sang man in den Straßen

„Immer langsam voran, immer langsam voran,
Daß die N. N. Landwehr nachfolgen kann."

Es war Mitternacht, und Züge folgten auf Züge, und immer hörte ich nichts, als jene beiden Verse, die mir von dem Auszuge der Studenten im Jahre 1823 her sehr wohl bekannt waren, die mir aber jetzt äußerst monoton vorkamen. An Schlaf war nicht zu denken. Ich mußte mich gedulden. Plötzlich klopfte es an die Thür meines Nebenzimmers, worin der Weinhändler aus Magdeburg mit seiner Tochter Platz gefunden hatte. „Burchard, komm heraus!" — „Hier ist kein Burchard." — „Alter Bruder, versteh' Dich nicht, mach auf,

alter Saufbruder — Burchard'chen, wir wollen bei Dir Eins trinken." — Man kann sich die Angst der beiden Magdeburger vorstellen; der Alte erklärte, er sei aus Magdeburg, er sei Particulier, er habe nie studirt, werde nie studiren und wolle schlafen, weil er müde sei. Jene aber, die einen Landsmann und ehemaligen Studenten in dem Zimmer vermuthete, ließen sich erst dann abweisen, als sie von allen Kellnern, die der Alte herbeigeschellt hatte, die Versicherung erhielten, daß in dem Zimmer kein Burchard sei.

Am andern Morgen klopfte ich an die Thüre des Alten. Er mußte zuvor eine ganze Wagenburg von Stühlen und Bettstellen, mittelst welcher er den Eingang verbarricadirt hatte, wegräumen. „Wie haben Sie geschlafen?" — „Gar nicht; ich reise in einer halben Stunde." — „Wollen Sie nicht die weiteren Festlichkeiten abwarten?" — „Oh, ich habe an der von dieser Nacht genug, hier ist man ja seines Lebens nicht sicher." Der gute Alte kannte die Universität und die studirende Jugend nicht einmal von Hörensagen, und so anständig der Tumult auf den Straßen und in den Häusern auch sein

mochte — denn ich behaupte mit den Zeitungen, daß die Studirenden sich sehr gesittet benommen haben, weil ich aus Erfahrung weiß, was es sagen will, wenn sie sich ungesittet benehmen — so war es ihm doch zu viel. Er reiste in der That in der kürzesten Zeit ab.

Der zweite Tag des Jubiläums erschien. Es war ein Montag, und da es sich wieder um einen Festzug handelte, so war ich begierig, zu erfahren, wie man sich mit den Göttinger Rüben abgefunden hatte. Diese werden nämlich noch jetzt, wie früher, Morgens in feierlichem Zuge durch die Hauptstraßen der Stadt zur Weide geführt. Am Sonntag hatten sie ohnedies Rasttag gehabt, am Montag konnten sie mit dem Festzuge in Collision gerathen, und das Programm hatte sich nicht darüber erklärt, ob sie in diesem Falle gleich hinter den „angesehenen Fremden" gehen, oder, als zur Universität gehörig, vor ihnen bevorzugt werden sollten. Bald erfuhr ich indeß von dem Kellner des Gasthofes, daß man die Rübe heute im Stalle lassen würde, um keine Conflicte wegen der Rangordnung hervorzurufen.

Im Bibliothekgebäude arrangirte man sich zur Procession, wie am ersten Tage. Nachdem der Prorector, unter dem Donner der Hildesheimer Kanonen, den Studenten die Universitätsfahne übergeben hatte, setzte sich der Zug in Bewegung. In feierlicher Langeweile schritten wir zur Aula, wo nach einer musikalischen Introduction (sie bestand aus Beethoven's Eroica), der Professor der Eloquenz die bereits erwähnte lateinische Rede hielt, von welcher man in den Zeitungen las, daß sie auch geistreich gewesen sei. Ich zweifle, daß mit dieser Bezeichnung Herrn Ottfried Müller ein Gefallen geschehen ist; denn er sprach einmal von Amtswegen und dann als Professor der Eloquenz; in jener Hinsicht mußte er Rücksichten nehmen, die kaum geistreiche Beziehungen zulassen, in dieser aber mußte er vor allen Dingen gelehrt sein: ein elegantes Latein blieb immer die Hauptsache. Der Professor ließ es sich angelegen sein, in einer Geschichte der Universität die positive Richtung der Universität, im Gegensatze zur Speculation, besonders der philosophischen, hervorzuheben. Man weiß es, wie selbst Kästner mit seinem Geiste und Witze an dieser posi-

tiven Richtung ſcheiterte, beide kamen ſogar, ſeit ihm, ein klein wenig in Verruf auf der Georgia Auguſta. Die lateiniſche Rede war eben ſo lang, wie die Jubelpredigt des vergangenen Tages; ich konnte mich bei Haller entfernen, frühſtücken und wieder zur Aula zurückkehren, um die Schlußworte des Profeſſors zu hören, und mich zu überzeugen, daß alle feierlichen lateiniſchen Acte ſelbſt die Intelligenz theilnahmlos laſſen, muß ſie ihnen nicht ex officio beiwohnen. Drei Viertheile der Studirenden hatten ſich bereits, ehe Herr Ottfried Müller bei Haller anlangte, aus der Aula entfernt und die „angeſehenen Fremden" waren bei'm Rückzuge nach der Bibliothek, zu dem winzigſten Häufchen zuſammengeſchmolzen. Wer die Geſchichte der Univerſität vor dem Eintritt in die Aula nicht gekannt hatte, der mochte bei'm Austritt aus der Aula nicht viel klüger ſein, und wer ſie gekannt hatte, der konnte die lateiniſche Rede entbehren. Wann wird dieſe Sitte aufgegeben werden, die Wiſſenſchaft ſo ängſtlich von dem Leben entfernt zu halten. Eine Geſchichte der Univerſität Göttingen, einer Anſtalt, die auf ganz Deutſchland influirt hat, in latei-

nischer Sprache! Gewiß wird mich die ganze philosophische Facultät ausladen, wenn ich der Meinung bin, Herr Otfried Müller habe besser gethan, deutsch zu reden, das würde ja gegen allen akademischen Gebrauch gewesen sein. In der That auch gegen alle akademische Würde; allein deutsche Vorlesungen, statt lateinischer, würden in früheren Zeiten auch für eine sancta simplicitas gehalten worden sein.

Mittags fand wieder ein großes Diner in der alten Aula Statt, zu welchem, wie am ersten Tage, das Hofmarschall-Amt eingeladen hatte. War das Diner des ersten Tages nach der strengsten Hofetiquette geordnet gewesen, so hatte das zweite akademische Beziehungen. Wer irgend einen Namen in der Wissenschaft behauptete und in amtlichen Verhältnissen zu der Universität stand, konnte dazu geladen werden. Am äußersten Ende verschaffte der Hofrathe Tisch Zutritt. Von den Studirenden waren ungefähr vier, die sich um das Arrangement der Züge verdient gemacht hatte, zur Theilnahme würdig befunden worden. Ein großer Theil der übrigen stellte die Feierlichkeiten der Aula auf der

Grebnder Straße, Angesichts des ganzen Publikums, und unter dem tollen Jubel des Göttinger Commers-Buches in Kasseler Marzbier hinunter; diese Libationen fanden nämlich vor der Universitäts-Bierschenke statt, über deren Eingangspforte Bacchus auf einer großen Biertonne eine Göttinger „Stange," die von der Erfindung des Königs Gambrinus überfloß, auf einem Zuge leerte. Um den Eindruck zu vervollständigen, hatten die Göttinger Musensöhne dem Gotte gegenüber, einen kleinen feinen Bauern burschen auf den Tisch gesetzt; man wollte den Versuch machen, wie viel er vertragen und fassen könne und goß ihm eine Flasche nach der andern in die Kehle, während man die zunehmenden Dimensionen seines Bauches sorgfältig mit gespannter Hand prüfte. Die kleine Gestalt blähte sich zusehends wie ein mit der Luftpumpe bearbeiteter Frosch auf, und wer weiß, wie weit man das Experiment getrieben haben würde, hätte nicht ein Befehl des Prorectors die vollständige Ergänzung der Geschichte der Universität Göttingen bis zum 18. September 1837, welche die Studenten auf der Grebnder Straße der Rede des Professors der Eloquenz in der Aula hinzu-

fügen wollten, verhindert. Die Festlichkeit wurde durch die herbeigeeilten Polizei-Beamten unterbrochen und man verfügte sich außerhalb der Stadt, um sie dort wieder anzuknüpfen.

Alle „angesehene Fremde," die nicht angesehen genug waren, um an dem Diner in der alten Aula Theil zu nehmen, waren auf das Mittagoessen in der Krone angewiesen. Hier fand sich die Elite alter und junger Studenten zusammen, der ein Thaler preußisch Courant nicht zu viel für ein Couvert war. Man speiste sehr gut, trank vortrefflich und hätte ganz zufrieden sein können, wären die Toaste so gut gewesen, wie das Essen und der Wein. Daß man den „edlen Herzog von Cambridge" hoch leben ließ, dagegen war freilich nicht viel einzuwenden; aber da zufälligerweise ein königlich hannöver'scher Amtmann diesen Toast ausgebracht hatte, so trat nun ein Amts-Assessor auf und ließ den Amtmann leben, weil dieser den Herzog von Cambridge habe leben lassen, und da der Amts-Assessor dem Amtmann ein Vivat! gebracht hatte, so mußte nun der Amts-Auditor dem Amts-Assessor Eins bringen. Mir wurde Angst und

Bange unter allen dieſen Toaſten, die ſich endlos fortſpannen und die, wenn ſie von Erfolg ſein würden, einen groſſen Theil der hannöver'ſchen Amtleute zu Methuſalems Alter, oder wenigſtens zu der zweiten Säcularfeier verhelfen müſſten.

Etwas behaglicher wurde mir erſt zu Muthe, als jene Studentenlieder ertönten, die man in anſtändiger Geſellſchaft ſingen kann. „Hoch vom Olymp herab!" gab das Zeichen der allgemeinen Theilnahme, und als die letzte Strophe angeſtimmt wurde: „Und iſt dann Einer unſrer Brüder nun geſchieden!" wurden manche Augen feucht; denn die Geſchiedenen mochten gerade die Beſten und Edelſten in dieſem Kreiſe geweſen ſein. Auch ich konnte meine Rührung nicht verbergen, ich gedachte zweier Freunde, deren Einer im griechiſchen Freiheitskampfe fiel, während der Andere ſein Herzblut auf der Brücke von Oſtrolenka für die Sache Polens verſpritzte.

Das Mittageſſen in der Krone hatte ſich ſo ziemlich bis gegen fünf Uhr ausgedehnt, und zwar nicht aus Ueberfluß an lebhafter Unterhaltung, ſondern weil die einzelnen Gänge ſehr langſam und

abgemeſſen ſervirt wurden, ganz in nordiſcher Weiſe, die kein Uebermaaß von Schüſſeln auf der Tafel duldet. In Frankfurt wird ein Diner ſchon mehr im Schnellſchritt vollzogen, man fuhrt die Speiſen in Maſſe heran und einzelne vortreffliche Eſſer, die keine Schüſſel verſäumen wollen, müſſen ſich ſogar zum Sturmſchritt entſchließen und ihre Teller in verſchiedene Felder eintheilen. Das hat man im Norden, wo ein Diner im Parademarſch vorüberzieht, nicht nöthig, geſchickte Wirthe verſtehen es ſogar in dieſem Falle, große Zwiſchen-Züge von Semmeln auf der Tafel paſſend zu ordnen, an die ſich der Heißhunger zunächſt halten kann; ſie ſind gewiſſermaaßen daſſelbe, was die deutſchen Hülfstruppen bei den Franzoſen waren, und müſſen die erſten heftigſten Angriffe aushalten. Doch Herrn Bethmann in der Krone lag eine ſolche Abſicht fern. Kann man es ſich denken, die Zahlung für das Couvert wurde nicht einmal der Runde nach eingeſammelt, nein! der Wirth überließ es vielmehr einem Jeden, ob er zahlen wolle, oder nicht, indem er ſich ſogar, ſelbſt als die Gäſte ſich entfernten, nicht in den Vordergrund drängte, ſondern

bescheiden, gewiß zu bescheiden, wartete, ob die Reihe auch an die Zahlung kommen würde.

Ich freute mich über diese zarte Rücksicht gegen die Fremden (denn der Studirenden halber hätte Herr Bethmann sich nicht zurückzuziehen brauchen; wenn die gerade nicht zahlungsfähig sind, machen sie durchaus keine Umstände,) und eilte zum Hainberge, der wie ein altes fables Professerhaupt die Universität weit überragt. Herr Rohn, ein Maurermeister, der überhaupt an der Civilisation der Georgia Augusta viel herummauert, hat ihm ein Glacis aufgesetzt, indem er ein recht hübsches Etablissement auf seinem Gipfel errichtete, dem nur die Menschen fehlen. Herr Rohn hat mit dieser Speculation die rechte Zeit verfehlt; sie fiel in die Periode nach der Göttinger Emeute, wo die Universität von 1500 Studenten bis auf 800 herabsank und wo das Ausland, das reiche Ausland Göttingen über Hals und Kopf verließ. Als Unterrichts-Anstalt aber möchte die Georgia Augusta schwerlich jemals wieder zu einem europäischen Ansehen gelangen, einer solchen Ausdehnung stehen, wie gesagt, sehr local-polizeiliche Rücksichten entgegen, welche den

Landes-Universitäten einen Vorzug ertheilen. Was nun aber die Universität im höheren Sinne betrifft, nicht die Universität als Zwangs-Unterricht-Anstalt für die künftige Anstellung im Staate, so wird diese freilich, als eine aus Jupiters Haupte Geborene, über irdische Rücksichten erhoben sein, aber der Maurermeister Rohn und die übrigen Göttinger Bürger werden doch bei dem attischen Salze zum Brode nicht bestehen können, sie würden vielleicht noch im Jahre 1837 gegen die Universität protestiren, wie solches im Jahre 1737 von ihren Vorfahren geschah, hofften sie nicht noch immer auf die Rückkehr jener glücklichen Zeiten, die Göttingen einen jährlichen Umsatz von 600,000 Thalern gewährten. Wie beschränkt übrigens der Gesichtskreis der Göttinger ist, mag man daraus entnehmen, daß sie die Verminderung der Studirenden der Aufhebung der Universitätsjäger und der Remplacirung derselben durch Gensd'armen zuschreiben. Die letzteren sollen sie um das Ausland gebracht haben. Man mag daraus ersehen, wie man in Göttingen den Flor der Universität lediglich an äußere Zufälligkeiten knüpft und wie wenig man auf die

Wissenschaft gibt, führt dieselbe keine anderen Resultate herbei, als die, welche Heyne vor Augen hatte.

Um zum Hainberge zurückzukehren, so war es heute in dem Rehn'schen Etablissement äußerst lebhaft, Fässer über Fässer Bier wurden von den Studenten beseitigt. Ich machte hier die Bemerkung, daß der Wein, trotz dem, daß Hannover nicht zum Mauthverbande gehört, doch schon Luxus-Artikel in Göttingen geworden ist. Sonst wurde nur im Bierkeller des Rathhauses und in der Universitäts-Schenke Bier verzapft; die größeren Gastwirthe standen sich bei Wein besser. — Wer aber heute nicht Student war, oder mit Studenten commersiren mochte, der war auf dem Hainberge auf Hunger und Durst beschränkt, hatte er anders nicht in der Krone dinirt. Und wer hier dinirt hatte, mußte eingestehen, daß er doch immer noch zu nüchtern in dieser „allgemeinen Besoffenheit" war, wie die Studenten zu sagen pflegen. Wegscheider aus Halle, der einsam und verlassen dem Jubel zusah, repräsentirte hier gewissermaaßen den Gegensatz der Wissenschaft zum Kasseler Biere. Was wird Deutschland im Ganzen und Großen von seinen

Universitäten zu erwarten haben, so lange der mittelalterliche Terrorismus des Burschenwesens jeder humanen Richtung widerstrebt. Ein alter Landpastor aus dem Herzogthum Bremen neben mir wurde auf die theologische Notabilität von einem jüngern aufmerksam gemacht. „Ach! was geht mich jetzt Wegscheider an, ich bin so trocken in der Kehle und warte schon eine Stunde lang auf ein Gläschen Rum.“ Der Mann war ganz nüchtern und vernünftig, er war an dreißig Meilen weit her nach Göttingen gekommen, um den grimmigsten Durst auf dem Hainberge auszustehen. Der Bier-Commers war ihm zu lebhaft und Wegschneider war ihm zu gelehrt. Ich wollte damit nur sagen, daß in der Göttinger Säcularfeier keine Vermittelung enthalten war: hier sah man trunkene Studenten und dort die nüchterne Wissenschaft. Wer sich nicht zu den Einen, oder zu der Anderen schlagen konnte, der stand ziemlich isolirt.

Abends brachten die Bürger den aus Hannover anwesenden Ministern ein Lebehoch! mit Fackeln dar; ein Eingriff in das Monopol der Studenten, die alle Fest- und Fackelzüge für sich in Anspruch

nahmen und es ſelbſt den Bürgern mißgönnten, daß ſie wenigſtens auf eine Weiſe an der Feier Theil nehmen wollten, die für ſie mindeſtens eine eben ſo große Bedeutung hatte, wie für jene, denn der pecuniäre Werth der Univerſität iſt wenigſtens nach hundert Jahren von den Göttingern begriffen worden. Indeß der Fackelzug war von Gensdarmen rings umgeben und ſomit gegen eine Intervention der Studenten geſchützt. Aber, daß ſich die Letzteren ihm nicht anſchloſſen, lieferte den hinlänglichen Beweis, wie ſehr noch immer die Trennung der „Burſchen“ in Göttingen von der übrigen Geſellſchaft feſtgehalten wird. Freilich mag die Urſache dieſer Trennung — wie geſagt — zumeiſt an dem Mangel ſocialer Vorzüge Göttingens liegen, das keine Anknüpfungspunkte bietet, gleich großen Städten.

Müde und matt, wie nach dem erſten Tage, kehrte ich Abends zu meiner Einthaler-Wohnung zurück. Das Zimmer des Kaufmanns aus Magdeburg war nicht wieder beſetzt worden, und mein Stubengenoſſe, der churheſſiſche Referendar, hatte ſich bei einem Freunde einquartirt, indem er, außer Flöhen, die ihn in der verfloſſenen Nacht heimge-

ſucht hatten, auch eine Erneuerung jener trunkenen Scenen fürchtete, die ſo wenig mit dem Texte der Jubelpredigt harmonirten. Deshalb ſei er nicht nach Göttingen gekommen, er wolle wenigſtens ungeſtört ſchlafen, mit dieſen Worten benachrichtigte er mich von ſeiner Abſicht, mich allein zu laſſen. Ich verbarricadirte mich ſo gut als möglich in meinem Zimmer und ſchlief wider Erwarten einen feſten Schlaf; denn die Anſtrengungen der ſtudirenden Jugend an dem nächſtverfloſſenen Tage waren ſo gewaltig geweſen, daß man Abends wenigſtens nicht mehr in Maſſe die Straße durchziehen konnte, die Eindrücke von Bier und Wein ſicherten die Ruhe und Ordnung der Georgia Auguſta weit wirkſamer, als die Ermahnungen des Prorectors: die Majorität war, wie es in der Studentenſprache heißt, „weggefallen."

Der letzte Tag der Feſtfeier, der neunzehnte September, war in ſeiner erſten Hälfte den Promotionen und der Societät der Wiſſenſchaften gewidmet; für den Abend war die Reitbahn zu einem großen Balle eingerichtet worden. Die Zuhörer hatten ſich zu den beiden erſten Acten

äußerſt ſparſam eingefunden, die Studenten inſonderheit waren mit den Vorbereitungen zum Balle beſchäftigt, der ihnen, als Erkenntlichkeit für ihre Bemühungen bei den Feſtzügen, von der Stadt Göttingen veranſtaltet worden war.

Die Promotionen und die Sitzung der königlichen Societät der Wiſſenſchaften fanden in der Aula ſtatt. Die theologiſche Facultät begann mit den erſteren. Der Decan derſelben theilte uns, als Programm, die Narratio de Joanne Laurentio Mosheim mit, Theologo Helmstadiensi et Gottingensi, Academiae Georgiae Augustae Cancellario. Die hohe Bedeutung der theologiſchen Doctorwürde wurde von dem gelehrten Redner geſchildert, die Urſachen, weshalb ſie nicht mehr ganz die alte Majeſtät behaupte, wurden angegeben. Herr Doctor Lücke erblickte dieſelben theilweiſe darin, daß das theologiſche Lehramt nicht mehr von dieſer Würde abhängig gemacht werde, theilweiſe aber in der Spaltung der Kirche, die die Particular-Kirchen nur die Doctorwürde ihrer Parthei achten laſſe. Herr Doctor Lücke war übrigens mit Johannes Laurentius von Mosheim der Meinung,

daß über kurz oder lang die theologische Doctorwürde wieder zu allgemeiner Anerkennung gelangen würde. Ich glaube das, mit Erlaubniß des gelehrten Mannes, nicht. Wie viel Waſſer iſt ſeit Mosheim bis Lücke in's Meer gefloſſen und die theologiſche Doctorwürde iſt doch nicht wieder zu ihrem alten Standpunkte gelangt. Der Grund davon iſt gewiß weniger in dem Mangel der Theilnahme fur die Form zu ſuchen, die ſich freilich in der neueſten Zeit von Tage zu Tage mehr herausſtellt, als in der Kirche ſelbſt, die nothwendigerweiſe den Glauben über die Wiſſenſchaft ſtellen muß. Will man die Kirche ausſchließlich zu einer Angelegenheit der letzteren machen, ſo wird es bald gar keine Kirche mehr geben, oder der Begriff derſelben wird wenigſtens ſehr ſchwankend werden. Somit möchte man auch kaum von Seiten der Regierungen eine unbedingte Verleihung der theologiſchen Doctorwürde an die der Landeskirche entgegenſtehende Parthei gut heißen, vielmehr dieſelbe immer nur als Ausnahme betrachten. Und am Ende iſt ſelbſt die Wiſſenſchaft eben ſo intolerant, wie der Glaube; ſie hat — wenigſtens was die Theo-

logie betrifft — die Aufklärung ſtets nur in ſubordinirter Stellung zu ſich begriffen. Wenn z. B. unſere proteſtantiſchen Theologen die Reformation citiren, ſo werden ſie dabei kaum an etwas Anderes denken, als an die ſpecielle Dogmatik, welche ſie ſich aus der Bibel gebildet haben. Was geht ſie die Reformation weiter an, als daß ſie ihnen dazu die Erlaubniß ertheilt. Die hermeſianiſchen Streitigkeiten der Bonner Theologen bieten übrigens den beſten Beweis, wie wenig ſchon jetzt an eine Vermittelung der katholiſchen Kirche mit dem Proteſtantismus zu denken iſt. Tritt ſie einmal ein, ſo möchte auch die theologiſche Doctorwürde als Nebenſache betrachtet werden; denn die Kirche als Glaubensſache wird ſich jedenfalls länger halten, als die Theologie.

Uebrigens iſt die theologiſche Doctorwürde die einzige Doctorwürde, die in Deutſchland unentgeldlich ertheilt wird, und das wird ſie, wenn auch nicht in den Augen der reſpectiven Kirchen, doch in denen der großen Menge bei Ehren erhalten. Ich nehme nämlich an, daß die Wiſſenſchaft ſelbſt auf ein ſolches Aushängeſchild in Zukunft wenig

Rückſicht nehmen wird. Außer dem königlich-baieriſchen Kirchenrath und Profeſſor Geuder zu Augsburg wurden übrigens nur proteſtantiſche Theologen von Herrn Lücke mit der theologiſchen Doctorwürde beſchenkt.

Der Theologie folgte die Jurisprudenz. Goeſchen lud hier zu den Promotionen durch das Programm ein: Georgii Christiani Gebaueri vita. Ueblicherweiſe mußte er ſich nun auch über die Bedeutung der juriſtiſchen Doctor-Würde ausſprechen. Ich erblicke ihren gegenwärtigen Charakter zunächſt darin, daß ſie nur ausnahmsweiſe, an Sacularfeſten z. B., unentgeldlich ertheilt wird und, was ihre ſpecielle Stellung in Göttingen betrifft, ſo kömmt ſie dort in Bauſch und Bogen auf dreißig Louisd'or zu ſtehen. Bevor nicht dieſe Summe deponirt iſt, bezeigt ſich die Göttinger juriſtiſche Doctor-Würde unerbittlich, nach dem Depoſitum aber macht die Themis keine Umſtände mit ihr, man kann vielmehr verlangen, daß ſene, im vollen Ornate und mit der Binde um die Augen, alsdann die gewichtigen Worte ſpreche: te Doctorem creo, creavi et ab omnibus talem haberi jubeo. Die

juriſtiſche Facultät hatte übrigens immer eine Auswahl unter tüchtigen Doctoranden; denn es trifft ſich häufig, daß geſcheidte Juriſten die Auslage von dreißig Loyſod'ers ſparen und eine Gelegenheit erwarten, wo die juriſtiſche Facultät ſich freigebig erweiſen muß, oder auch ganz auf eine Würde verzichten, die Jedem zugänglich iſt. Somit wurde auch der Geheime Legationsrath Eichhorn zu Berlin erſt am 19. September 1837, nachdem er längſt den academiſchen Lehrſtuhl der Georgia Auguſta geräumt hatte, zum Doctor beider Rechte creirt.

Den ſchwierigſten Stand dagegen hatte, hinſichtlich der Doctoranden, die mediciniſche Facultät. Die Medicin nämlich hat in allen civiliſirten Staaten Europa's den Doctorhut gewiſſermaßen ausſchließlich in Anſpruch genommen; die öffentliche Meinung ſchon creirt einen jeden Arzt zum Doctor, der ausnahmsweiſe, nach Beendigung ſeiner Studien, den Doctor-Titel nicht auf Univerſitäten acquirirt hat. Alſo da ſämmtliche Mediciner in Deutſchland, England und Frankreich meiſtentheils Doctoren ſind, ſo mußte die mediciniſche Facultät in allen Welten nach gelehrten Notabilitäten umherſuchen,

die es zufälligerweise nicht waren, und da fand man denn in England deren zwei und in Deutschland auch zwei, die aber nur aus Chirurgen, Chemiker, oder Pharmaceuten bestanden, einen Mediciner im engeren Sinne des Worts, ohne Doctor-Titel, mochte man nicht ausfindig machen können. Demnach wurden zu Doctoren der Medicin creirt: Sir Astley Cooper, Großkreuz des Guelphen-Ordens und erster K. Chirurg zu London; C. Bell, Ritter des Guelphen Ordens, Professor der Anatomie und Chirurgie, früher zu London, jetzt zu Edinburgh; E. Mitscherlich, Professor der Chemie zu Berlin, Ritter des rothen Adler-Ordens dritter Klasse; J. Liebig, Professor der Chemie und Pharmacie zu Gießen, Ritter des großherzoglichen hessischen Ludwig-Ordens.

Herbart promovirte die Philosophen. Er bemerkte, daß wenn der Philosophie der letzte Rang auf den Universitäten eingeräumt werde, das darin liege, weil sie die Vorbereitung zu anderen Wissenschaften sei. In dieser Beziehung hat man die Philosophie freilich in Göttingen nur anerkannt, sie war hier nie mehr, als die Magd der positiven

Wiſſenſchaften. Jetzt hat ſie — wie geſagt — im Leben eine ganz andere Bedeutung errungen und ſich als die Jeviserzeugte geltend gemacht; ſie will den alten Disciplinen nicht mehr dienen, ſie hat die Revolution in die Wiſſenſchaft getragen. Zuverläſſig wird auch Göttingen ihre Macht anerkennen und ſie emancipiren müſſen. Bemerkenswerth aber iſt es immer, daß von der philoſophiſchen Facultät der Georgia Auguſta nur Staatsminiſter, Geheime Cabinetsräthe, k.k. öſterreichiſche Bibliothekare, Gymnaſial-Directoren, Sub-Conrectoren und Bürgermeiſter zu Doctoren der Weltweisheit ernannt wurden. Dieſe Herren werden ſich kaum zu größerer Speculation durch den Doctortitel angeregt fühlen und das europäiſche Gleichgewicht nicht ſtören.

Den Promotionen, deren Details von allen Zeitungen berichtet worden ſind, und die, außer den hergebrachten academiſchen Förmlichkeiten, nichts Auffallendes boten, folgte eine Sitzung der königlichen Societät der Wiſſenſchaften. Die Herren waren ſehr unter ſich, obwohl Hofrath Gauß in deutſcher Sprache und ſo verſtändlich, wie möglich,

über den Erdmagnetismus überhaupt, über einen Apparat zur Messung desselben und über die Wirkungen des Magnetismus in Verbindung des Galvanismus, bezüglich der Telegraphie, sprach. Gauß hatte seinen Platz zwischen Alexander von Humboldt und dem Ober-Medicinalrath Blumenbach genommen; während der Erstere dem Redner jedes Wort aus dem Munde nahm, schienen einige Herren der juristischen Facultät mehr mit dem Munde als den Ohren zu lauschen. Sie gähnten sichtlich und bewiesen dadurch am besten, daß wenn auch Heyne die Fortdauer der Universität an die Societät der der Wissenschaften geknüpft habe, sie doch dieselbe in solideren Anlehnungen zu suchen hätten.

Blumenbach, der Secretär der Societät, sah, bis auf den Glanz seines Welten-Auges, wie aus dem Grabe erstanden aus. Die Sterne, welche ein halbes Jahrhundert und länger über der Georgia Augusta standen, neigen sich alle dem Untergange zu, und die Morgenröthe des jungen Tages scheint gerade Göttingen am wenigsten zu lächeln. Wird es der Universität vergönnt sein, mit dem neuen Saeculum gleichen Schritt zu halten, wie mit dem

abgelaufenen, das nur neue Formen für alte Disciplinen verlangte und eine Durchdringung des Gegebenen!

In derselben Sitzung der königlichen Societät der Wissenschaften wurde zugleich über die Preis-Aufgabe berichtet, die eine auf selbstständiger Quellen-Forschung ruhende Untersuchung über das erste Hervortreten des sächsischen Volksstammes auf deutschen Boden und über die daran grenzenden slavischen Völkerschaften zum Gegenstand hatte. Der verstorbene König Wilhelm IV. hatte für die beste Lösung der Frage einen Preis von tausend Thaler ausgesetzt; allein Bewerber hatten sich nur drei eingefunden. Zwei derselben hatten die ganze Aufgabe zu lösen gesucht, der Dritte, Advocat F. A. H. Schaumann in Hannover, hatte nur die sächsischen Volksstämme berücksichtigt. Demzufolge schlug die königliche Societät der Wissenschaften den Werth seiner Preisschrift zu nicht mehr als 500 Thalern an, indem Herr Schaumann, wenn auch bei gewagten Voraussetzungen, doch viel Selbstständigkeit und Unbefangenheit bewiesen habe. Man ermunterte daneben den Verfasser der Preis-

ſchrift zu der von ihm beabſichtigten Bearbeitung einer niederſächſiſchen Staats- und Rechtsgeſchichte. Die beiden anderen Preisbewerbungen waren, die eine unzulänglich, da ſie ſich nur auf eine ſorgfältige Sammlung der Quellen erſtreckte und keine Reſultate eigner Forſchung bot, die andere aber durchaus ohne hiſtoriſchen Anhalt, indem ſie ſich in ein aus der Luft gegriffenes und auf etymologiſche Verſuche geſtütztes Raiſonnement verlor. Herr Hofrath Dahlmann, der Berichterſtatter, theilte einige Proben derſelben mit, die ſelbſt dem feierlichen Ernſte der Societät ein Lächeln abnöthigten und die Zuhörer in die heiterſte Stimmung verſetzten. Mir fiel die geringe Theilnahme auf, die dieſer Preisbewerbung widerfahren war: drei Competenten, von denen der beſte einen halben Preis erhielt und der ſchlechteſte eine Farce lieferte, und dieſem gegenüber die königliche Societät der Wiſſenſchaften, an welche Heyne die Exiſtenz der Univerſität und ihren europäiſchen Einfluß geknüpft ſah! Ich glaube, daß alle drei Preisbewerber nur Hannoveraner waren.

Schlieſslich ertheilte Blumenbach der Societät die Verſicherung, der Herzog von Cambridge werde

auch nach ſeinem Abgange aus dem Königreiche das Ehrenpräſidium der Societät beibehalten.

Der Ball, der die Jubelfeier ſchloß, war in der That abundant an Eſſen und Trinken. Da ſich aber die Studenten im jugendlichen Uebermuth der für die Damen beſtimmten Speiſen vor der Zeit bemächtigten, ſo nahm er bald eine ſchiefe Richtung. Die Tänzerinnen räumten bei Zeiten den Saal und man trank auf „engliſche Weiſe," wie die Zeitungen berichteten. Uebrigens trinkt man in Deutſchland gerade ſo, wenn überhaupt Leuten, die ſich auf das Trinken verſtehen, drei tauſend Flaſchen Wein Preis gegeben werden. Am Ende mußte man ſich aber doch, wenn man gerade kein Engländer war, zurückziehen.

Bei dieſem Rückzug ſtieß ich auf den Alten aus Gießen. „Nun, Sie halten nicht aus?" — „Ich hab' es verſucht, allein der Wein ſteigt den jungen Leuten zu ſehr in den Kopf." — „Aber ein alter Student, wie Sie" — „fühlt eben, daß er ein alter Student iſt," fiel mir der Alte in's Wort. „Freundchen, tempora mutantur et nos mutamur in illis." — „Ich fahre noch in dieſer

Nacht zurück." — „Und ich morgen in aller Frühe," ſetzte der Alte hinzu.

Daß ich es nur mit kurzen Worten ſage, ein deutſcher, geſchweige denn ein europäiſcher Zuſammenfluß fand in Göttingen nicht Statt; hannöver'ſche Beamte, die Meiſten aus der Bannmeile Göttingens, und Prediger aus dem ganzen Königreiche, zumeiſt aber vom platten Lande, hatten ſich beſonders zahlreich eingefunden. Die Letzteren wurden in der Folge bei dem großen Bier-Commerſe auf dem Hainberge, deſſen ich bereits erwähnt habe, ſo guter Dinge, daß ſie am andern Tage in der Nüchternheit ſich ängſtlich darnach erkundigten, ob auch dieſer oder jener Conſiſtorialrath ſie geſtern wohl auf dem Hainberge geſehen hätte? Freilich ließ ſich der „Landesvater," das „Fuchslied" und der „Grobſchmied in guter Ruh" nicht nüchtern ſingen! Man tröſtete denn auch die Ehrwürden damit, daß hier keine Zeit zu Kirchen-Viſitationen wäre, und daß das Saecularfeſt nur alle hundert Jahre einmal gefeiert würde. Alle hundert Jahre einmal! Gewiß, ich bin überzeugt, daß die Prediger aus der Provinz „Oeſt," könnten ſie 1937 erleben, noch eben

so fidele Burschen sein würden, wie in diesem Jahre; an solchen Menschen gehen Zeit und Ewigkeit spurlos vorüber. Am Ende ist also doch, wie mir Ludolph Wienbarg einst im Vertrauen eröffnete, der Ackerbau und die Viehzucht der eigentliche Beruf der Menschen; denn unter allen, die nach Göttingen zogen, zeichnete sich die Theologie vom platten Lande am meisten durch ihren Humor und ihre Jugend aus.

Unter den Universitäts-Deputirten vermißte ich Heidelberg. Diese Universität hatte sich nur zu einem Glückwunschschreiben entschließen können; denn auch Göttingen hatte die dortige Saecularfeier nicht durch persönliche Repräsentation begrüßt, weil Heidelberg damals das Unglück hatte, in einem demagogischen Rufe zu stehen. Auch Königsberg wurde nicht unter den Deputirten repräsentirt. Kant's Lehrstuhl stand nie in innigen Beziehungen zu der Georgia Augusta. Europäische Deputationen fehlten ganz und gar, der österreichische, preußische und französische Gesandte waren von Hannover herübergekommen und nahmen an den Festlichkeiten, die ihnen so nahe lagen, officiellen Antheil. Herr Martin, der französische Gesandte, war bekanntlich

von seinem Monarchen mit einigen Kreuzen der französischen Ehrenlegion versehen worden, die Blumenbach, Heeren und Gauß (Letzterem am Tage der Feier selbst) eingehändigt wurden, und bei deren Ertheilung die Herzogin von Orleans zu Rathe gezogen worden sein soll. Mich wundert nur, daß unsere deutsche Helena nicht auf Officier-Kreuze dieses Ordens angetragen hatte, um so mehr, da dem deutschen Componisten Meyerbeer diese Auszeichnung zu gleicher Zeit zu Theil wurde.

Ernst August verweilte nur während des ersten Tages der Festfeier in Göttingen und zog sich dann sofort über Weende nach Hannover zurück. Er war einfach und bürgerlich in das Weender-Thor eingezogen, in gewöhnlicher Reise-Kalesche, und hatte sich lautlos und ohne Abschied zu nehmen aus Göttingen entfernt, nachdem er den Feierlichkeiten des ersten Tages gleichsam im Fluge und nicht als Rector der Universität beigewohnt hatte. Bei der Ueberreichung der Stadt-Schlüssel am Weender-Thore erfreute sich die anwesende Menge der huldreichen und unvergeßlichen Anwort: „Ich grüße Euch, ihr treuen Bewohner Göttingens, und wünsche

Euch einen herzlichen guten Morgen.“ Dieſer herzliche Gruß wurde von einem dreimaligen Lebehoch! erwiedert. Man fand ſich nun auch ermuthigt, eine Bittſchrift für die bekannten Gefangenen, die aus den hannöver'ſchen Unruhen herrühren, zu überreichen, die S. M. huldreichſt laſen, um ſpäter die allergnädigſte Antwort zu ertheilen, daß man den Gerichten nicht vorgreifen wolle, eine Antwort, die kaum anders zu erwarten war; denn einmal ſtand die Begnadigung dieſer Gefangenen nicht in der entfernteſten Beziehung zu der Saecularfeier, und dann auch durfte man von dem ſtrengen Rechtsgefühle des Königs keinen unzeitigen Eingriff in die Juſtiz verlangen. Die fragliche Bittſchrift war übrigens ſehr voreilig von einer großen Anzahl Göttinger Bürger unterzeichnet worden, und wenn man ſpäter in den Zeitungen behauptete, dieſer, oder jener Profeſſor der Georgia Auguſta habe ſich nicht entſchließen können, ſeinen Namen den Bittſtellern hinzuzufügen, ſo mag man das nur als einen Beweis der Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit der von der Regierung angeſtellten Gelehrſamkeit betrachten, die ſich nicht durch eine

vorgefaßte Meinung leiten läßt, sondern höhere Zwecke vor Augen hat.

Die innige Theilnahme, welche S. M. der Universität bewiesen, ist übrigens von den Zeitungen genügend anerkannt worden. Außer daß das Hofmarschall-Amt die Bewirthung der Professoren übernommen hatte, die sonst auf die sehr mittelmäßige Göttinger Küche angewiesen gewesen sein würden, erkannte man jene Theilnahme an vielen kleinen unbedeutenden Zügen, die eben durch die Person des Königs die rechte Bedeutung erhielten. Der König unterhielt sich nämlich äußerst freundlich und herablassend mit dem Hofrath Heeren, der vor ihm saß, während S. M. standen, und als die Statue des hochseligen Königs Wilhelm IV. enthüllt wurde, streckten S. M. hinter den Fenstern grüßend die Rechte gegen dies brüderliche Standbild aus; endlich wurde unter den anwesenden Fahnen die englische Flagge von S. M. längere Zeit durch das Perspectiv betrachtet. Somit wird man sich gewiß den Enthusiasmus der Zeitungs-Correspondenten für Ernst August erklären können und es nur gerecht finden, wenn es in den Journalen

hieß: „das dreimalige Lebehoch der Bürger (nach jenem „guten Morgen“ des Königs) drückte nur die Gefühle aus, wie sie einer Stadt geziemen, die Ernst August jetzt als Landesvater in ihren Mauern sah, der schon vor fünfzig Jahren sich als Mitglied der Georgia Augusta hier befunden und seitdem schon in manchen Gnadenbeweisen Seine Huld über Stadt und Universität ausgedehnt hatte.“

Die Studenten hatte man bekanntlich durch den gewaltigen Ball am dritten Feiertage wegen aller Entbehrungen an den vorhergehenden Tagen entschädigen wollen. Es war in Frage gestellt gewesen, ob man ihnen ein großes Diner auf dem Marktplatze, oder ein getheiltes Diner an verschiedenen Orten gewähren sollte. Eins wie das Andere wurde verworfen und man entschied sich für den erwähnten allgemeinen Ball, auf Kosten der Stadt, zu welchem, nachdem gleichsam alle Festlichkeiten beendigt worden waren und man der Studirenden weiter nicht mehr bedurfte, dieselben in corpore eingeladen wurden. Man hat es ihnen verdacht, daß sie so ohne Umstände zugegriffen haben und den Damen zuvorgekommen sind; aber du

großer Gott! was ließ sich hier anders erwarten: man hatte während drei Tagen den Dienst versehen und sich deshalb in bedeutende Kosten gesetzt, sollte man nun nicht wenigstens von der Gastfreundschaft der Stadt den ausgedehntesten Gebrauch machen? Wir, die wir studirt haben, werden wissen, daß die Studirenden in Universitätsstädten, die nicht groß genug sind, um Abwechselungen des socialen Lebens zu bieten, den Ton angeben. Immerhin aber würde es gewiß dem Geiste des Jahrhunderts angemessener gewesen sein, hätte man sie auch zu den officiellen Diners, wenigstens in Deputationen, eingeladen; denn der Ball würde dann weniger als eine General-Abfütterung erschienen sein, ja vielleicht würden auch die Studirenden in diesem Falle von ihrer Prärogative, vor allen Anderen die Speisen und Getränke zu occupiren, abgestanden haben. Jetzt entschuldigte man sich damit, daß man drei Tage hindurch der academischen Feier gedient habe und sich nunmehr aus Herzensgrunde restauriren wolle. So wenigstens äußerten sich Studirende in meiner Nähe, die es überhaupt für schicklich hielten, den Sturmlauf auf die für die

Damen gedeckten Tische zu entschuldigen. Der Ball fiel — wie schon gesagt — natürlich unter solchen Verhältnissen weg, abgesehen davon, daß zwei Orchester nicht hinreichten, den ungeheueren Raum zu füllen; man hörte die Tanzmusik nicht im Geringsten. Die Correspondenten haben somit auch nicht vergessen, die 3096 Flaschen, welche vertrunken wurden, als den Höhepunkt des Balls zu bezeichnen, ja Einer derselben bemerkte sogar, in Bezug auf die materielle Abundanz in der Reitbahn: „Man muß die beispiellose Anstrengung kennen, womit unsere Studirenden Zeit, vielfache Vorbereitungen und besonders bedeutende Kosten nicht gescheut haben zur Verherrlichung des gemeinsamen Festes, um jetzt ihren Jubel würdigen zu können, als sie in den großartigen Anstalten zu ihrer Bewirthung den Beweis des Wohlwollens anerkannten, der von den Behörden ihrer bisherigen Theilnahme geschenkt war. Als jetzt die Flaschen entsiegelt und die Geister des Weins entfesselt wurden, stellte sich bald der jugendliche Jubel in einem Grade ein, der nur durch die Entfernung der Mehrzahl der Damen entschuldigt werden mag. Auch jetzt muß den Offi-

sitzen der Studirenden das ehrenvolle Zeugniß gegeben werden, daß sie das Möglichste aufboten, um die Zügel der Sitte zu behaupten." Das war also gewissermaßen eine Plünderung, nach den drei beschwerlichen Strapatzen der Festfeier; aber dieser Schluß derselben war immer sehr lokal und ließ keine europäischen Beziehungen zu; denn ich hätte den sehen mögen, der unter diesem Jubel hätte aushalten können, war er nicht eben ein Student von 1837.

Am besten haben sicherlich diejenigen gethan, welche die Göttinger Saecularfeier zu Hause begingen, im Kreise gleichgestimmter Freunde; denn die kleinen burschikosen Verhältnisse liegen unserer Zeit durchaus fern; höchstens will man sich an die alten Zeiten erinnern, aufwärmen darf man sie nicht. In diesem Sinne wurde das Fest an verschiedenen Orten, zumeist aber wohl im Königreiche Hannover gefeiert. Ich führe hier nur die Harburger Feier an, die sich, in Ermangelung anderen Aufputzes, durch eine gewaltige und kunstreiche Torte auszeichnete, deren Beschreibung, da ihr Inhalt eben so wissenschaftlich wie süß war, hier nicht

wohl übergangen werden kann. Diese Torte stellte nämlich einen Altar vor, an welchem die fünf Facultäten, Theologie, Medicin, Jurisprudenz und Philosophie versinnlicht waren, nämlich eben auf dem Altar stand die Minerva mit dem Schilde, Medusenhaupt, Speer, Helm und der Eule; an der vorderen Seite dieses Altars stand die Themis mit der Wage und dem Schwerdte; neben ihr lagen links die Pandekten, rechts vom Altare lag der Kopf des Sokrates und die Werke Aristoteles und Platos. An der linken Seite des Altars lag die Bibel, neben ihr ein Kranz, der Kelch und das Kreuz. Hinter dem Altar staad Aeskulap mit dem knotigen Stabe und der Schlange. Neben dem Symbolen der Philosophie vor dem Altar lag noch eine Rolle von Pergament mit der Aufschrift: „ingenuas didicisse fideliter artes, emollit mores, nec sinit esse feros." Was thaten nun die Marburger Philosophen? Sie zerlegten natürlich die Torte und dabei sangen sie das Neujahrslied: „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher," weiter sangen sie: „Hier sitz' ich auf Rasen mit Veilchen umkränzt," endlich sangen sie: „gaudeamus igitur." Gewiß!

würde man sehr unrecht thun, den Harburgern vorzuwerfen, daß sie auf diese Weise den Dienst vor dem Altar versahen und nicht vielmehr das neue Testament, oder Platos und Aristoteles Werke lasen — aber in dem Altar der Wissenschaft, vor welchem der Gesang ertönte: „Hier sitz' ich auf Rasen mit Veilchen umkränzt" liegt eben ein großes Stück der Geschichte unserer Universitäten. Es wäre in der That sehr zu wünschen, daß unsere Beamten nicht mehr von dem Universitäts-Triennium abhängig gemacht würden; denn sie würden auch ohne dasselbe tüchtige und treue Staatsdiener werden. Nachdem die Torte, und mit ihr die fünf Facultäten mit allen ihren Emblemen, verspeist worden war, schloß man die sinnige Feier mit der inhaltsvollen Strophe:

Geht dann nach Hause,
Sonst schließen die Philister zu;
Geht fort vom Schmauße,
Legt Euch zur Ruh'.

Begonnen hatte man die Feier mit einer lateinischen Rede, von der es in den Zeitungen hieß, sie habe durch „Vortrag und Metall der Stimme

groſſen Eindruck gemacht," den Inhalt ſcheinen die Harburger alſo nicht recht begriffen zu haben. Weshalb man ſich auch mit dieſer Feierlichkeit in die Journale, zunächſt in den Hamburger Correſpondenten, bemühete, iſt nicht wohl einzuſehen. Aber ſo ſind wir Deutſche, wir können nicht einmal halb-officiell zu Mittag eſſen, ohne Europa davon in Kenntniß zu ſetzen.

Auch die Bremer haben den Feſttag der „alma mater Georgia Augusta" durch ein Diner im Muſeum gefeiert. Bei dieſer Gelegenheit ſollen die Studirenten aus den Jahren 1823 u. ſ. w. gewichtige Worte über Paukereien und jene Zeiten geſprochen haben, in welchen die „Bremania" in Göttingen auf dem Gipfel der Heldengroße ſtand. Wenigſtens bin ich davon überzeugt, daß man ſich dieſe Beziehung nicht hat entgehen laſſen; denn ich kenne meine Landsleute: ſie haben ſich ſtets vortrefflich „gerauft" und ein gutes Examen gemacht. Platos und Ariſtotelese gibt es nicht unter ihnen, und daß mein Freund Watermeyer zum Bremiſchen Cicero wurde, verdankt er bloß mir, dem „Catilina"

Bremens, mit meinen „Skizzen aus den Hansestädten."

Die Zeitungen haben außerdem bereits der gefeierten Zuschriften von Corporationen und Einzelnen an die Universität erwähnt. Alle diese Dinge wurden natürlich als Staffage der Festfeier benutzt; aber sie waren durchaus nicht der Art, daß sie eine allgemeine Theilnahme der Wissenschaft an dem Saecularfest bewiesen. Im Ganzen rührten diese Kennzeichen der Anhänglichkeit und Verehrung nur von einer älteren Generation her, die Gelehrsamkeit dieses Jahrhunderts verhielt sich ziemlich indifferent.

Wenn man aber von Seiten Göttingens viele Monate vorher in der Saecularfeier der Georgia Augusta eine Parallele mit dem Gutenbergfest in Mainz erblickte, so hat der Erfolg diese Voraussetzung wenig gerechtfertigt. Die Fremdenlisten sind nicht bis über 1800 Fremde hinausgekommen und unter diesen Fremden befanden sich Alle, die Morgens in die Thore fuhren, um Abends wieder herauszufahren. Somit bin ich überzeugt, daß der

Aufwand des Festes die Kosten desselben nicht wieder eingebracht hat.

Woher rührte dieser Mangel an Impuls? Man könnte ihn in Zufälligkeiten suchen, z. B. darin, daß ein grosser Theil der Beamten verhindert wurde, die alma mater zu besuchen, daß selbst einzelne alte Studenten Erinnerungen an Verbindlichkeiten fürchteten, die freilich durch das Credit-Edict zu umgehen waren, die aber doch existirten, (ich muß hier ganz dem Rathe des Universitäts-Secretairs Hr. Schumacher beipflichten, der halb im Scherze, halb im Ernste in seinem Jubel-Almanach einen Gerichtsstillstand und freies Geleit in Betreff alter Schulden für ersprießlich erachtete) man könnte ihn darin suchen, daß die Majorität der Studirenden aus früherer Zeit selbst noch nicht in Amt und Würde zu den Reisekosten gelangt war, daß alle diejenigen, die Göttingen aus Brod-Studium besucht hatten, keinen größeren Antheil an der Feier nahmen, als die Erinnerung eines früheren Beisammenseins hervorrief; eine solche Erinnerung aber konnte man auch zu Hause feiern, ohne Störung und in aller Bequemlichkeit; denn die Bachanalien

und die „Semmerie," die hier gerade nicht vorhanden waren, dienten eben nur dazu, die ganze prosaische Wirklichkeit vor die Poesie der Jugend zu drängen. Ich sagte, man könnte den Mangel an Impulse zum Besuche der alma mater Georgia Augusta in diesen Zufälligkeiten suchen, aber hauptsächlich liegt er auch in der Zeit. Während die Gutenbergfeier mit der letzteren durchaus im Einklang stand, nahm die Säcularfeier eine sehr isolirte Stellung ein. Die Wissenschaft ist dahin gelangt, daß sie sich selbst genügen muß. Noch vor der Julius-Revolution hatten wir Deutsche eine blinde Hochachtung für die Gelehrsamkeit, heut zu Tage würdigen wir sie nur in ihren Resultaten. Während alle Zeitungen von dem Herrn Hofrath Thiersch berichteten und die auffallendsten Correspondenzen der Eitelkeit dieses Meisters schmeichelten, der nach Nürnberg im kommenden Jahre alle Philologen Deutschlands berufen hat, daß sie sich von Neuem zu einer großen Leichenschau über das Alterthum vereinen; während man, den Zeitungen nach, glauben mußte, Herr Hofrath Thiersch sei ein Mittelpunkt der Göttinger Säcularfeier geworden,

nahm man ſelbſt in Göttingen keine größere Notiz von dem modernen Klaſſiker, als er geſchickt anzuregen wußte. Der äußere Pomp der Gelehrſamkeit iſt weggefallen, die Hofraths-Titel, die Orden, die feierlichen Akte imponiren dem Laien nicht mehr. Dieſe Veränderung hielt ſicherlich zumeiſt die große Menge entfernt, die früher eine ſo mächtige Devotion vor der Weisheit empfand, daß ſie ſelbſt dem burſchikoſen Barbarismus den Nacken beugte. Oder glichen die Studenten nicht jenen Junkern von gutem, alten Adel, die ſelbſt mit der Hundepeitſche Achtung einzuflößen verſtanden. In der That, der Ausdruck: Hundepeitſche war zu meiner Zeit in Göttingen noch ſehr gangbar, wollte man einem „Philiſter“ imponiren. Außerhalb der Univerſitätsſtadt mochte man ſich mäßigen, aber die Rohheit der Studenten wurde auch hier wenigſtens ſehr entſchuldigt, weil ſie zu großen Dingen auserſehen waren und der Deutſche z. B. ſchon vor einem künftigen Advocaten eine unantaſtbare Achtung empfand. Außer ihm und Seinesgleichen wußte ja nur Gott, was Rechtens. Indeß wir ſind jetzt, wie geſagt, ſehr aufgeklärt geworden, wir lachen

ſelbſt über den mittelalterlichen Nimbus der Wiſſenſchaft, über die Promotionen, die lateiniſchen Reden, mit einem Worte über alles Formweſen, was ſo viel dazu beigetragen hat, die Wiſſenſchaft von dem Leben und der Zeit zu ſcheiden. Diſſen, der berühmte Diſſen, hat ſich beinahe zehn Jahre hindurch in ſeinem Zimmer, von der übrigen Welt durchaus abgeſchloſſen, mit philologiſchen Studien beſchäftigt, ſie waren ſeine Leidenſchaft, und er war ſo ganz und gar an die claſſiſche Atmoſphäre gewöhnt, daß er nicht einmal die Göttinger Luft vertragen konnte, ſo ganz und gar in die todten Buchſtaben verklärt, daß er das Leben auf den Göttinger Straßen nicht mehr leiden mochte, nicht einmal an der Saecularfeier konnte er Theil nehmen. Dieſen Mann hätte ſelbſt vor fünfzig Jahren ein Göttinger Stiefelputzer als etwas Unbegreifliches verehrt, heut zu Tage war er mit ſeinem Ruhm auf die Gottingen'ſchen „Gelehrten Anzeigen" verwieſen. Und „Cujacius" Hugo, „der die Bäume von oben beſchneidet," durfte noch zu meiner Zeit, ohne ein Lächeln zu erregen, den Studirenden die drei größten Juriſten der Welt mit den Worten

angeben: „der erſte iſt Savigny, der zweite iſt — (ich muß hier zu meinem Leidweſen bekennen, daß ich in den zehn Jahren, die zwiſchen dieſer Schrift und der Encyklopädie Hugos liegen, den zweiten größten Juriſten vergeſſen habe) und den dritten verbietet mir die Beſcheidenheit zu nennen.“ Dieſer Dritte war aber in der That kein anderer, als der geheime Juſtizrath Hugo ſelbſt, ein Mann, der ſo gelehrt iſt, daß man ſich nicht darüber wundern mag, wenn er noch einmal den Verſtand über die Wiſſenſchaft verliert. In der That, die ſchöne alte Zeit der ſchweinsledernen Autoritäten iſt wirklich vorüber, ein zweiter Böhmer, der bei einer Opern-Vorſtellung ſo tief in den Schacht der Pandekten hinabſtiege, daß er Hören und Sehen darüber vergäße, wird nicht mehr geboren werden, und ein zweiter Schlözer wird nicht, in Bezug eines zweiten Bürger's, mehr fragen dürfen: „und auf dieſes Zeug hin will er Professor ordinarius werden?“ Das Alles erzählte man ſich noch vor zehn Jahren mit einer gewiſſen ehrfürchtigen Scheu, heut zu Tage aber iſt man darüber im Reinen, daß dieſer entſetzliche Despotismus der Wiſſenſchaft,

die Welt und Menschheit nur als ein Mittel für ihre Zwecke betrachtete, durchaus nicht mehr an der Zeit ist.

Deshalb und noch mehr, weil wir uns, auch in literarischer Hinsicht, in dem Zustande des Uebergangs und der Hypothese und Forschung befinden, weil wir immer mehr erkennen, daß alles Wissen eitel ist, was nicht in Beziehung zu großen menschheitlichen Zwecken und zu dem Fortschritt des Jahrhunderts steht, ich sage, deshalb gerade mochte die Feier einer Anstalt, die zunächst nur auf der Höhe eines vergangenen Jahrhunderts stand und ihre glänzendste Epoche an Namen knüpfte, die dem Ideengange der Gegenwart fern liegen, Deutschland im Ganzen und Großen keinen Impuls geben.

Ich muß hier die Worte des Herrn Ottfried Müller, die den Schluß der Anzeige des Programms zur Saecularfeier bilden, anführen. An sie knüpft sich das Vorurtheil der deutschen Gelehrsamkeit. Herr Professor Müller sagt nämlich: „Wir müssen es uns gestehen, daß wir insofern noch immer Barbaren sind, daß unsere geistige Bildung sich nicht, wie die Blüthe eines gesunden Organismus, aus den sich selbst überlassenen Trieben und Neigungen

der gesammten Bevölkerungen entwickelt, sondern einer beständigen Fürsorge von den Leitern des öffentlichen Wesens her bedarf. Fragen wir uns selbst unbefangen, welche Stelle wohl den Pflegern ernster Wissenschaft und eines höhern geistigen Lebens, selbst in unserer auf ihre Cultur so stolzen Zeit, zwischen dem ausschließlichen Verlangen nach materiellem Wohlsein bei der großen Masse und dem unstäten und verworrenen Andrange solcher geistigen Richtungen, die sich des großen Publikums gerade am meisten bemächtigen und für einige Jahre Mode werden, beschieden sein würden, wenn nicht der Staat den Boden der höheren Bildung durch seine Anstalten sicherte: so kann die Antwort auf diese Frage, so traurig sie ist, wohl nicht zweifelhaft sein. Nachdem die Kirche, als Haupterbin der antiken Geisteskultur, den Schulunterricht, wie er sich im späteren römischen Reiche gestaltet hatte, viele Jahrhunderte hindurch geleitet, und der Corporationsgeist des Mittelalters, theils mit, theils auch ohne Hülfe der Kirche, die höheren Lehranstalten, aus denen unsere Universitäten hervorgegangen sind, nicht ohne Einwirkungen der Ueber-

lieferungen aus dem späteren Alterthume, geschaffen hatte, haben die Fürsten und obersten Behörden der Staaten die Sorge, zuerst für diese höheren Lehranstalten, dann auch für die mittleren und niederen Schulen übernommen; und wie gut sich dabei die Wissenschaften und die Volksbildung überhaupt gestanden haben, zeigt hinlänglich der Zustand unseres Vaterlandes, wenn man ihn mit anderen Ländern Europas, in welchen die Regierungen diese Angelegenheiten bis jetzt weniger zu den ihrigen gemacht haben, vergleicht. Gewiß werden auf der einen Seite die Interessen des Staats, auf der anderen die der freien menschlichen Bildung am besten befriedigt und alle billigen Wünsche erfüllt werden, so lange sich mit dem Sinne jener römischen Kaiser, welche zuerst diesen Anstalten eine feste, durch Staatszwecke vorgeschriebene Form gegeben haben, ein bedeutendes Element des griechischen Geistes verbindet, welchem Bildung an sich das wünschenswertheste und ein freier Verkehr der gereiften Meister und wißbegierigen Jünger, in welchen durch keine niederdrückenden und beengenden Vorsichtsmaßregeln ohne Noth

eingegriffen wird, der natürliche Weg zu diesem Ziele zu sein schien."

Hier fragt sich wirklich nur zuerst wie sich „unsere Bildung, wie die Blüthe eines gesunden Organismus, aus den sich selbst überlassenen Trieben und Neigungen der gesammten Bevölkerung" — unter den Verhältnissen, wie sie stattfinden — entwickeln soll? Herr Professor Müller meint, es bedürfe dazu einer beständigen Fürsorge von den Leitern des öffentlichen Wesens her. Ich glaube vielmehr, die Leiter des öffentlichen Wesens bedürfen dieser Fürsorge. Hat man sich von Seiten der Regierungen stets aus der von Herrn Müller angeführten Absicht in die Leitung der Wissenschaft eingemischt, oder aus Nebenzwecken? In der That, man fürchtete die „Blüthe aus dem gesunden Organismus" des deutschen Volks, und diese Furcht veranlaßte hauptsächlich jene Fürsorge. Nun müssen wir uns deshalb „Barbaren" schelten lassen, weil die Regierungen es für gut finden, uns nur, unter einer Oberaufsicht des Staats, eine Entwickelung zuzugestehen; wir müssen uns sagen lassen, Wissenschaft und Volksbildung würden, hätten nicht die

Regierungen diese Angelegenheiten zu den ihrigen gemacht, ohne Fortschritt in Deutschland geblieben sein. Das glaube ich nun und nimmermehr. Ging denn die Reformation, dieser große Fortschritt, der noch nicht sein Ziel erreicht hat, von den Regierungen aus? Sie haben ihn benutzt und in sofern auch unterstützt; aber die Entwickelung der Reformation, die man doch als die Grundlage deutscher Cultur betrachten muß, hatte tiefere Motive, zu welchen sich die Regierungen nie herabließen.

„Bildung an sich, war dem griechischen Geiste das Wünschenswertheste.“ Bildung an sich ist auch dem deutschen Geiste das Wünschenswertheste. Aber der griechische Geist stieß bei dieser Bildung auf keine Hindernisse; der griechische Geist war nicht durch sogenannte Staatszwecke gehemmt, die freie menschliche Bildung durfte sich dort in der That entwickeln. Mußte auch Sokrates den Giftbecher trinken, so durfte er ihn doch inmitten seiner Freunde und Schüler trinken.

Wird man vielleicht Frankreich citiren, um darzuthun, daß die Bildung des Volks nur von den Regierungen ausgehen könne, und daß, wo

dieſe nicht den Unterricht zu ihrer Angelegenheit machen, die Cultur ſtets im Rückſtand bleiben werde, ſo thut man doch Unrecht. Dem franzöſiſchen Volke lag von jeher die Bildung an ſich fern; man gebe ihm Schulen und Univerſitäten, wie wir ſie haben, und es wird Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit ſtets in Parallele mit dem Leben halten, beide werden ſtets an dieſem leiden, oder auch ſeine heilſamen Einflüſſe empfinden. Bildung an ſich, ohne irgend eine praktiſche Richtung, iſt dem Franzoſen wenig werth. Er weiß, daß der Menſch aus zwei Theilen beſteht, aus Seele und Körper, er weiß, daß eine rein geiſtige Richtung in dieſer Welt nicht wohl ſtattfinden kann. In der That hat Börne ſehr recht, wenn er fragt: „mußte nicht Gott ſelbſt eine ſinnliche Welt erſchaffen?“ So fragt der Franzoſe auch, und Schulen und Univerſitäten werden ſeine Weiſe nicht ändern.

Aber geſetzen wir es uns nur ein, der griechiſche Geiſt beſchränkte ſich auch nicht ſo ganz und gar auf die Bildung, daß ſie ohne alle materielle Richtung geweſen wäre, oder nicht in Beziehungen zu dem Leben geſtanden hätte. Die ſieben Weiſen

Griechenlands wären aus unſeren Schulen nie hervorgegangen, ſie ſchöpften aus dem Leben, wie es denn überhaupt eher eine Philoſophie des Lebens, als des Wiſſens gab. Woraus aber ſchöpfen unſere Weiſen? Von dem großen Todtenacker Griechenlands und Roms, ſie halten die Leichenſchau über das klaſſiſche Alterthum, ſie ſterben auf der Rede des Demoſthenes pro Corona, wie ein treuer Diener auf der Leiche ſeines Herrn. Soll unſere Bildung die Blüthe eines „geſunden Organismus" ſein, ſo müſſen wir von vielen Einſchränkungen emancipirt werden, aber man ſoll uns nicht Barbaren ſchelten, weil wir unſere Bildung nicht auf unſern geſunden Organismus pfropfen dürfen, ſondern auf die Surrogate, welche uns der Staat dafür an die Hand gibt. Betrachten wir nur unſere Proſa, wie allmählig und langſam hat ſie ſich ausbilden müſſen weil ihr eben das Leben und die öffentlichen Verhandlungen fehlten. Der deutſchen Proſa haben ſo wenig Schulen wie Univerſitäten Nutzen gebracht, ja ich habe ſogar aus dem Munde recht tüchtiger Schullehrer die Behauptung vernommen, daß die langathmigen, ſchwerfälligen Perioden alten Styls

der modernen Richtung weit vorzuziehen seien. Unsere Schulen dienen eben so sehr dazu, den Fortschritt aufzuhalten, als sie uns in einem bestimmten Kreise der Bildung an die Hand geben.

Daß wir Deutsche aber anderen Völkern an Cultur und Wissen vorangeschritten sind, liegt zunächst in unserem Charakter, wir haben das Pulver ohne Schulen und Universitäten erfunden, und die letztern haben uns höchstens daran gehindert, es für gute und edle Zwecke zu benutzen. Wir können buchstabiren, lesen, schreiben, aber **denken** können wir — ich meine das **Volk** — nicht. Die Gelehrten haben von jeher für uns gedacht. In dem freien selbstständigen Gedanken, in dem **Leben** aber war eben die griechische Bildung begründet. Wenn uns aber Volksleben fehlt, so haben wir damit noch nicht bewiesen, daß wir desselben unwürdig sind, wir haben einen eben so gesunden Organismus, wie einst Griechenland, und, noch einmal, die Wissenschaften würden in Deutschland nicht zu Grunde gehen, fänden sie auch keine Stütze in den Regierungen. Mit einem Worte, sind wir **Barbaren**, so sind wir es nothgedrungen, es ist

uns nicht gestattet, unsere Bildung aus den „sich selbst überlassenen Trieben und Neigungen" zu entwickeln, die „gesammte Bevölkerung" soll an dieser Bildung keinen Theil nehmen, diese Bildung soll nur in der vorgeschriebenen Weise stattfinden.

Eben weil unsere Lehranstalten der „gesammten Bevölkerung" so fern stehen, eben deshalb werden sie in unserer Zeit, wo sich Alles dem Volke zuwendet, keinen Enthusiasmus erregen. Aber die Wissenschaft, die von dem Volke getrennte Wissenschaft, hält sich in der angegebenen Position stets für die Bewahrerin der Bildung jenes Volks, sie erklärt geradezu, ohne sie werde das deutsche Volk sich in Barbarismus auflösen. Das weiset nun jede Vermittelung des Volks mit eben dieser Wissenschaft ab, das hat denn allerdings jenen Hochmuth unserer deutschen Gelehrten zur Folge gehabt, der über eine Stelle der Pandekten die ganze Menschheit vergaß, der da glaubte, das Volk sei nur des Rechtes wegen da und Gott existire nur, damit die Theologen Dogmatiken verfassen könnten. Und wie gesagt — es hat auch lange gedauert, ehe das deutsche Volk in dieser Hinsicht zur Erkenntniß ge-

kommen iſt; aber die Erkenntniß konnte nicht ausbleiben. Wie dieſe Kriſis auch ausgeben mag, ſie wird wenigſtens damit enden, daß man das Heil der Bildung des deutſchen Volks nicht allein an die Schulen und Univerſitäten geknüpft ſieht. Dieſelben werden vielmehr für die Folgezeit nur in einer untergeordneten Stellung zu der Bildung des Volks betrachtet werden, ſie werden ſie leiten und gegen Abwege und Verirrungen ſchützen, aber ſie werden ſie nicht regieren und beherrſchen.

Daß es erfreulich iſt, daß der Staat den „Boden der höheren Bildung durch ſeine Anſtalten ſichert," wird Niemand läugnen können, es wird auch Keinem mit Börne einfallen, die Göttinger Bibliothek zu verbrennen, mit einem Worte, man wird den Anſtalten der höheren Bildung nie ihren großen Werth für die Cultur des deutſchen Volks ſtreitig machen, ſie nie herabſetzen von dem hohen Standpunkt, auf welchem ſie ſich ſeit Jahrhunderten erhalten haben, aber die Zeit der blinden Anbetung, der Vergötterung, die Zeit der Allmacht unſerer deutſchen Gelehrſamkeit iſt vorüber.

Die glückwünſchenden Abhandlungen, welche der Univerſität von Außen zukamen, beliefen ſich auf nicht mehr, als vier, wieder ein Beweis, daß die Theilnahme an der Saecularfeier weniger allgemein war, als die Zeitungen vermuthen ließen. Sie waren ſämmtlich mediciniſchen Inhalts, und zwar handelte:

Nr. 1. De Physiologia Tenotomiae experimentis illustrata. (Commentatio chirurgica qua Ordini medicorum gratioso Academiae Georgiae Augustae solemnia hujus universitatis literarum saecularia prima die 17. Sept. 1837 agenda gratulatur Fr. Aug. ab Ammon. potentissimi regis Saxoniae archiater et ab aulae consiliis. Accedit tabula lithographica.)

Nr. 2. Enthielt Beobachtungen über die weiße, ſchmerzhafte Schenkelgeſchwulſt der Kindbetterinen. Sie hatte Herrn A. Clemens, ausübenden Arzt in Frankfurt a. M., zum Verfaſſer.

Nr. 3. Bot eine Skizze über Algier in mediciniſcher Hinſicht, von A. von Schönberg, königl. däniſchem Archiater.

Nr. 4. War betitelt: J. S. Stredtmann's anatomiſche Vorhalle zur Phyſiologie der Stimme und der Sprachlaute.

Ueber die Preis-Abhandlungen habe ich bereits geſprochen. Jene beiden, welche auf den ganzen Preis gerichtet geweſen waren, erhielten bekanntlich Nichts, allein die eine derſelben enthielt wirklich treffliche etymologiſche Aufklärungen über die alten Sachſen. Hätte irgend ein unzeitiger Spaßvogel die hiſtoriſch-philologiſche Abtheilung der königlichen Societät der Wiſſenſchaften perſifliren wollen, er hätte nicht beſſer zu Werke gehen können. Da ich beim Abdruck dieſer Schrift einige ſpecielle Notizen über den Inhalt jener Abhandlung erhalte, ſo theile ich dieſelben hier mit. Die Abhandlung hatte das Motto multum non multa. Es war aber multa non multum vorhanden. Die Zendaveſta wurde als der Stammbaum der Sachſen angegeben. Der Verfaſſer ſagte: auf dieſem „mythiſchen Baum ſeien die Sachſen mit ihren ſchönen Mädchen gewachſen.“ Sonſt heißt es gewöhnlich erſt von Leipzig, daß hier die ſchönen Mädchen auf den Bäumen wachſen. Da nun auch in dieſer Stadt das beſte Sächſiſch

gesprochen wird, so könnte man vielleicht mit eben so viel Recht Leipzig als den Ursprung der Sachsen betrachten. Auf die Zendavesta kömmt übrigens der Verfasser nur durch das römische populus, das zugleich Pappel und Volk bedeutet, im Norden heiße der Mann Askur, wie die Esche, und die Frau Embla, wie die Erle. Auch der erste Sachsenkönig habe Aschanes, die Esche, geheißen. Dann erfährt man aus jener Abhandlung, daß Magdeburg mit Rom zu gleicher Zeit gegründet worden sei, daß die Zigeuner von den Massageten abstammen, daß die Stadt Troja von dem deutschen Worte Trog herzuleiten sei, daß die Thraker nur so viel seien, als Trecker, Zieher, Nomaden, also vermuthlich eigentlich Niedersachsen. Die Gründung des deutschen Reichs sei von Scythien aus geschehen, wonach denn die Russen allerdings begründete Ansprüche auf die deutschen Ostseeprovinzen und überhaupt auf ganz Deutschland haben. Die mit dem Könige der Scythen laut Herodot herkömmlich begrabenen Mundschenken, Köche, Stallmeister und Kammerdiener, seien nur der Mundschenk, Truchseß, Marschall und Kämmerer des deutschen Reichs.

Die Abetriten hätten schon das Vater unser! gebetet, wogegen aber die königliche Societät der Wissenschaften bemerkte, daß dieses Vater unser! ein curisches, oder lettisches sei. Wie gesagt, diese Abhandlung hatte nur etymologischen, aber keinen historischen Werth, sie glich ganz jener Geschichte, die das Wort Dom von dumpf ableitet. Man habe nämlich in dem Bleikeller der Domkirche von Bremen einen Handwerksburschen eingesperrt und dieser habe aus der Tiefe gewehklagt, was einen dumpfen Ton gegeben habe, wonach denn die Kirche Dom benannt worden sei.

Die bereits erwähnten Programme, durch welche die Decane die Promotionen ihrer Facultäten ankündigten, waren größtentheils dem Andenken älterer Lehrer gewiemet. Hierin lag eben so viel Pietät, wie Gerechtigkeit; denn an die Georgia Augusta knüpfen sich überhaupt die größten Namen der deutschen Gelehrsamkeit, während die Resultate dieser Lehr-Anstalt, wegen der einseitigen Richtung, die man hier aufrecht erhielt, keinen universellen Charakter annehmen konnten. Berlin und München wurden nach der Georgia Augusta

eingerichtet, aber ihr Wirkungskreis wurde weit ausgedehnter; jetzt, wo es sich für Göttingen darum handelt, die rückwirkende Kraft beider Universitäten zu empfinden, jetzt, wo Göttingen sich noch in der Krise der jungen Zeit befindet, wird es immer besser thun, jene nomina zu illustriren, als sich überhaupt bei den speciellen Erfolgen und Haupt-Momenten der Universität aufzuhalten, die doch leider schon theilweise Antiquität geworden sind.

Wie gesagt, der Decan der theologischen Facultät, brachte aus Mosheims Leben, nicht weniger als 61 Seiten in 4. Mosheim ist in Lübeck geboren, und zwar im Jahre 1693 oder 1694. Sein Vater war zuerst kaiserlicher Officier und trat hernach in andere Dienste. 1707 besuchte Mosheim die Lübecker Catharinenschule. 1712 verließ er dieselbe, ohne jedoch sofort zur Universität zu gehen. Dazu fehlte es ihm an Geld, das die heutigen Universitäten leider nur zu sehr in Anspruch nehmen. Erst 1716 besuchte Mosheim die Universität Kiel, um sich der Theologie zu widmen. Sein Leben Servets, der seine Ansichten im Flammentode gezahlt hatte, verschaffte ihm auch auswärts einen

Ruf. Dieſer Schrift folgten mehre theologiſche Abhandlungen durch welche er bald die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog; er wurde zum Profeſſor der Logik an der Kieler Univerſität ernannt. Kiel vertauſchte er im Jahr 1723 mit Helmſtädt. Hier ſchrieb er über Kirchengeſchichte und Moral. Bei der Stiftung von Göttingen wandten ſich Münchhauſens Blicke ſofort auf ihn, aber Mosheim hielt treu an Helmſtädt, um ſo mehr, da er dem Herzog von Braunſchweig einen Revers ausgeſtellt hatte, die Univerſität nicht zu verlaſſen. Indeß Münchhauſen vermochte den Herzog, den Revers aufzuheben, und Mosheim ging nun als Kanzler der Georgia Auguſta im Jahre 1747 nach Göttingen, wo er bis 1756 lehrte. Nach ſeinem Tode fand man ſich, wahrſcheinlich um der Eiferſucht der anderen Gelehrſamkeit vorzubeugen, bewogen, die Stelle eines Kanzlers nicht wieder zu beſetzen.

Das Programm des Decans der juriſtiſchen Facultät, an welchem Göſchen gewiſſermaßen ſtarb, hat den Titel: Inest Georgii Christiani Gebaueri vita. So wie Mosheim den eleganten Theologen,

ſo gehörte Gebauer den eleganten Juriſten an. Er wurde 1690 zu Breslau geboren und erhielt auf dem dortigen Gymnaſium ſeine erſte Bildung. 1710 beſuchte er die Univerſität Leipzig. 1727 wurde er hier zum ordentlichen Profeſſor des Lehen- und ſächſiſchen Rechts ernannt. 1731 wurde er von Münchhauſen für die neue Univerſität gewonnen. Sein Denkmal in der Jurisprudenz iſt das bekannte corpus juris. Gebauer wurde 83 Jahre alt, ein ſchönes, aber der ruhigen wohlbehaglichen Themis ganz angemeſſenes Alter, zu dem Georg Ludwig Böhmer und Johann Stephan Pütter, die beide ein halbes Jahrhundert hindurch die Rechtswiſſenſchaft an der Georgia Auguſta vertreten, ein paſſendes Seitenſtück bieten. Auch ſie erlangten ein 80jähriges Alter und machten Göttingen zum Mittelpunkt der die Jurisprudenz ſtudirenden deutſchen Jugend. Wenn Beide in wiſſenſchaftlicher Hinſicht, der Eine als die Stütze des Civil- und Canoniſchen Rechts, der Andere als die des deutſchen Staats-Rechts betrachtet werden können, ſo kann man auch — wenigſtens in Böhmer — den Repräſentanten des in Leib und Leben des Deutſchen übergegangenen

Grundſatzes: Fiat justitia et pereat mundus erblicken.

Das Programm des Decans der mediciniſchen Facultät lautete: Insunt quaedam ad historiam institutionis clinicae in Academia Georgia Augusta pertinentia. Es ſpricht ſich über die practiſch-mediciniſchen Inſtitute der Georgia Auguſta aus und über die Lehrer, welche ſich um ſie verdient gemacht haben. Richter, Stromeyer und Andere werden hier gewürdigt. Natürlich ſtanden dieſen Inſtituten zumeiſt örtliche Hinderniſſe entgegen.

Das Programm des Decans der philoſophiſchen Facultät lautete: Inest commentatio de realissimo naturali, qualem proposuit Theophilus Ernestus Schulzius, de philosophia in Academia Georgia Augusta docenda meritissimus. Herbart, der mit Ernſt Schulze nicht daſſelbe philoſophiſche Syſtem cultivirte, ſprach ſich hier mit Anerkennung über dieſen, ſo wie über Feder, Meinert und Bouterwek aus.

Die königliche Societät der Wiſſenſchaften publicirte zur Feier des Univerſitäts-Jubiläums

folgende neu aufgenommene Mitglieder und Correspondenten:

1) Zu Göttinger Mitgliedern der physischen Classe: die Professoren Wöhler und Berthold.

2) Zu Ehrenmitgliedern: den Oberamtmann Wedekind zu Lüneburg; Se. Exc. den kön. sächsischen Cabinetsminister von Lindenau;

3) Zu auswärtigen Mitgliedern:

a) In der physischen Classe: den königlichen Leibarzt Clark in London, den Hofrath und Professor Marx in Braunschweig, den Professor der Anatomie Müller in Berlin, den Director Brogniard in Paris, den Hofrath Jörg in Leipzig, den Hofrath Kreysig in Dresden;

b) In der mathematischen Klasse: Baron Peissen in Paris, Director Plana in Turin;

c) In der historisch-philologischen Klasse Archivrath Dr. Pertz in Hannover, Professor Hase in Paris, Hofbibliothekar Coxetar in Wien;

4) Zu Correspondenten: Hofprediger Doctor Rüver in London, Medicinalrath Dr. Berg-

mann in Hildesheim, Archivar Lappenberg in Hamburg, Professor Huber in Marburg, Professor Nietsch in Kiel, Professor Lachmann in Berlin, Director Quetelet in Brüssel, Professor Steinheil in München, Baron von Westrene im Haag, Baron von Lasberg in Copiohausen.

Die königliche Societät der Wissenschaften ist die Glorie um das Haupt der Georgia Augusta. Sie konnte nicht unter den Zufälligkeiten der Zeit und der Regierung leiden, da sie unabhängig von der Universität als Lehr-Anstalt war, so hatte Heyne gewiß sehr Recht, den Bestand der Universität im höheren Sinne an sie zu knüpfen. Die Societät der Wissenschaften war der Brennpunkt europäischer Wissenschaft und Cultur, jener Sonne, deren einzelne Strahlen sich hier vereinten und ein Leben entzündeten, das auf die Mitwelt den heilsamsten Einfluß ausübte und dessen Einwirkungen selbst der Nachwelt zu Gute kommen würden, fände auch die Societät der Wissenschaften eine Grenze. Sie war das erste Institut der Art, das mit einer Universität vereint wurde, die natürlich, unter die-

ſem Verhältniß, eine höhere Stellung erhielt. Die Stiftung der Societät fand im Jahre 1751, und zwar nach Hallers Angaben, ſtatt. Derſelbe wurde ihr erſter Präſident. Die Abſicht, die der Stiftung zum Grunde lag, war zunächſt die Erweiterung der Wiſſenſchaft über den beſchränkten Kreis des Unterrichts hinaus, zum Muſter nahm man die Academieen von Paris, London und Wien, die indeß von der Göttinger Societät der Wiſſenſchaften binnen Kurzem überflügelt wurden. Ihr Wirkungskreis wurde auf phyſiſche, mathematiſche und hiſtoriſche Wiſſenſchaften beſchränkt, die Societät griff ſomit unmittelbar auch in das practiſche Leben ein. Sie ſollte die Wiſſenſchaften in Parallele mit der Zeit halten. Wichtige Forſchungen und Entdeckungen kamen, gleich in den erſten Jahren nach der Stiftung, der königlichen Societät der Wiſſenſchaften zu Statten; ſie verſchafften derſelben einen europäiſchen Ruf. So ehrte und lohnte z. B. das brittiſche Parlament jene Entdeckungen, in Betreff der Meereslänge, die ſich an die Namen von Haller, Geßner und Tobias Mayer knüpfen, und die Univerſität wurde gleichſam von den Schwingungen der

Gesellschaft der Wissenschaften auf den Höhepunkt des Jahrhunderts gehoben. Mit der Lehr-Anstalt mochten andere Universitäten concurriren können, aber die Gesellschaft der Wissenschaften stand so einzig in ihrer Art da, daß in dieser Hinsicht jede Concurrenz abgewiesen wurde.

Wie sich nun auch die Verhältnisse der Universität gestalten mögen, die als Unterrichts-Anstalt allen Zufälligkeiten des Jahrhunderts und der Regierungen ausgesetzt sein wird, so wird dieselbe dennoch ihr eigentliches Lebens-Princip stets in jener Gesellschaft suchen können und finden. Ist hier etwas zu bedauern, so wäre es dies, daß die höhere Wissenschaft sich allerdings über den materiellen Schwerpunkt, der mehr oder weniger in allen irdischen Institutionen liegt, erheben kann; daß sie aber dennoch allen nachtheiligen Einwirkungen ausgesetzt ist, die das materielle Uebergewicht hienieden nun einmal zur Folge hat. Es fragt sich, ob selbst die königliche Societät der Wissenschaften nicht am Ende auch unter jenen Zufälligkeiten leiden wird, die von Zeit und Ort abhängig sind. Wenn die gelehrten Notabilitäten, an

welche ſich die königliche Societät der Wiſſenſchaften lebnt, Göttingen verlaſſen, wenn etwa die großen Geiſter der Georgia Auguſta ſich nicht in jene Hemmungen finden können, die, beſonders in dieſem Augenblick, das Königreich Hannover bewegen, ſo würden auch der königlichen Societät der Wiſſenſchaften ſolchergeſtalt die mächtigſten Stützen entzogen werden. Am Ende aber bedürfen auch — wie geſagt — ſelbſt die größten Geiſter materieller Reſultate ihrer Forſchungen, ſie bedürfen auch, daß ich es nur mit einem Worte ſage, pecuniärer Vortheile. Demnach würde auch der geringere Zufluß der Studirenden und die Einnahme der Lehrer am Ende auf jene Anſtalt einwirken, auf die Göttingen ſo ſtolz ſein kann. Der bloße Name wird ſie nicht ſicher ſtellen, ſie wird dann, ſtatt eines deus ex machina, eine machina ex deo werden.

Wenn Herr Profeſſor Otfried Müller behauptete, nur die Regierungen ſchützen die höheren Wiſſenſchaften gegen den Barbarismus des deutſchen Volks, ſo mag er zu dem Ende auch jene Ernennungen anführen, die S. M., der König Ernſt

Auguſt allergnädigſt, nach der Saecularfeier, in Betreff mehrer gelehrten Notabilitäten vornahm: Dem Conſiſtorialrathe Abt Pott wurde der Titel eines Oberconſiſtorialraths ertheilt, dem Profeſſor der Theologie, Doctor Gieſeler, wurde der Titel eines Conſiſtorialraths ertheilt, den Profeſſoren der philoſophiſchen Facultät, den Hofräthen Mitſcherlich und Heeren wurde der Titel Geheimer Juſtizräthe ertheilt. Solche Titel liegen freilich nicht in der Macht des deutſchen Volks, ſie ſind eine Prärogative der Majeſtät. Wenn wir demohngeachtet aber in den Zeitungen leſen, daß ſieben Profeſſoren der Georgia Auguſta, die Herren Dahlmann, Ewald, Jacob Grimm, Wilhelm Grimm, Gervinus, Weber und Albrecht dem Curatorium der Univerſität Göttingen eine Vorſtellung und Erklärung, als Lehrer der Jugend, in Betreff des bekannten Patents übergaben, ſo muß man doch annehmen, daß die Wiſſenſchaft unſerer Tage nicht allein durch Titel und Orden und ſelbſt nicht durch pecuniäre Emolumente ſicher geſtellt wird, mit einem Worte, daß die Regierungen höchſtens nur ſubſidiär, aber nie vorausgreifend, auf die Wiſſen-

ſchaften und die Cultur des deutſchen Volks einwirken können.

Wie ſchon geſagt, ich wollte noch in derſelben Nacht zurückreiſen, allein Zufälligkeiten verſchoben meine Abreiſe bis auf den nächſten Tag. Ein altes bekanntes Geſicht trat mir in jenem Lohnkutſcher entgegen, der mich zeitig aus dem Bette klopfte, indem er mir eine Retourfuhr nach Kaſſel anbot.

„Ich kenne dich, du biſt doch von hier.“

„„Ja, Herr, ich war von hier, jetzt wohn' ich in Kaſſel.““

„Und warum haſt du Göttingen verlaſſen?“

„„Ich war beinahe 16 Jahre dort und allen Studenten unter dem Namen von Sperlebers Johann bekannt.““

„Du haſt uns oft zu Paukereien gefahren.“—

„„Ach! es war eine ſchöne Zeit, als noch auf der Raſenmühle und dem Riſchenkrug jeden Tag ein halbes Dutzend Paukereien ſtattfanden.““

„Iſt das jetzt nicht mehr der Fall?“

„„Nein, mein Herr!““

„Da ſind alſo die Studenten ordentlicher und fleißiger.“

„„Das weiß ich nicht, aber es fehlt an Geld zum Fahren, Alles geht zu Fuße nach Ulrici.““

„Das kam ſchon zu meiner Zeit auf.“

„„Jetzt iſt es ganz eingeriſſen, ein Lohnkutſcherknecht verdient keinen Thaler Trinkgeld täglich, wie früher.““

„Und deshalb zogſt du nach Kaſſel?“

„„Nur deshalb, es geht da auch mager zu, aber doch nicht ſo mager, wie in Göttingen.““

Ich veraccordirte die Rückfahrt mit Sporleders Johann, der den meiſten Studenten von 1823—1827 bekannt ſein wird. Er hatte ſich nicht im Geringſten in den zehn Jahren verändert, in welchen ich ihn nicht geſehen hatte, und ſchrieb den Umſtand, daß er ſich ſo gut conſervirt, lediglich dem guten Leben in Göttingen zu; jetzt werde er ſchon alt werden.

Unter meinen Reiſegefährten befanden ſich ein Ungar, ein Schweizer und ein Gaſtwirth aus Mün-

ten, der vor dem Weserthore daselbst eine Anlage beſaß. Jene Beiden hatten Göttingen nur im Durchzuge berührt und einen halben Tag der Jenſeier verlebt. Sie erzählten mir ein Weites und Breites über die Cholera in Berlin; denn ſie kamen direct von dieſer Univerſität, von der ſie behaupteten, daß ſie, trotz des aufgeregten Lebens der Säcularfeier der Georgia Auguſta, doch mehr geſellſchaftliche Anknüpfungen und Beziehungen biete, die über das Burſchenweſen hinauslägen. Sie würden es keinen Winter in Göttingen aushalten. Es waren profane junge Leute, die eine Brodwiſſenſchaft ſtudirten, ihnen galten die Berliner Theater eben ſo viel, wie die Göttinger Bibliothek. Der Gaſtwirth aus Münden aber erzählte, wie einige zwanzig Göttinger Studenten in etwas über vier und zwanzig Stunden 1500 Flaſchen Kaſſeler Märzbier in ſeinen Anlagen vor Münden ausgetrunken hätten und dabei dennoch auf den Beinen geblieben ſeien. Das war mir wieder ein Beleg, wie wenig man in Göttingen geſellſchaftlich vorgeſchritten iſt. 1500 Flaſchen Bier in vier und zwanzig Stunden auszutrinken, iſt eine würdige Auflöſung der ſocialen

Fragen unſeres Jahrhunderts. „Aber“ — erinnerte jener — „die Herren verſtehen auch zu trinken; wenn ſie eine Flaſche hineingießen wollen, ſo gießen ſie zuvor eine andere heraus.“

„Ich meinte, ſonſt hätten die Göttinger Studenten in Münden nur Wein getrunken.“

„„Ja ſonſt, jetzt ſind wir zufrieden, wenn ſie es bei dem Biere bewenden laſſen.““

Ich könnte alſo Sporleders Johann, den Ungar, den Schweizer und den Gaſtwirth in Münden zu dem Ende anführen, daß Göttingen, was die pecuniären und wirthſchaftlichen Verhältniſſe der Univerſität betrifft, weder den Vergleich mit den größeren Univerſitätsſtädten aushalten kann, noch auch überhaupt ſich auf der früheren Stufe erhalten hat. Als Kriterium für die Zukunft der Univerſität kann man freilich die Aeußerung dieſer Leute nicht benutzen, aber die Göttinger ſelbſt ſprechen in einem ähnlichen Ton. Man wird das Mißbehagen über die Veränderung bald aus ihnen herausfühlen. Hat nicht der Gaſtwirth Bethmann ſeine Equipage abgeſchafft, weil ſie ihm die Koſten nicht trägt? Ich

ließ mir ſagen, er ſähe ſich ſelbſt mit ſeiner Table d'hôte vor und träfe eine Auswahl unter den Studirenden.

In der Gaſtſtube der Krone zu Münden, wo Herr Meyer aus Bremen, nach wie vor, die comfortableſte Wirthſchaft führt und eine Küche entwickelt, die ſich mit der beſten der Kaſſeler Gaſthöfe meſſen kann, fanden ſich mehre aus Göttingen Heimkehrende beiſammen. Alle waren darüber einig, daß ihre Hoffnungen, in Betreff der Saecularfeier, nicht in Erfüllung gegangen ſeien. Nicht Einer widerſprach demjenigen unter uns, der behauptete, für die Fremden ſei nicht im geringſten geſorgt geweſen. Den Zuſammenfluß aus dem Auslande hatte ſich jeder größer vorgeſtellt. Einige behaupteten, daß ſie demohngeachtet ihr Logis nach der Taxe der hannöver'ſchen Zeitung bezahlt hätten. Wer die Anſichten der Bürger Göttingens kennt, die nur auf die Univerſität angewieſen ſind, wird es ziemlich wahrſcheinlich finden, daß man ſich an der Saecularfeier wegen der Rückſtände der letzten Jahre erholen wollte und daß die Gaſtfreundſchaft ihre Rechte hier nicht behaupten konnte. Das Feſt

war den Leuten eine Art von Speculation geweſen. Hatte doch der Gaſtwirth zum „deutſchen Hauſe“ — ſchlechtweg der Kaiſer genannt — ſogar auf Encaſſirung alter Ausſtände gerechnet. Die ſchienen nun freilich größtentheils zu Hauſe geblieben zu ſein; aber ein Student, der mich von den Abſichten jenes Herrn in Kenntniß ſetzte, fügte hinzu, daß man ſich, ſei man nicht ganz freien Gewiſſens, wirklich verſehen müſſe. Alle dieſe Miſſſtände waren Diſſonanzen der Feſtfeier, und wenn ich nicht die Bekanntſchaft einiger jungen Literaten gemacht hätte, die ſich bemühen, die moderne Richtung unſerer Literatur in den alten Styl der Georgia Auguſta einzuſchmuggeln, meine Reiſe würde ganz ohne Reſultat geweſen ſein.

In Landwehrhagen, dem hannöver'ſchen Grenzorte, wenn man gen Kaſſel fährt, faßte Sperlederos Johann den Entſchluß, ſich von ſeinen traurigen Rückblicken in die verfloſſenen Zeiten an einigen Flaſchen zollfreien franzöſiſchen Weines zu erholen und ließ uns Paſſagiere indeß eine gute halbe Stunde vor dem Wirthshauſe warten. Ich fluchte in guter Studenten-Manier, aber er ließ ſich nicht

ure machen, da er in der Wirthsstube Kasseler Gesellschaft gefunden, die die zwei Stunden Wegs nicht gescheut hatte, um billigern Wein zu trinken, als jenseits der Mauth. Als ich ihn, nach seiner Rückkehr, über sein illegales Verfahren zur Rede stellte, meinte Johann, das käme Alles aus Verzweiflung über die neue schlechte Zeit, die Göttingen und ihn so erschrecklich herunter gebracht hätte. Was konnte man anders thun, als Mitleiden mit dem Unglücklichen haben. Den Comment und die Ehrfurcht vor den Studenten hatte er auch mit den geringern Trinkgeldern vergessen. Nun ging es bergab, nach Kassel hinunter und der Wein hatte unsern Fuhrmann dergestalt beflügelt, daß wir Gott danken konnten, mit heilen Armen und Beinen nach Kassel zu kommen, an ihm wenigstens lag es nicht, wenn meine Göttinger Reise auch noch ein lebensgefährliches Ende genommen hätte.

Schließlich aber bin ich der Meinung, daß eine Universitätsfeier, die über die Wissenschaft hinausliegt, und sich bemüht, in große, weite, mit einem Worte in nationale Beziehungen zu treten, mißlingen muß. Unsere Gelehrsamkeit hat sich stets

ängſtlich von dem Volke entfernt gehalten und dieſes wird ſich ihr gelegentlich und zur Zeit der Noth nicht zuwenden. Greift man aber gar zu den mittelalterlichen Verzierungen einer Univerſitätsfeier, ſo wird man kaum die Behauptung beſeitigen, daß ſolche am wenigſten in unſerer jetzigen Zeit liegen.

Gedruckt bei Adolph M. Zeller in Offenburg.